Allgemeine historische Bibliothek

von

Mitgliedern

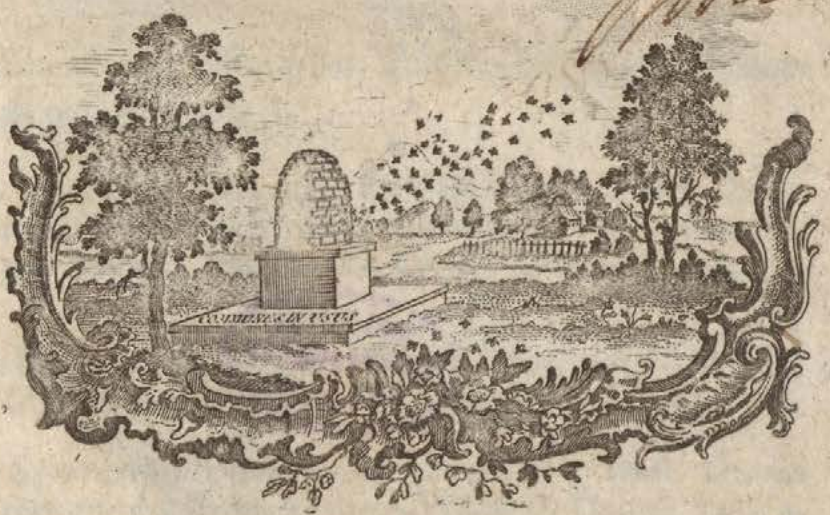
des königlichen Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Gatterer.

Dreyzehenter Band.



Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

HALLE,

bey Johann Justinus Gebauer. 1770.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
6240
Stadt Bücherei Elbing
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
010695

Verzeichniß

Der in dem siebenten Bande der historischen Bibliothek vorkommenden Abhandlungen, Recensionen, Nachrichten und Anfragen.

I. Abhandlungen sonderlich über die historische Kunst.

1) Verschiedene Anmerkungen zur Bereicherung der Diplomatik von Ludwig Christian Lichtenberg Herzogl. Sachsen-Gothaischen ersten geheimen Archivarius. S. 3

2) Auszug eines Schreibens aus London-Chronicle vom 22. Aug. 1769. (vom Hrn. Prediger Wiß zu Oßnabrück.) 18

3) Gedanken eines Geschichtskundigen über Hermanns Schlacht von Klopstock, 23

II. Recensionen historischer Bücher, Landcharten Wappen und Münzen.

1) Don Luis Velazquez Geschichte der spanischen Dichtkunst. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. A. Dieze. Göttingen 1769. 8. 27

2) Historia captiuitatis Philippi Magnanimi Auctore *D. Lud. Godof. Magen.* Frft. et Lipſ. 1766. 8. 55

3) Syntagma dissertationum etc. *Thomae Hyde.* Omnia recognita a *Greg. Sharpe.* Vol. I. II. Oxonii 1768. 4. 69

4) Litterarisches Wochenblatt oder Gelehrte Anzeigen mit Abhandlungen. Nürnberg 1769. 8. 103

5) *T. Liuii Patauini* Hiſtoriarum libri, qui ſuperſunt, omnes, ex recenſione Arn. Drackenborchii. Lipſiae 1769. 8. S. 105

6) Catalogus Codicum graecorum bibliothecae Laurentianae. Tom. II. editus ab *A. M. Bandinio.* Florentiae 1768. Fol. Maj. 109

7) I. *Erici* Obſeruationum ad antiquitates ſeptentrionales pertinentium Specimen. Hafniae 1769. 8. 125

8) Anleitung zur gründlichen und nützlichen Kentniß der neueſten Erdbeſchreibung von J. C. Pfennig. Berlin und Stettin 1769. 8. 126

9) Gloſſarium Suio-Gothicum. Auctore *Ioanne Ihre.* Vpſaliae 1769. gr. Fol. 131

10) *I. Brunatii* Chartarum Coenobii S. Iuſtinae Explicatio. Patauii 1768. 179

11) Della B. Beatrice d'Eſte vita antichiſſima con diſſertazioni dell' Abbate Brunacci. In Padova 1767. gr. 4. 191

12) Die Algemeine Welthiſtorie. In einem vollſtändigen und pragmatiſchen Auszuge von D. F. E. Boyſen. Alte Hiſtorie IV. V. B. Halle 1768. 69. gr. 8. 202

13) Neues Lehrgebäude der Diplomatik aus dem Franzöſiſchen überſetzt. IV-IX. Th. Erfurt 1766-1769 in gr. 4. 204

III. Hiſtoriſche Nachrichten und Fragen.

Fortſetzung der Denkwürdigkeiten von Conſtantinopel durch Herrn Grafen Dadich. 227

I.

Abhandlungen

sonderlich über die

historische Kunst.

I.

Verschiedene Anmerkungen zur Bereicherung der Diplomatik von Ludwig Christian Lichtenberg Herzogl. Sachsen-Gothaischen ersten geheimen Archivarius.

Vorerinnerung.

Der Herr geheime Archivar Lichtenberg begleitete diese Beyträge zur Diplomatik, die ohne Zweifel jedem Kenner angenehm seyn werden, mit einem Schreiben (vom 27 Jul. 1769), aus welchem ich den Lesern dieser Bibliothek folgendes mitzutheilen kein Bedenken trage.

„Eur ꝛc. gebe ich noch von einigen meiner Arbeiten Nachricht, womit ich mich bekanntlich schon seit verschiedenen Jahren beschäftige. Im verwichenen Herbste (1768) habe ich an dem Lexico Tironiano so gearbeitet, daß mir noch etwa 4 freye und gesunde Wochen kommen dürfen, um die Arbeit dem Kupferstecher zu übergeben, wiewol ich sehr wünschte nach vollendetem Manuscript vorher noch von dem Wolfenbüttelischen Codex Gebrauch machen zu können, wozu sich wol Rath finden dürfte. Es ist eine unbeschreibliche Arbeit, den flüchtigen Carpentier, noch mehr aber den ganz fehlerhaften Gruter richtig zu copiren, da mich öfters eine einzige Note zwo und mehrere Stunden lang beschäftiget. Die Anmerkungen über die einzele Zeichen und deren Zusammensetzung, überhaupt das Alphabet, kan ich nicht vollständig machen, so lange nicht alle Noten in der Folge nach einander stehen, die ich mir vorgesetzt habe, und worüber ich mir noch das Urtheil des Königl. Instituts und besonders Eur ꝛc. ausbitten werde. Die Zeit, die der Kupferstecher, der doch wöchentlich 4 Platten zu liefern gedenket, gebraucht, 400 Platten in Grosfolio zu stechen, kan ich sehr wol und ohne Schaden des Ganzen auf die obengedachte Arbeit verwenden; folglich kan ich hoffen, daß ich mit dieser sauren Arbeit dennoch bald genug zu Stande kommen dürfte. Die beyliegenden Anmerkungen sind ein flüchtiger Auszug aus einer Sammlung, die ich mir bey verschiedenen Gelegenheiten gemacht haben, und die, mit andern zusammengehalten,

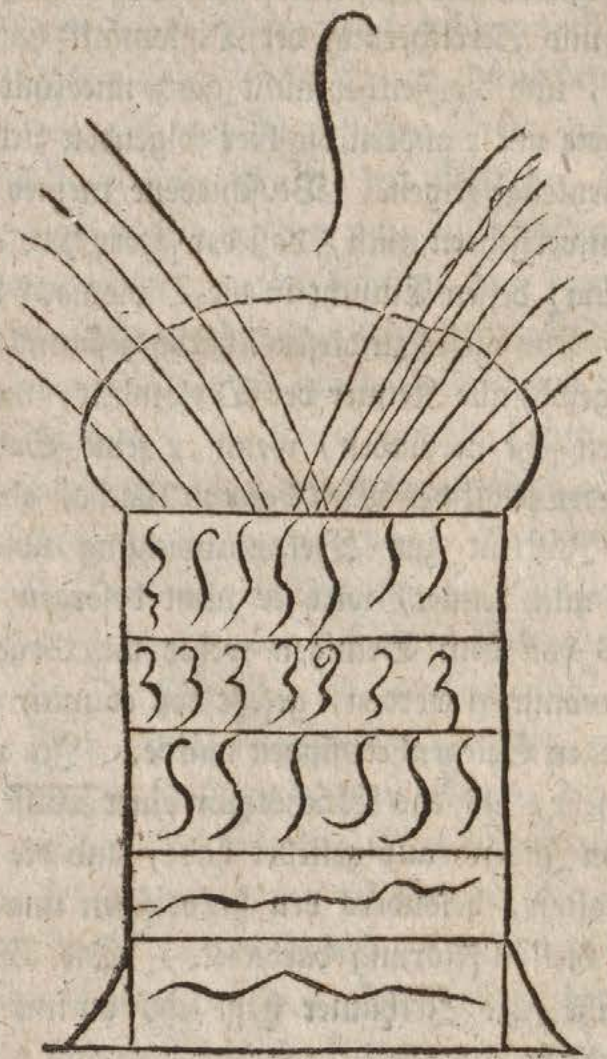
ten, vielleicht von einiger Brauchbarkeit seyn mögten.„ — —

Ich kan mich bey dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Bitte noch einmal öffentlich zu wiederholen, die ich bereits in der Vorrede zu meinen Elementis Diplomaticae universalis an fremde sowol, als an die sämtlichen Mitglieder des Instituts, um Beyträge zur Verbesserung und Bereicherung der Diplomatik habe ergehen lassen, und die Zeither nicht ganz unerfüllt geblieben ist: wie unter andern die hier folgenden lichtenbergischen Beyträge zeigen. Verschiedene meiner Correspondenten versichern mich, daß der Herr Prof. Müller zu Jena, dessen Einsicht in die Diplomatik bekannt genug ist, sehr vieles zu dieser Absicht gesammlet habe. Er wird gewiß alle Kenner der Diplomatik, und mich insonderheit sehr verbinden, wenn er seine Sammlungen entweder selbst der Welt bekannt macht, oder auch an das Institut zur Bekanntmachung überschickt. Wenn er mich kennet, wird er nicht besorgen dürfen, daß etwas von dem Seinigen werde unterdrückt oder übel aufgenommen werden, gesetzt daß er mich sehr oft zu widerlegen Gelegenheit finden würde. Ich wünsche nichts so sehr, als das Wachsthum einer Wissenschaft, die ich von Jugend auf geliebet habe, und die andern Wissenschaften, besonders den historischen und juristischen, so viel Aufklärung darbietet. Die Wahrheit allein schätze ich: Irthümer hasse ich, an mir so sehr, wie an andern.

Gatterer.

Ad. §. 240. Elementorum artis diplom. universal.

Eine Urkunde Kayſers Otto II. vom Jahre 964 zeigt das Recognitionszeichen an einer beſondern Stelle, nemlich daß es die Recognitionsformul durchſchneidet. *Von Eraths* Cod. dipl. Quedl. Tab. VI.



Liudolfus cancellarius ad vicem Willhelmi capellani recognovi

Diplo-

Diploma Heinrici III. regis V. Kal. Sept. 1044. Babeubero.

Nachfolgende Nahmenzüge und Zeichen, habe ich bey Gelegenheit der §§. 285, 286. Elem. art. dipl. angemerkt, die ich für nichts anders als eigenhändige Unterschriften gedachten Kayſers anſehen kan.

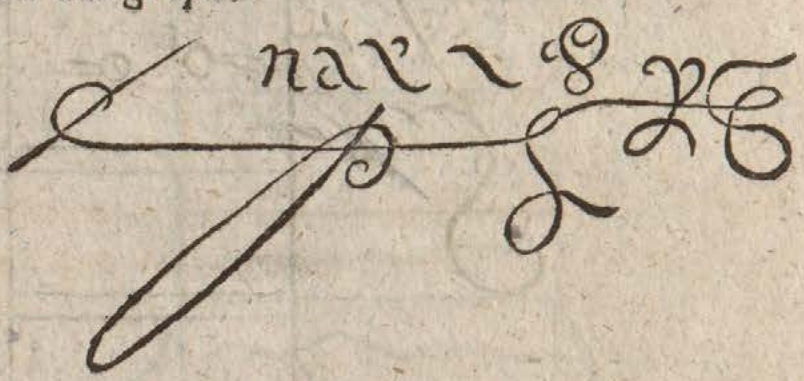
Ex autographo

Conradi II. Imperat.
V. Kal. Maj. 039. Goslariae.

Ex autographo

Das Beyzeichen befindet sich fast völlig bey der Unterschrift K. Maximil I. ao. 1515.

Ex autographo



Heinrici

Heinrici IV.
de ao. 1086.

Auſſer dem gewöhnlichen Monogramm ſtehet neben dem Siegel noch folgendes mit ſehr blaſſer Dinte.

Ex autographo

Heinrici IV.
de ao. 1103. VI. Kal. Octob.
Mobontie

„Et ut haec noſtrae conceſſionis autoritas ma„gis ab omnibus ſemper credatur ſtabilio iugiter „et inconvulſa perduret, Cyragraphum hoc inde „in teſtimonium conſcriptum manuque propria „corroboratum ſigilli noſtri impreſſione ſignari „juſſimus.„

Ex autographo

Manu ſcriptum „.

Wolte man die innern Züge für tironiſche Schrift halten, ſo fehlet nichts als die Endigungsfiguren, um die Worte

Signum regis

ganz deutlich auszudrücken. Die Worte Manu Scriptum, ſind von der Hand deſſen, der die Urkunde geſchrieben, ſo wie an Farbe von dem beygeſetzten Zeichen ſehr unterſchieden.

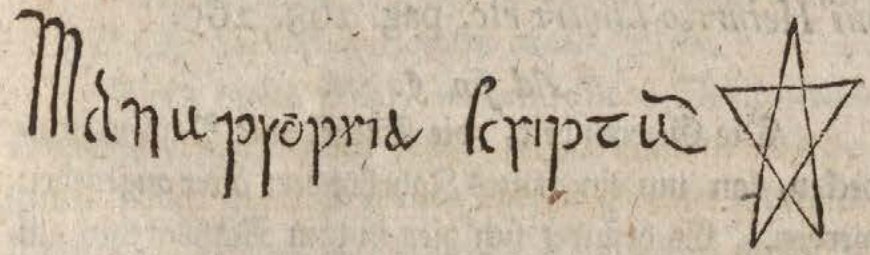
Hein-

Heinrici V.
de ao. IIII. VI. Kal. Sept. Wormacie.

Ex autographo

ad. §. 239 not. 3)

Heinrici V.
de ao. IIII. VI. Kal. Sept. Wormacie.



Die Verschiedenheit der Unterschrift ist in diesen beyden Urkunden merkwürdig, da sie doch beyde an einem Tage ausgefertiget sind.

Hein-

Heinrici V.
de ao. 1113. 8. Kal Iunii.

- - - corroboravimus Heinricus. Romanor. imper augustus subscripsi

Nach diesen Zeichen folgen die übrigen Zeichen. Und neben dem Siegel stehet dieses Zeichen.

Ex autographo

ad §. 239. not. 3)

Ad. §. 335. V. 4)

Von einem etwas ältern Siegel in grünem Wachs (1285.) findet sich eine umständliche Nachricht in *Hornii Heinrico illustri etc.* pag. 268. 269.

Ad fin. §. 336.

Die Gewohnheit, die Siegel mit Papier zuzudecken, kan um ein ganzes Jahrhundert älter angegeben werden. Es befindet sich hier in dem Rathsarchiv ein sehr groses und ungewöhnlich tief ausgearbeitetes Siegel vom Jahre 1418, welches so künstlich ausgedruckt ist, daß aller Tiefe ohngeachtet die Auflage nicht durchgebrochen ist. Eine genaue Abzeichnung werde ich ehestens an das Königl. Institut übersenden.

Es

Es stellet den K. Sigismund im Ornate bis unter den Unterleib, vorwärts sehend vor, in der linken hält er ein groses Scepter und in der rechten ein quer über den Leib gelegtes groses Schwerdt. Die äusere Umschrift heißt:

Sigillum iudicii curie Sigismundi divina favente clementia romanorum

Die innere:

regis semper augusti.

Es befindet sich dieses merkwürdige Siegel auf dem Rücken eines Schreibens des Kayserl. Hofgerichts an den hiesigen Stadtrath.

ad §. 341.

Bey der Lehre von den Siegeln, habe ich zwey Siegel, eins von 1059 das andere von 1096 so wohl für die Diplomatik als Heraldik merkwürdig gefunden, wann anderst dem Abzeichner völlig Glauben beyzumessen ist, welcher Zweifel aber durch einige Mitglieder des Königl. Instituts vielleicht gehoben werden könnte. Beyde Siegel befinden sich am Ende eines Werkes, das den Titel führet

La veritable origine de la très illustre maison de Sohier. à Leyden 1661. *gr. fol.*

Solte dieses Werk, wovon ich das Dedicationsexemplar eigenthümlich besitze, etwa nicht in Göttingen zu haben seyn: so erbiete ich mich zu einer umständlichen Beschreibung und genauen Abzeichnung gedachter Siegel.

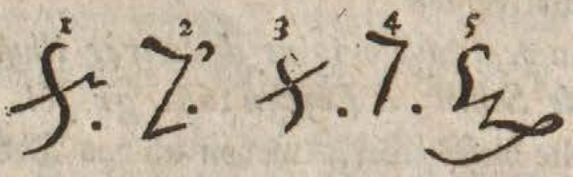
Ad. §. 327.

In Kuchenbeckers Analectis Hassiacis Coll. XI. pag. 77 seq. findet sich eine Nachricht von einem ältern Majestäts-Siegel, nemlich von K. Otto III.

Er-

Erklärungen einiger Recognitionszeichen.

Die Benedictiner haben sich in ihren Erklärungen der Recognitionszeichen nicht wenig geirret; und es ist schwer einzusehen, wie sie auf Erklärungen fallen konnten, worzu sie nicht einmal die Aehnlichkeit der tironischen Zeichen mit andern hatte verleiten können. Nur zu oft wollen sie alles regelmäßig in dieser Schrift finden, und wenn es zur Anwendung selbst kommt, so nehmen sie ihre Zuflucht dennoch zu Muthmassungen. Die tironischen Noten in den Canzlarzeichen aus den dabey geschriebenen Formeln erklären wollen, kan öfters betrügen, wenigstens wenn man diesen Weg vorschlagen wolte; so würde der Nutzen, den hierbey eine genaue Kenntnis der tironischen Schrift hat, gänzlich wegfallen. Wie wäre es auf diese Art möglich eine Betrügerey zu entdecken, wenn man die Noten so lange verzerren wolte, bis sie mit gedachten Formeln in eine Uebereinstimmung gebracht würden. Man sieht z. E. die Noten sub no. 9.



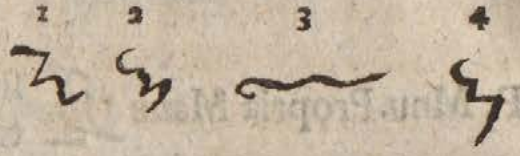
1 2 3 4 5
durch *feci et scripsi et confirmavi* fast alle unrichtig erklärt. Nichts ist deutlicher als diese Unterzeichnung

1 2 — 3 4 5
Simon notarius scripsit et subterfirmavit

kein Zeichen ist falsch gezogen, und zwar nach ihren eigenen Reguln.

Die

Die Noten sub. no. 10) welche sie durch Manu mea notavi et dotavi erklären, wolte ich lieber ohne einige wichtige Abänderung folgender Gestalt erklären.

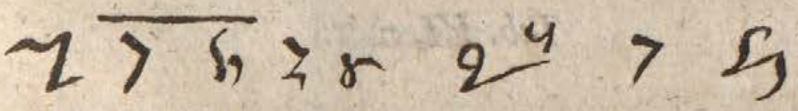


1 2 3 4
Pele grinus notarius subsignavit

Proben von meinen Erklärungen können folgende abgeben: sie sind aus den Kupfertafeln bey den Elem. Dipl. univers. genommen. Ich setze nur diejenigen hierher, welche zu besondern Untersuchungen Anlaß geben können.

Tab. VI. n. X

Duraudus Diaconus ad vicem

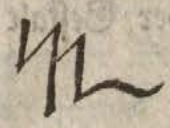
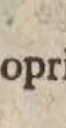


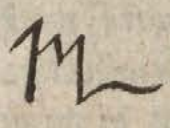
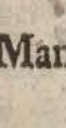
He li sa char recognovit et subsignavit

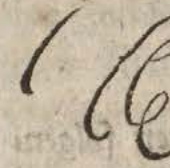
Die

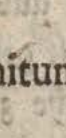
(*) Die Linie über Helisachar bedeutet, daß die unterstehende Figuren zu einer Note gehören, welches in ähnlichen Fällen sehr gewöhnlich ist.

Die Anhänge.

 M. Pr. Manu propria  recognitum

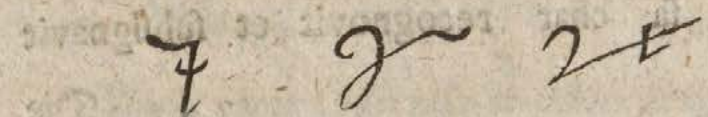
 P. Mnu. Propria Manu  ſubterfirmatum

 et Sigillo

Communitum  ſignatum

Die Worte *recognitum*, *ſignatum* werden durch die damals gewöhnliche Buchſtaben r und ſ angedeutet, und ſind keine tironiſche Zeichen. Eben ſo das Wort Sigillo durch ſlo.

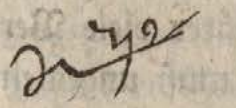
Tab. VI. n. 2.



Heberhardus Cancellarius Confirmavit

Die

Die Anhänge.


Cancellarius confirmavit

H Brdus

Mu Manu

P. Mu. Propria manu

Vielleicht sind noch einige Noten unter dem Siegel versteckt.

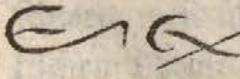
Tab. VI. n. 5.

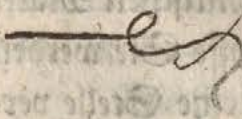
Simon Notarius firmavit et subsignavit.

Tab. VII. n. 5.

Dieses ganze Zeichen, welches allem Vermuthen nach von dem Unterzeichner selbst gemacht ist, bestehet aus folgenden Noten,

Folc ma rus


Episcopus


Folcmarus

Confirmavit

Die verschiedentlich wiederholt werden.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Es ist ausser allem Zweifel, daß die verschiedene Hände der Unterzeichner, dem Erklärer viele Verwirrung verursachen müssen, und diese muß ungemein vergrösert werden, wenn man annimmt, daß die Noten gröstentheils von denen Leuten, die sie aus den Urschriften abzeichneten, für ganz unbedeutende Züge angesehen worden sind. Ich hoffe, daß wenn in dieser Sache noch etwas mehr gethan seyn wird, man mit mehrerer Aufmerksamkeit dabey zu Werke gehen werde. Bis dorthin will ich meine weitere Erklärungen verspahren, um nicht durch unwissende Abschreiber zu Irrthümern und unnöthigen Ausnahmen verleitet zu werden.

Solten diese Anmerkungen und Erklärungen von einigen Nutzen seyn; so werde ich sie nach Gelegenheit mit Vergnügen fortsetzen.

2.

Auszug eines Schreibens aus London-Chronicle vom 22 Aug. 1769. (vom Hr. Prediger Wiß zu Osnabrück.)

M. Hr.

Ihre letzten Blätter sind meist mit politischen Materien angefüllt gewesen. — Ich hoffe Sie werden auch einigen historischen Anmerkungen eine Stelle vergönnen; zumal da sich diese auf den Tag beziehen, an an dem wir uns der Geburt eines Prinzen von Wallis feyerlich erinnern, der den 1ten Aug. nach dem alten

ten Style gebohren ward; ein merkwürdiger und unvergeßlicher Tag für die Britten, da sie an eben dem Tage ihre Rechte und Freyheiten durch das glorreiche Haus Braunschweig, das die Vorsehung bestimmt, England nach einer Zwischenzeit von 1259 Jahren wieder durch eine Reihe würdiger Prinzen zu beglücken, aufs neue bestätigt und gesichert sahen.

Zwo Einwendungen sind es, die die Jakobiten zu der Zeit, da die Succeßionsacte in Bewegung war, gegen das Haus Braunschweig öffentlich machten, und auch nach der Hand noch oft, wenigstens insgeheim, wiederholet haben; 1) daß dieses Haus nicht der rechtmäßige Erbe der Englichen Krone, oder doch nicht näher dazu sey, als das Stuartische, 2) daß es ein fremdes und ausländisches Haus sey. —

Was die erste Einwendung betrift, so betrachte man nur eine gute genealogische Tabelle, in der die Verbindung und Verwandschaft, die das Braunschweische Haus von je her und noch ehe an den Stuartischen Namen gedacht wurde, mit der königlichen Familie gehabt, umständlich und richtig vorgestellet ist; — man sehe diese Tabelle nur mit Aufmerksamkeit an, und man wird deutlich genug sehen, daß das Haus Braunschweig weit ältere und nähere Ansprüche auf den Englischen Thron gehabt hat, als das Stuartische, wenn anders Erbfolgen und Erbrechte solche Ansprüche ertheilen. —

Die Freunde der Stuarten machten 2) die Einwendung gegen das Haus Braunschweig, es sey fremde und ausländisch —; aber auch diese Einwendung verschwindet, so bald man sich nur an den Ursprung der

Englischen Nation, und die Errichtung der Angelsächsischen Monarchie erinnert.

Nicht nur unsere Sprache, Gesetze und Sitten, sondern selbst unsere Namen von Personen und Plätzen, sind redende Beweise, daß der größte Theil der Unterthanen Sr. Majestät in diesem Königreiche, von sächsischer Herkunft ist. Und wenn wir untersuchen, woher unsere sächsische Vorfahren gekommen, so werden wir sehen, daß sie aus den deutschen Staaten Sr. Majestät zu uns herüber gekommen, wo die Brüder unserer Vorfahren sich durch einen ansehnlichen Strich Landes hin verbreiteten, der noch immer Sachsen heisset. — Beyde Nationen kommen von einem gemeinschaftlichen Stamme her; beyde sind nach einer Trennung von so vielen Jahrhunderten, nunmehr wieder unter dem Schutze eines gemeinschaftlichen Vaters vereiniget. Es würde daher sehr ungereimt seyn, wenn man einen Prinzen ausländisch nennen wolte, der so genau mit unsern Vorfahren, den Angelsachsen, verwandt ist, an deren Namen wir uns nicht erinnern können, ohne uns zugleich darüber zu freuen, daß wir von einem Könige regieret werden, der von Hengist, dem Stifter und ersten Könige der Englischen Nation im J. 455, abstammet. Ein Alterthum und Vorzug, dessen sich keine andere Familie so leicht rühmen kan.

Die Sachsen kamen im Jahr 450 unter der Anführung des Hengist und Horsa aus den Gegenden von Gottorf, Hamburg und Lüneburg nach Britannien herüber; sie landeten zu Ebsfleet auf der Insel Thanet in der Grafschaft Kent, und steckten da die Fahne der alten sächsischen Könige aus. Diese führten ein schwarzes oder

dunkel-

dunkelbraunes springendes Pferd im rothen Felde im Wappen *), bis auf die Zeiten Karls des Grosen. Nachdem dieser den letzten sächsischen König Wittekind im J. 785 überwunden, verwandelte er zum Andenken seiner Taufe und Bekehrung zum christlichen Glauben das schwarze Pferd in ein weisses **), und machte ihn zum Herzog von Angeln oder Anglia und Westphalen.

Dieses Wappen, nämlich das weisse springende Pferd im rothen Felde haben die Herzoge von Braunschweig und Sachsen so lange geführet, bis König Richard I. von England seinem Schwager dem Herzog Heinrich Leo, dem der Kaiser Friedrich Barbarossa ***) sein Wappen und seine Allodialgüter entzogen, ein anderes Wappen ertheilte. — Seit dem haben die Herzoge von Braunschweig zween gehende Löwen, einen Theil des Englischen Wappens, im Wappenschilde, das weisse lauffende Pferd aber oben auf dem Helme.

Als König Georg I. 1714 den Grosbritannischen Thron bestieg quadrirten unsere Wappenherolde das königliche Wappen, setzten im 1sten Felde das Grosbritannische Wappen, im 2ten das Französische, im 3ten das Irländische, im 4ten das Braunschweig-hannöverische;

*) Es ist unerwiesen, daß jene alte Angelsächsischen Könige und Herzoge ein schwarzes Pferd im rothen Felde im Wappen geführet. —

**) Es ist blos eine heraldische Sage, daß das schwarze Pferd des Wittekinds bey seiner Taufe in ein weisses verwandelt worden; auch ist die Ursache, warum das Braunschweigische Haus ein weisses Pferd im Wappen führet, noch nicht zuverläßig entdeckt.

***) Daß K. Richard der 1ste dem Herzog Heinrich Leo das neue Wappen, die beyden Löwen geschenket, hat man zwar öfters vorgegeben, aber noch nicht hinlänglich erwiesen.

rische; dies wurde wieder in 3 Felder getheilt, im 1sten, zween gehende Löwen wegen Braunschweig, im 2ten, einen Löwen mit Herzen bestreut wegen Lüneburg, im 3ten oder der Spitze ein lauffendes Pferd wegen Sachsen, in einem darüber gelegten Schilde das Diadem oder die Krone Karls des Grosen, wegen der Chur und Erzschatzmeisterwürde. — Woraus dann gleichfals die Abkunft und Verwandschaft des Braunschweigischen Hauses, aus dem unsere jetzigen Könige sind, mit den alten sächsischen Königen und Fürsten deutlich erhellet. Die Wappenherolde hätten das Pferd nicht lauffend, sondern springend, vorstellen sollen; — denn dies ist das eigentliche Wappen der alten Herzoge von Braunschweig und Sachsen. — Weder sie noch ihre Nachfolger im Heroldsamte haben gezeigt, welcher Prinz aus dem Hause Braunschweig das lauffende Pferd wegen Niedersachsen zuerst führet — nicht wann, nicht warum? — Ich überlasse ihnen dieses billig näher zu bestimmen — und bemerke nur noch, daß unser jetziger Prinz von Wallis, Georg Friedrich August, gebohren an dem merkwürdigen und unvergeßlichen 1sten Aug. nach dem alten Styl, am 12ten nach dem neuen, 1762, der 16te Prinz von Wallis vom königlichen Geblüte ist, seit dem Prinzen Edouard von Caernarvon, dem 4ten Sohne König Edouard I, der im Jahr 1305 zum ersten Prinzen von Wallis gemacht wurde. — Der erste Herzog von Cornwall von der Art, war der schwarze Prinz Edouard, der älteste Sohn König Edouard III. im Jahr 1337. Der erste Herzog von Roothsay, Graf von Carrick, und Baron von Renfrew, war David, der älteste Sohn König Robert

bert III. von Schottland im J. 1396. Diesen Titel führet der älteste Sohn eines Königes von Schottland; Prinz von Wallis, Herzog von Cornwall, Graf von Chester und Flint, sind die bestimmten Titel des ältesten Sohnes eines Königs von Engelland; — und diese zusammen genommen kommen dem ältesten Sohne eines Königes von Grosbritannien zu. —

3.

Gedanken eines Geschichtskundigen über Hermanns Schlacht von Klopstock.

Hermanns Schlacht ist von alten Barden besungen worden: aber so schön, wie nach 17 Jahrhunderten von einem Klopstock?

Hermanns Schlacht ist von einem Tacitus beschrieben worden: aber so elend, wie nach 17 Jahrhunderten von neuen Geschichtschreibern?

Hermanns Schlacht ist von alten und neuen Geschichtschreibern beschrieben, und von alten und neuen Barden besungen worden. Voran gieng immer die Geschichte: nach ihr erst folgte der Bardengesang. Ist diese Ordnung der Dinge in dem Lobe des Teutschen Helden, auch die Ordnung der Dinge in dem Lobe der Dänischen und Schwedischen Helden? Dort, zuerst Tacitus, hernach Bardengesang auf Hermannen: hier, zuerst die Edda und hernach Holberg und Dalin. Aber auch zur Wiedervergeltung hier schon lange Holberg und Dalin: dort noch immer *** und Barre.

* *

Ueber den Anfang und das Ende des Bardiets.

1) eine Dedication an den Kaiser, ganz erfüllt mit historischer Wahrheit, ohne niedrige Schmeicheley. Der Dichter redet darin so, wie unsere Geschichtschreiber immerzu reden solten, aber wie sie meines wissens noch selten geredet haben.

2) Belege, eine Art von Codex diplomaticus, und dies zur Rechtfertigung eines Gedichts. O Geschichtschreiber, wie beschämt euch der Dichter! Ihr redet so oft ohne Beweise, und euch kommt es doch zu, nichts ohne Beweis zu sagen. Der Dichter Teutschlandes führt Beweise an, und man hätte ihm auch ohne dieselben auf seine dichterische Parole glauben müssen.

II.

Recensionen

historischer Bücher, Landcharten, Wappen und Münzen.

II.

I.

Don Luis Joseph Velazquez Geschichte der Spanischen Dichtkunst. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Andr. Dieze, der Philos. auserordentlicher Prof. auf der Univers. Göttingen, der Acad. Bibliothek Custos, und der Kön. Deutschen Gesellsch. das. Mitgliede und Secretär. Göttingen bey Victorin. Boßiegel. 1769. 8. 555 Seiten ohne die Vorrede, welche 5 Blätter einnimt.

Wir eilen, um noch ein Buch nachzuhohlen, das zwar jünger ist, als viele andere, die in unsere Bibliothek aufgestellet werden, aber deswegen, weil es in Göttingen an das Licht gekommen ist, billig auch zuerst von uns hätte angekündigt

digt werden müssen. Der Hr. Prof. Dieze hat sich durch dies Werk ein Verdienst um die Geschichte der Spanischen Dichtkunst erworben, das selbst die Historie unserer vaterländischen Poesie noch vermisset: denn die Versuche, welche Junker, ein Ungenanter und hauptsächlich Ebeling gemacht haben, müsten in der That erst einen eben so gelehrten und freygebigen Commentator bekommen, als Velazquez an Hr. Diez gefunden hat, wenn man sagen wolte, daß die Geschichte der teutschen Dichtkunst nicht minder fleißig und vollständig ausgearbeitet und beschrieben sey, als in gegenwärtigem Buche der Spanier ihre. Die Spanier müssen sich bey allem Danke, den sie Hrn. D. schuldig sind, gewissermassen schämen, daß ein Ausländer in ihrer Litteratur mehr, als sie selbst geleistet habe: Hrn Diez hingegen, als einen Teutschen, muß Patriotismus auffordern, wenigstens künftig noch, eben den Fleiß und eben die Zeit auf die bessere Bearbeitung der Geschichte unserer eigenen Dichtkunst zu wenden, wenn er sich nicht dem Vorwurfe aussetzen will, seine Dienste dem Vaterlande entzogen und Ausländern gewidmet zu haben.

Wir wollen anjetzo den Inhalt des angezeigten Buches wegen der Wichtigkeit, die wir ihm und vorzüglich auch den Anmerkungen des Hrn. Pr. Diez mit Recht beylegen, etwas umständlicher durchgehen, so daß wir erstlich den Text, oder die eigentliche Arbeit des Hrn. Velazquez selbst beschreiben, denn aber die mancherley Verdienste des Hrn. Pr. Diez um dieses Buch erzählen.

Hr.

Hr. Velazquez macht drey Hauptabtheilungen, davon die erste den Ursprung, die zweyte den Fortgang und die dritte den jetzigen Zustand der Spanischen Dichtkunst darstellet. Zu diesen hat er noch eine vierte hinzugefüget, darin von einigen zur Spanischen Poesie gehörigen Dingen geredet wird, z. B. von Samlungen und Auslegungen eigener Dichter, von Uebersetzungen fremder Dichter in die spanische Sprache, ingleichen auch von Poetiken, welche die Spanier geschrieben haben.

Es sind nach und nach viele und mancherley Quellen in Eins zusammengeflossen, daraus das eigentliche und unterscheidende der Spanischen Dichtkunst entstanden. Der Hr. V. beschreibet sieben Quellen, die mehr oder weniger eingeflossen sind und ein gemeinschaftliches Gemische ausgemacht haben.

Die erste Quelle macht die Dichtkunst der ältesten Völker Spaniens aus, S. 3.
zu der Zeit, da die Nation noch roh und ungebildet war. Der Abschnitt, in welchem von dieser gehandelt wird, ist ohnfehlbar unter allen der kürzeste und ärmste. Nicht V., auch nicht sein gelehrter Commentator, sondern der Mangel an Nachrichten und der hülflose Zustand der Geschichte ist hieran schuld. Velazq. sagt hiervon nichts weiter, als daß Silius Italicus und Strabo berichten, die Gallicier und Turdetaner hätten in ihren eigenen Sprachen Verse gemacht und gesungen, und diese alte Poesie müsse, aus der Sprache derselben Völker zu urtheilen, welche Phönicischen und Griechischen Ursprungs wäre, viel von dem Genie und der

Art

Art der Griechischen und da noch ältern Hebräischen an sich gehabt haben.

Viel reicher ist der zweyte Abschnitt, darin
S. 5. die lateinische Dichtkunst der Spanier beschrieben wird. Schon vor Augusts Zeiten, aber hauptsächlich in dem Zeitalter desselben, legten sich die Spanier mit vielem Eifer auf die lateinische Dichtkunst. Der eigentliche Character dieser lateinischen Dichter in Spanien wird nach dem Urtheil des römischen Redners, (*Cicero pro Archia c. 10.*) bestimt, welcher an ihnen etwas grobes und plumpes bemerket hat. Es werden hernach alle lateinische Dichter, die aus Spanien gebürtig waren, angeführet, ihre Schriften nahmhaft gemacht, meistens auch unpartheyisch nach ihren Fehlern und Verdiensten beurtheilet.
S. 6. Velazq. fängt mit dem C. J. Hyginus an, welches aber Hr. D. mit Recht tadelt, weil selbiger als Dichter eigentlich nicht bekant ist. Nach diesem führet er folgende
S. 7. auf: Sextilius Henas, Marcus und Lucius Annäus Seneca, Marcus An-
S. 11. näus Lucanus, M. Valerius Martialis, Unicus, Canius, von Gades, Decianus, von Emerita, Licinianus von Bilbilis. Zu den Zeiten Constantins und seiner
S. 13. Nachfolger lebten: Juvencus, Aquilius Severus, Aurelius Prudentius, (Silius Italicus, Rufus Festus, der Papst Damasus, über deren Vaterland noch gestritten

stritten wird). Hier wir auch der lateinischen Inschriften Erwähnung gethan, die sich in Spanien finden, und von ihnen ein Beweis hergeleitet, daß der Geschmack an der Dichtkunst bey der ganzen Nation allgemein gewesen ist. Der gute Geschmack in der Dichtkunst, den die Römer gebildet hatten, erhielt sich in Spanien bis zum Anfange des fünften Jahrhunderts, da Spanien von den Gothen und andern Nordischen Völkern überschwemmet worden. Man thut unterdessen, nach Velazq. Meinung, Unrecht, wenn man die Gothische Rauhigkeit und Barbarey zur einzigen Ursache des verdorbenen Geschmacks angiebt, der sich von nun an in Spanien eingeschlichen hat. Die Unwissenheit und tumme Andacht der Geistlichen, welche auch in andern Ländern der wahren Gelehrsamkeit und dem reinen guten Geschmacke gefährlicher gewesen ist, als der Einfall und die Ueberschwemmung barbarischer Völker, hat an diesem Verderben mehr Schuld als die Barbarey der Gothen. Velazq. saget, die Geistliche Dichter bemächtigten sich damals der Musen, lasen selbst die gute Dichter nicht, wolten sie auch nicht nachahmen, weil sie ihnen der Religion nachtheilig zu seyn schienen, machten folglich ohne Kenntnisse und ohne Genie, Hymnen, Grabschriften und andere dergleichen Gedichte zum Gebrauche der Kirchen und Unterhaltung der Andacht der Glaubigen, denen sie heidnische Dichter zu lesen widerriethen. — Die Frage, die natürlicher Weise bey diesem Zeitpuncte jedem einfallen muß, ob die Spanier etwas von der Nordischen Dichtkunst, welche die Gothen mitgebracht hatten, angenom-

S. 17

S. 19. genommen haben? läßt der V. unentschieden. Alle Dichter aus diesen Zeiten, von denen wir Nachricht haben, schrieben ihre Gedichte in lateinischer Sprache. Der V. erwähnet, auser den oben angeführten, noch eine ziemliche Anzahl späterer lateinischer Dichter, selbst solcher, deren Namen verlohren gegangen sind. Die er namentlich anführet, sind folgende: Merobandes, Dracontius, Leponius; aus dem sechsten Jahrh. Orentius, oder Orientius: aus dem siebenden, Ildephonsus, Eugenius, Valerius, Julianus und Tajus, wo zugleich auch wieder viele Aufschriften erwähnet werden; aus dem achten, Teodulphus; aus dem neunten, Alvaro von Cordoba, Cyprian von Cordoba, Eulogius der Märtyrer, Galindon Prudentius; aus dem zehnten, Salvus, wieder mit einer Nachricht von Aufschriften aus dieser Zeit. — — Ist es uns erlaubt, bey diesem Abschnitte etwas zu erwähnen, was wir zu finden gewünschet, aber vergeblich gesuchet haben, so ist es eine Betrachtung, über das, was aus der lateinischen Poesie, in die Spanische eingeflossen ist? Dieser ganze Abschnitt (so wie er nemlich abgehandelt ist) gehöret zur Geschichte der lateinischen Dichtkunst in Spanien, gar aber nicht zur Geschichte der spanischen Dichtkunst. Wenn ich letztere abhandeln will, so frage ich nicht, was für lateinische Dichter hat Spanien aufzuweisen, sondern welchen Einfluß hat die lateinische Dichtkunst in die Spanische gehabt, ich verlange nicht eine litterarische Nachricht von dem Leben und Schriften lateinischer

nischer Dichter, sondern ich will wissen, in wie weit ist das Studium der lateinischen Dichtkunst zur Verbesserung und Bildung der Vaterländischen angewendet worden, was hat diese jener zu danken? Hr. Velazq. hat zwar weiter unten einen eigenen Abschnitt gemacht (es ist der achte der ersten Abtheilung) darin er überhaupt zu untersuchen verspricht, was die Castilianische Poesie aus fremden Sprachen nachgeahmet habe: allein dieser Abschnitt, gegen welchen wir gerne, wenn er besser ausgeführet wäre, die ganze Litterärhistorie der lateinischen Dichter in Spanien vertauschen wolten, ist kaum zwey Blätter stark, und sagt fast nichts. Das angenehmste, was wir hier gefunden haben, ist auser dem, was weiter unten in den vier ersten Abschnitten der dritten Abtheilung vorkomt, die Anmerkung des Hrn. Pr. Dieze (S. 121) darin er uns Hofnung machet, eine eigene Abhandlung über das Genie und den eigenthümlichen Character der Castilianischen Poesie herauszugeben, die ohnfehlbar diese Lücke des Hrn. V. vollkommen ausfüllen, und allen critischen Lesern ein Genüge leisten wird.

Der dritte Abschnitt, welcher sich mit der Arabischen Dichtkunst beschäftiget, ist ganz kurz abgehandelt. Durch die Araber, die beynahe 800 Jahre Spanien beherrschten, ist ihre Sprache, Litteratur und Dichtkunst, in diesem Reiche so allgemein geworden, als sie es selbst in Africa war. Hr. Velazq. begnüget sich hier mit einigen allgemeinen Anmerkungen über den gewöhnlichen Inhalt der meisten Gedichte; führet nur einige Samlungen oder Bibliotheken von Arabischen Dichtern an, die in Handschriften vorhan- S. 33

den sind, und beruft sich übrigens auf des Antonio Bibliotheca Hispana, besonders aber auf Herbelots Bibliotheque Orientale und Casiri Bibliotheca Arabico-Hispana Escurialensis, in welchen Nachrichten von den Schriften und Leben der berühmtesten Arabischen Dichter in Spanien enthalten sind.

S. 37. Der gröste Theil derer Dichter, die hierher gehören, war aus Andalusien und von den zwo Academien zu Cordova und Sevilla.

S. 45. Ein wichtiger Abschnitt der des Hrn. Diezens Fleisse besonders viel zu danken hat, ist der **vierte**, welcher von der **Provenzal- oder limosinischen Dichtkunst** handelt. Sie ist die älteste Poesie in den neuern Sprachen, und steigt mit der Provenzalsprache bis ins 11. Jahrh. hinauf. Sie breitete sich weit aus, nemlich in der Grafschaft Languedoc, in Roußillon, in Provence, in der Grafschaft Barcelona, in den Königreichen Valencia und Murcia, in Majorca, Minorca, Sardinien und andern Gegenden, wo sie noch bis jetzo dauert. Die Dichter nannten sich Trobadores, und ihre Dichtkunst hieß Gaya ciencia oder Gay saber, eine **lustige und unterhaltende Wissenschaft.** Nach diesen vorausgesetzten Anmerkungen werden die Dichter in dieser Sprache selbst, den Jahrhunderten nach, aufgeführet; von Hrn. Velazq. mehrentheils nur den Namen nach, hingegen von Hrn. Diez nach ihren Lebensumständen, Werken und deren Ausgaben.

S. 65. Der **fünfte Abschnitt** von der **Portugiesischen Dichtkunst** ist nach Hrn. D. Urtheile

theile sehr kurz und unvollständig ausgeführet worden. Die Portugiesische Dichtkunst steigt bis ins 12 Jahrh. hinauf. Die Dichter selbst werden, wie gewöhnlich, Chronologisch meistens nur den Namen nach, angeführet, und darunter Camoens, Francisco Roiz Lobo und der Graf von Ericeyra als die besten gerühmet. Herr Diez hat hier ungemein viel ergänzet; denn ohne ihm würden viele Dichter ganz ausgeschlossen, andere aber leere Namen für uns geblieben seyn. Einige Artikel, die als Noten unter dem Text die gehörige Länge überschritten haben würden, hat Hr. Diez, unter der Rubrike **Zusätze**, hinter den Schluß des Werkes gesetzt. Das Leben **Luis de Camoens**, ist S. 526. zu suchen, und zwar so ausführlich beschrieben, daß es über sechs Blätter einnimt. Eben auch in den Zusätzen S. 539 und 542 stehen die Leben zweier andern berühmten Portugiesischen Dichter, die Hr. Pr. Diez beschrieben hat, **Francisco Rodriguez Lobo** und des Grafen von **Ericeira.**

Im **sechsten Abschnitte** wird von der **Gallischen Dichtkunst** gehandelt. Der Verf. entscheidet nichts in Ansehung der Verwandtschaft mit der Portugisiesischen Sprache, und recensiret ganz kurz die vornehmsten Dichter. S. 96

Der **siebende Abschnitt** ist der **Biscayischen Dichtkunst** gewidmet. Die Biscayische Sprache, sagt Velazq., hat ein sehr hohes Alter, dennoch sind die in derselben geschriebene Bücher sehr neu, und daher ist es schwer, mit Gewisheit etwas von der alten Poesie der **Cantabrer** zu bestimmen. Eine Romanze oder ein Lied in Biscayischer Sprache, S. 111

dessen **Argote de Molina** gedenket, würde ein zuverläßiges Denkmal von dem Genie der Biscayischen Dichtkunst zu Anfang des 14 Jahrh. seyn, wenn man mit Gewißheit sagen könnte, daß es aus den Zeiten sey, in welchen die darin erzählte Begebenheiten vorgefallen sind. Der berühmteste unter allen Biscayischen Dichtern war **Juan de Echeverri**, der das Leben Christi und die vornehmste Geheimnisse der Religion nebst den Leben einiger Heiligen in Versen beschrieben hat, die 1630 zu Bayonna herausgekommen sind. Der P. **Larramendi** hat das meiste und beste geschrieben, was zur Erläuterung und Erlernung dieser Sprache dienen kan.

S. 118. Der **achte Abschnitt**, welcher die Resultate aus den vorhergehenden enthalten solte, und ohnfehlbar der interessanteste unter allen bisherigen seyn würde, wenn er der Aufschrift und Erwartung der Leser entspräche, ist viel zu allgemein und obenhin abgehandelt, als daß Liebhaber der Spanischen Dichtkunst nicht vielmehr begierig nach der versprochenen Abhandlung des Hrn. Diez über diese Materie seyn solten, der gewiß die Sache meistens erschöpfen wird.

So weit gehet die erste Abtheilung, oder gleichsam die Vorbereitungsgeschichte von der
S. 122. Spanischen Dichtkunst. In der **zweyten Abtheilung** erzählet Velazq. den **Ursprung und Fortgang der Castilianischen Dichtkunst** nach gewissen festgesetzten Perioden. Da die Castilianische Sprache überhaupt im Anfange des 12. Jahrh. aus einer Vermischung der Sprachen so vieler Völker entstanden ist, so war es natürlich, daß die Poesie, welche

che sich mit der Sprache zugleich bildete, vieles aus der Dichtkunst anderer Sprachen annehmen muste, die in diesem Reiche eingeführet worden und dem grösten Theile der Nation bekant waren. Im übrigen entstand die Dichtkunst der Castilianer oder Spanier, auf keine andere Weise, als bey fast allen übrigen gebildeten und ungebildeten Völkern. Man besang zuerst die grosen Thaten tapferer Helden, die sich in den Kriegen gegen die Mauern hervorgethan hatten, das Lob der Gottheit und himmlische Dinge. Eben dieser Gesang aber erforderte, so wie überhaupt die Musik, bestimte Töne und Zeitlängen, und daraus entstanden Verse, die nichts anders sind, als Stücken Prosa, die in einen Numerus und in ein Sylbenmaas gebracht sind. Da nun eben dieselben Gesangweise zu verschiedenen malen wiederhohlet wurden, so sahen sich die Dichter genöthiget, eine gleich grose Anzal von Versen hintereinander zu setzen, woraus die Coplas, oder Strophen entstanden sind. — Dies ist das Raisonnement des Hrn. Velazq. über den Ursprung der Poesie seines Vaterlandes. Nunmehro setzt er im zweyten Abschnitte die Perioden oder Epochen derselben fest. Er nimt derselben vier an. Das erste Zeitalter geht von ihrem Anfange, bis auf die Zeiten des Königs Don Juan II. das zweyte von diesem bis auf den Kaiser Carl V. das dritte von da bis auf den König Philipp IV. und das vierte von damals an, bis auf gegenwärtige Zeit. Er belegt diese Perioden mit den zwar sehr gewöhnlichen und auch in andern Sprachen, selbst in der lateinischen, von einigen angenommenen Namen des menschlichen Alters, die aber S. 127

immer etwas unbedeutendes oder allzuunbestimtes haben, als daß wir sie billigen können. Diesem zu folge soll das erste Zeitalter die **Kindheit**, das zweyte die **Jugend**, das dritte das **männliche Alter** und das vierte das **hohe Alter** der Castilianischen Dichtkunst vorstellen.

S. 131. In das **erste Zeitalter** der Castilianischen Dichtkunst, davon die Nachrichten nicht über das Ende des 12. Jahrh. hinaufsteigen, setzt der Verfasser: 1) **Gonzalo de Berceo**, einen Mönch im Kloster des h. Millan, der ums J. 1211 lebte, und in Castilianischen Versen von 12, 13 und 14 Sylben die Leben einiger Heiligen beschrieben, und ein Gedicht auf die Schlacht bey **Simoncas** verfertiget hat. 2) Den König **Don Alonso**, den Weisen, der nicht allein Gallicische Gesänge, sondern auch viele Strophen und Gedichte in Gallischen Versen geschrieben hat, theils in eben der Versart, wie **Berceo**, theils in einer andern, die man de Arte Mayor oder **lange Verse** nennet: zur erstern gehöret **das Buch von dem Leben und den Thaten Alexanders des Gr.**, zur letztern **das Buch der Klagen.** 3) Den Infant **Don Manuel** († 1362.) dessen Gedichte nicht nur das Sylbenmaas des **Berceo**, sondern auch eilfsylbige Verse und Castilianische Coplas oder Strophen von achtsylbigen Versen enthalten. Beyspiele enthält dessen Buch El Conde Lucanor. 4) **Juan Ruiz**, Erzpriester zu **Hita**, dessen Gedichte in einer Handschrift der Bibliothek zu **Toledo** aufbehalten wer-
S. 135-144. den. **Velazq.** theilet aus dieser Handschrift

schrift eine weitläuftige Probe mit, die gewis merkwürdig und schätzbar ist, weil sie den Leser in den Stand setzt, sich von dem Character dieses Zeitalters einen ziemlich deutlichen Begrif zu machen. Das vollständigste Stück dieser Handschrift enthält die Erzählung von dem Streite und Kriege zwischen **Don Carnal** (Carneval) und der **Fasten**. Der Erzpriester scheint darin die bösen Sitten seiner Zeit satyrisch vorzustellen, und die Laster einiger würklichen Personen, unter erdichteten zu tadeln; daher Velazq. nicht nur geneigt ist, ihn den **Petronius** der Castilianischen Poesie zu nennen, sondern auch glaubt, daß er dem lateinischen Dichter in der Erfindung vielleicht nichts nachgebe. 5) **Pedro Lopez von Ayala**, zu den Zeiten des Königs **D. Pedro des Grausamen**; dessen Verdienst als Dichter jedoch auf einer Zweydeutigkeit beruhet. 6) Einige Dichter aus der **geschriebenen** Dichtersamlung des **Juan Alphonso de Baena** (Cancionero de Poetas Antiguos). Zuletzt giebt Velazq. noch Beyspiele von Fratzen dieses Zeitalters, oder solchen Reimen, in welchen kaum gesunder Menschenverstand, geschweige Geschmack oder Genie anzutreffen ist: und aus diesen will er die Kindheit der Castilianischen Poesie beweisen. Uns dünkt, daß selbst das männliche oder goldene Alter der Dichtkunst in einer jeden Sprache, sie sey welche sie wolle, elende und geschmacklose Reimer aufweisen könne, daß folglich von diesen nicht der Character des ganzen Zeitalter abstrahiret werden dürfe, und Hr. Velazq. dergleichen Beyspiele, die gar nicht zur Geschichte der Dichtkunst gehören, besser habe auslas-

S. 146. sen müssen. Herr Diez vermehret dieses Register der ältesten Dichtkunst mit zwey Dichtern, die V. übergangen hat, nemlich mit dem Nic. de los Romanzes, und dem so genanten Abt Domingo de los Romanzes, von welchen man glaubt, daß sie die ältesten Romanzen, die sich in den Samlungen finden, bey Gelegenheit der Kriege gegen die Mauern verfertiget haben.

S. 152. Das zweyte Zeitalter, welches der V. vom J. 1407 an rechnet, hat allen Vorzug, durch welchen es sich auszeichnet, dem Könige D. Juan II, dessen groser Liebe zur Dichtkunst und vorzüglichen Gunst gegen diejenige zu danken, so sich darin hervorthaten. Er las sehr viel, hörte gerne Gedichte lesen, machte selbst dergleichen, und besserte auch wol anderer ihre aus. Die Dichter in dieser Periode sind daher ungemein zahlreich. Wir wollen sie blos nennen: Enrique de Villena, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Wissenschaft in der Mathematik für einen Zauberer gehalten worden. Von ihm hat man des Gedicht Los Trabajos de Hercules, und die Gaya Ciencia oder Kunst zu dichten. Man hat auch in Handschriften zu Toledo, Auslegungen über die Uebersetzung der Aeneis des Virgils, die er gemacht hat. Fernan Perez de Guzman, ein Dichter und Geschichtschreiber, der unter andern lehrreiche Sprüche und Moralische Verse geschildert hat. Juigo Lopez de Mendoza, ein Philosophischer Dichter, von dem man ein Buch von den Sprüch-

Sprüchwörtern und andere Werke hat, die in den allgemeinen Dichtersamlungen stehen. Alvar Garcia de Santa Maria, dessen verschiedene Gedichte sich unter den Handschriften befinden: Fernan Gomez de Civdad Real, Leibarzt des Königs Juan II, von dem einige Gedichte in dessen Centon Epistolario stehen. Rodrigo de Cota, dem man die Tragicomödie Calixto und Melibea, ein satyrisches Gedicht Mingo Rebulgo (welches jedoch Hr. Diez in Zweifel ziehet) und eine Satyre auf den König Juan II. und dessen Hof zuschreibt. Der unbekante Verfasser eines Gedichtes in 12sylbigen Versen las Fazanas de Hercules (die Thaten des Hercules) gehöret auch hieher; ingleichen Rodriguez Del Padron, Don Alonso de Santa Maria, Diego de San Pedro der ein Gedicht los Llantos, die Thränen ꝛc. geschrieben. Juan Alphonso de Baena machte um diese Zeit eine Samlung der alten Castilianischen Dichter, Cancionero de Poetas antiguos, welche sich unter den Handschriften im Escurial findet S. 167

Der berühmteste Dichter dieses Jahrhunderts, den die Spanier als ihren Ennius ansehen, weil ihm die Castilianische Dichtkunst eine ganz neue Gestalt zu danken hat, war Juan de Mena, von Cordova gebürtig, dessen Talente der König Juan II. so hoch schätzte, daß er sich die Mühe nahm, seine Gedichte auszubessern. Hr. Diez thut hier, wie durchgehends, allen lehrbegierigen Lesern, die dieses Dichters Leben, Schriften und Ausgaben genauer kennen lernen wollen, ein völliges Gnüge. Die übrige Dichter sind: Gomez Manrique und sein Vetter Jorge Manrique,

der die reinste und zierlichste Castilianische Coplas geschrieben, Garci, Sanchez de Badajoz, der Baccalaureus de la Torre, und Juan de la Euzina unter der Regierung des K. Fernands und der K. Isabella, der letzte Dichter dieses Zeitalters, welcher auser andern Gedichten besonders durch seine Versuche fürs Theater merkwürdig ist. Velazq. saget: Juan de Mena versuchte in der Spanischen Dichtkunst zuerst den erhabenen Ton, welcher ihr fehlete, Don Jorge Manrique und Garci Sanchez von Badajoz gaben ihr durch die Reinigkeit der Sprache und Leichtigkeit des Reims ihre Zierde, der Marquis von Santillana lehrete sie die Versarten der Provenzal- und Italienischen Dichter, und Juan de la Euzina zeigte, daß sie auch zum Drama geschickt wäre.

S. 181. Das dritte Zeitalter, davon im 5ten Abschnitte gehandelt wird, begreift das goldene Alter der Castilianischen Dichtkunst in sich. Die Wiederherstellung der Wissenschaften am Anfange des 16ten Jahrhunderts gab hierzu Gelegenheit. Die aus dem Oriente verbante Musen, sagt der V., welche nach Italien ihre Zuflucht genommen hatten, liesen sich es gefallen, die Spanier, die damals dieses Land durchreiseten, in ihr Vaterland zu begleiten. Der grose Mann, welcher diese neue und Haupt-Epoche anfängt, und dessen Name diesem Jahrhunderte den grösten Glanz verschaffet hat, ist Juan Boscan. Er war der erste, der die Versarten und Reime der Italiener einführte, da die Spanische Dichter bisher ihre eigene Versart gehabt hatten, die entweder aus 12 und 13 sylbi-

sylbigen Versen, (Versos de Arte mayor) oder aus Coplas, Redondillas bestanden hatte. Sein Leben und seine Schriften erzählet Hr. Diez, in seinen beygefügten Anmerkungen, vollständig, welcher überhaupt, wie jeden der Augenschein lehret, und wie es die Sache selbst erforderte, in diesem Abschnitte aus gegründeten Ursachen sich ungemein viel weiter ausbreitet. Boscan verfertigte Lieder, Sonette, Satyren und Schäfergedichte; er übersetzte auch aus dem Griechischen des Musäus Fabel vom Leander und der Hero, und ein Trauerspiel des Euripides, welches aber, wie Hr. Diez anmerket, niemand zu nennen weiß. Dieser Dichter hatte einen Zeitgenossen und Freund, der sich einen gleich grosen Ruhm in der Dichtkunst erworben hat, den **Garcilaso de la Vega**, den man für S. 187 das Haupt der Castilianischen Poesie hält und den Petrarch derselben nennet. Boscan hat dessen Werke gesamlet und verbessert. Auf diese beyde grose Dichter folgen: **Diego Hutardo de Mendoza**, an dem man eine ziemlich harte Schreibart bemerket; **Luis de Haro**, **Gutiere de Cetina**, **Francisco de Saa de Miranda**, ein Portugiese, den man unter die beste Spanische Dichter zählet; **Pedro de Padilla**, dessen Schäfergedichte besonders, für beynahe so schön, als des Garcilaso seine, gehalten werden; **Christoval de Castillejo**, der sich durch eine besondere Zierlichkeit und Anmuth auszeichnet; **Gregorio Hernandez de Velasco**, der sich durch die Uebersetzung der Aeneis und einiger Eclogen des Virgils berühmt gemacht hat; **Juan de Guzman**, welcher Virgils Gedichte vom Feldbau sehr rein und zierlich übersetzet hat; **Hieronymo Bermudez**,

mudez, der wegen zweyer Trauerspiele, die bedauernswürdige Nise, und die gekrönte Nise grose Hochachtung verdienet, und dessen Verse sich der Zierlichkeit und Harmonie der Griechen und Römern nähern sollen; Lope de Rueda, ein Dichter und Schauspieler, der zuerst dem Spanischen Theater die rechte Gestalt gegeben hat; Bartholomeo de Torres Naharro, der auser seinen Comödien auch Klagen, Satyren, Romanzen und Briefe geschrieben hat, die von ihm selbst unter dem Titul Propaladia herausgegeben worden sind; Juan de la Cueva der nach dem Naharro die dramatische Dichtkunst in Aufnahme gebracht hat, welches Alanzo de Erzilla in der Epopee geleistet; Francisco de Medrano, der im Geiste des Horaz lyrische Gedichte geschrieben hat; Fernando de Herrera, der sich den Beynamen des Göttlichen erworben, ob er gleich etwas zu gekünstelt ist. An Annehmlichkeit und Harmonie übertrift ihn Don Estevan Manuel de Villegas, der mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit selbst das Metrum der Sapphischen Verse und die Hexameter und Pentameter der Griechen und Lateiner im Castilianischen sehr glücklich nachahmte. Damals lebten auch: der P. Luis de Leon, welcher den Pindar, Horaz, Virgil, Tibull, Petrarca und Bembo sehr glücklich übersetzte, und die Castilianische Poesie zu dem hohen Grade dieser Zeit erhoben hat; die zween Brüder von Argensola, welche die Spanische Horaze genent werden, weil seit ihnen die Spanier nie wieder zween so vortrefliche Dichter gehabt haben; Ganzalo Perez, welcher die Odyssee des Homers mit so viel Genie übersetzt hat, daß die Stärke des Originals nichts

dadurch

dadurch verlohren hat; Antonio Augustin, der Graf von Rebolledo, Vincente Espinel, der Horazens Dichtkunst vortreflich übersetzt hat; Luis de Ulloa, Pedro de Espinosa, Francisco de Quevedo, von dem besonders diejenige Gedichte, welche er unter dem erdichteten Namen des Baccalaureus Francisco de la Torre herausgegeben hat, als vortreflich gerühmt werden; Juan de Xauregui dessen Uebersetzung des Lucans und des Aminta von Tasso nebst seinen übrigen Poesien unter die besten Werke dieser Zeit gerechnet werden; Christoval de Mesa, ein mittelmäsiger Dichter, der eben wegen seiner Versification mit unter die guten Dichter gehört. Mit ihm beschliesset Velazq. die Reihe der Dichter dieses nunmehr sinkenden Jahrhunderts der Dichtkunst.

Wir glauben, daß unsere Leser die Weitläuftigkeit, mit welcher wir bisher die Arbeit des Hrn. Velazq. beschrieben haben, nicht als unnüz verwerfen oder tadeln werden. Sie haben nunmehro durch unsere Bemühung die Geschichte der Spanischen Dichtkunst im kurzen, so daß diejenige, welche des Hrn. V. und N. Werk nicht selbst haben, sich aus unserm Auszuge schon einen hinreichenden Begrif von der Geschichte der Spanischen Dichtkunst machen können, andere aber, welche genauer unterrichtet werden wollen, durch diesen Vorschmack gereizt, desto begieriger das Buch des Hrn. V., um welches sich der Hr. Pr. Diez so grose Verdienste gemacht hat, aufschlagen und durchstudiren werden.

In den noch übrigen Zeitaltern können wir ohne der Vollständigkeit Eintrag zu thun, um so viel kürzer seyn, da sie fast einzig eine Geschichte der Fehler und des sinkenden und schlechten Geschmacks in sich halten.

Das

S. 235. Das vierte Zeitalter wird im sechsten Abschnitte von Hrn. Velazq. ganz kurz abgehandelt. Hrn. Diezens Noten hingegen nehmen hier zweymal mehr Raum ein, als der Text des Verfassers. Die Periode fängt mit dem siebenzehnten Jahrhundert an, und lauft bis auf unsere Zeit fort. Der verdorbene Geschmack, welchen der Ritter Marino und einige andere durch den falschen Glanz spitzfindiger Gedanken, feiner Einfälle, ungeheurer Metaphern und unschicklicher Anspielungen in die Toscanische Poesie eingeführet hatte, steckte, gleich einer Seuche, auch die Spanier an, die damals nach Italien reiseten, und sich jetzt eben so wol als in den bessern Zeiten nach den Italienern bildeten. Lorenzo Gracian, dem jedoch Hr. Diez wegen besonderer Vorzüge Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird von V. als fax et tuba des Verderbens in der Spanischen Dichtkunst aufgestellet. Ueberhaupt aber gab es damals drey Hauptsekten
S. 237. in der Dichtkunst, die den guten Geschmack verderbten: 1) diejenige welche die Bühne verderbten, indem sie aus Unwissenheit oder Verachtung der Alten und der von diesen hinterlassenen Regeln der dramatischen Dichtkunst, Unordnung, Vernachlässigung der Regelmäßigkeit und des Wohlstandes, das Unwahrscheinliche und die Pedanterey auf dem Theater einführten. Unter die vornehmste Häupter dieser Schule zählet der V. folgende: Christoval de Virues, Lope de Vega (wie Hr. Diez bemerket hat dieser 1800 dramatische Stücke, 400 Autos Sacramentales oder Geistliche Schauspiele und noch viele andere Gedichte verfertiget, so daß auf jeden Tag seines Lebens 5 Bogen kommen, und seine Schrif-

Schriften zusammen 532900 Seiten in Folio betragen) Juan Perez de Montalvan; unter deren vornehmste Nachfolger aber: D. Pedro Calderon, D. Augustin de Salazar, D. Francisco Candamo, D. Antonio Zamora u. s. w. Wer von allen diesen Dichtern ein unpartheyisches Urtheil lesen will, muß nicht versäumen, fleißig in die Noten des Hrn. Diez herunterzusehen, darin er die Härte des Hrn. Velazq. gegen viele Dichter tadelt, und uns Männer auch auf der guten Seite zeiget, die dieser blos als Sünder aufgestellet hatte. 2) Die Secte der Liebhaber von witzigen Einfällen, (Conceptistas), welche die lyrische Dichtkunst verdorben, und fast alle die nemliche waren, welche die Dramatische verderbt hatten. 3) Die Geschmückten, (Cultos), welche eine gewisse Art von poetischer Gelehrsamkeit affectirten, und sich deswegen von der gewöhnlichen Art zu reden entfernten, dafür aber dunkle und unverständliche Gedanken durch neue und rauschende Wörter ausdruckten. Der Urheber dieser Schreibart war Luis de Gongora, († 1627) den Hr. Diez den Spanischen Lohenstein nennet. Das Heer seiner Nachfolger wollen wir nicht auszeichnen.

S. 261 Dem gegenwärtigen Zustande der Castilianischen Poesie widmet der V. einen eigenen Abschnitt, nemlich den achten, mit welchem er zugleich die zweyte Abtheilung schliesset. Er fängt diese Periode mit dem Anfange dieses Jahrhunderts an, und erzählet, daß seit dieser Zeit, so wie alle Wissenschaften, also auch die Spanische Poesie, ein neues Ansehen erhalten habe, und Trotz aller Kindereyen und

Thor-

Thorheiten einiger schlechten Dichter, die als die letzte Ueberbleibsel der Unwissenheit anzusehen sind, sich immer mehr und mehr zu ihrer vorigen Hoheit und Würde erhebe. Diese grose Verbesserung hat, nach des V. Urtheil, Don Ignacio de Luzan († 1754) zuerst angefangen, der im J. 1737 seine Poetik, das nützlichste und wichtigste Buch in dieser Art, heraus gegeben hat. Er hat darin das Beste und Gründlichste was die Alten und Neuen hierüber gesagt haben, gesamlet. Allein er hat selbst auch durch sein vortrefliches Beyspiel viel zur Verbesserung beygetragen, so daß ihn Hr. V. unter die beste Dichter der neuern Zeit, besonders der Dithyrambischen Poesie setzet. Unter die Beförderer der Dichtkunst und des guten Geschmacks gehören: Don Blas Nassarre, wie dessen Abhandlung über das Spanische Lustspiel, und andere Schriften von ihm beweisen; Agustin Montiano y Luyando, der sich durch die Trauerspiele Virginia und Athaulph, wie auch durch zwo Abhandlungen über das Spanische Trauerspiel ganz besondere Verdienste erworben, und das Drama hauptsächlich, aber auch andere Arten der Dichtkunst glücklich bereichert hat, (S. Leßings, Theatral. Biblioth. St. I. S. 118); der Graf von Torrepalma, welcher in einer noch ungedruckten Abhandlung über das Spanische Lustspiel viel Genie gezeigt haben soll, und nach Hr. Diezens Zeugniß auch durch Gedichte den Wunsch erreget hat, dessen sämtliche Werke zu sehen; Joseph Porzel, dessen Jägereclogen Stellen enthalten sollen, die den allerbesten im Garcilaso de la Vega gleichkommen. Zu die-
S. 266. sen fügt Hr. Diez noch einen vorzüglichen Dich-

Dichter der Neuen hinzu, welchen V. übergangen hatte, nemlich D. Vincente Garcia de la Huerta, von dem man eine Fischerecloge Alcion y Glauco, hat, die voller Schönheiten ist, ein Gedicht unter dem Titul Canto, und eine sehr schöne Ode oder Cancion.

Von der **dritten Abtheilung** wollen wir unsern Lesern nur Rubriken der einzelnen Abschnitte anzeigen. Der V. erzählet darin den Ursprung und die Geschichte theils des **Mechanischen** des Verses, theils der einzelnen **Gattungen** in der Poesie. Alle oben von uns angeführte Dichter, die meistentheils nicht in einer, sondern in mehrern Gattungen von Gedichten, berühmt geworden sind, finden in dieser Abtheilung wieder ihre Classen, wo sie bisweilen mehr als einmal vorkommen; doch sind auch von neuen verschiedene hinzugekommen; und überhaupt wird es niemand gereuen, die Dichter der Spanier von neuem durchzulaufen, und zu sehen, wie der Geschmack derselben und ihr Genie in Ansehung der besondern Arten von Gedichten verschieden sey. Der **erste Abschn.** handelt überhaupt von den Theilen, woraus die Castilianische Poesie bestehet. **Zweyter Abschn.** Ursprung des Castilianischen Verses. S. 270-271. **Dritter Abschn.** Ursprung des Castilianischen Reims. S. 273-289. Dies Stück ist sehr weitläuftig abgehandelt, und hat hin und wieder auch durch Hrn. Diez Einschränkungen und Erläuterungen erhalten. **Vierter Abschn.** Ursprung der Castilianischen Strophen, (Coptas) und Stanzen. S. 290-295. **Fünfter Abschn.** vom Lustspiele. Was hiervon und hernach auch vom Trauerspiele gesagt wird, S. 268

hat Velazq. aus des D. Ignazio de Luzan Poetik, Don Blas Antonio Nassare y Ferriz Abhandlung vom Spanischen Lustspiele, und D. Augustin Montiano y Luyando zwo Abhandlungen über das Trauerspiel entlehnet, und nur hier und da etwas beygefüget. Hr. Diez bemerket noch viele Lücken in dieser Geschichte des Spanischen Theaters, und ohngeachtet er auch hier viele schätzbare Anmerkungen beygefüget hat, so verweiset er uns dennoch auf ein eigenes Werk, wo diese Mängel von ihm ersetzet werden sollen. Unterdessen hat er am Ende dieses Abschnittes S. 357 ein ganzes Register von komischen Dichtern beygefüget, die Velazq. ausgelassen hat. Eben daselbst hat er die vornehmste grose und kleine Samlungen des Spanischen Theaters nahmhaft gemacht, von denen man beym Velazq. keine Nachricht findet. Sechster Abschn. vom Trauerspiele. S. 360-375. Hier folgt Velazq. hauptsächlich dem Don Augustin de Montano. Siebenter Abschn. vom epischen Gedichte. S. 376-407. Hr. Diez merkt an, daß die Spanier mehr epische Gedichte aufzuweisen haben, als irgend eine andere Nation, daß hierunter zwar nicht alle gleich vortreflich sind, daß aber dem ohngeachtet Velazq. in diesem Abschnitte sehr ungerecht gegen seine eigene Landsleute verfahre, indem er sie alle nach einerley claßischen Maasstabe abmessen will. Hin und wieder schränkt Hr. D. die Urtheile seines Autors ein und verbessert sie, so wie er überhaupt auch hier recht ausführliche Nachrichten von den Verfassern epischer Gedichte und deren Inhalte mittheilet. Achter Abschnitt. vom Schäfergedichte. S. 408-413. Neunter Abschn. von der Ode, S. 414-416. Dies Stück

ist

ist sehr unvollständig. Hr. Diez hat einige Dinge jetzt gleich ergänzet, uns aber zugleich auf ein ausführliches Werk vertröstet. Zehnter Abschn. von der Elegie. S. 417. 418. Eilfter Abschn. von der Idylle. S. 419-421. Zwölfter Abschn. von der Satyre S. 422-424. Dreyzehnter Abschn. vom didactischen Gedichte. S. 425-431. Dies nent Hr. Diez die schwache Seite der Spanier, und macht der Nation gewissermasen deswegen Vorwürfe, daß, da so wol ihre Sprache als ihr Genie zu dieser Dichtungsart vorzüglich geschickt wäre, sie dennoch dieselbe so sehr verabsäumet habe. Vierzehnter Abschn. vom Sinngedichte S. 432. 433. hieher, sagt H. D., gehört ein groser Theil der Sonette, davon die Spanier eine ungeheure Anzal haben. Funfzehnter Abschn. von der scherzhaften Poesie. S. 434-440.

In der vierten Abtheilung wird von einigen Nebendingen, die zur Geschichte der Spanischen Dichtkunst gehören, gehandelt, als: 1) von den Samlungen Spanischer Dichter S. 442-448. 2) von Auslegungen und Erleuterungen Spanischer Dichter S. 449-453. 3) von Spanischen Uebersetzungen, verschiedener Dichter aus andern Nationen S. 454-495. 4) von Schriftstellern, welche im Spanischen über die Dichtkunst geschrieben haben. S. 496-519.

Oben haben wir versprochen, erstlich einen etwas genauen Auszug aus dem Werke des Velazq. selbst zu liefern: dies ist nunmehro geschehen: alsdann aber die Verdienste des Hrn. Prof. Diez um dieses Buch noch besonders auszuzeichnen. Die Sache selbst hat es erfordert, daß wir solche bereits bey mehr als einer Ge-

legenheit in unserm gemachten Auszuge erwähnen mu-
sten: dies setzt uns in den Stand, unser Versprechen
mit mehrerer Kürze zu erfüllen. Das Hauptverdienst
des Hrn. Prof. Diez, woran aber in der That jedem
vernünftigen Leser am meisten gelegen seyn wird, betrift
den Biographischen und Librarischen Theil der Spa-
nischen Dichtkunst, und anderer mit ihr verwandten
Sprachen. Seine Noten könnten, für sich genom-
men, zwey schätzbare Werkchen ausmachen, davon das
eine ohne Widerrede eine ausführliche Biographie der
Spanischen Dichter, das andere aber eine ziemlich
vollständige Bibliothek der Spanischen Dichtkunst
heisen könnte, die beständig zu den Quellen selbst füh-
ret. Um so vielmehr muß man die Selbstverleugnung
des Hrn. Pr. D. rühmen, daß er so gelehrte und schätz-
bare Samlungen zu bloßen Noten eines fremden Bu-
ches machen wollen. Diejenige, welche mit verächtli-
cher Mine auf das Geschäft des Samlens herabzusehen
gewohnt sind, verrathen eben dadurch, daß sie gar we-
nige Einsicht und Kentniß haben. Gut samlen setzt
allezeit Scharfsinn und Urtheilskraft, und neben dieser
eine seltene Gelehrsamkeit voraus, welches, wie uns
dünkt, zusammengenommen etwas mehr Achtung ver-
dienet, als der leichte Witz und leere Kopf, mit wel-
chem viele in unsern Zeiten auf Unkosten anderer, die
sie noch darzu fehlerhaft ausschreiben, raisonniren und
so genante Werke des Geschmacks zusammen schmieden.
Hr. Diez hat nicht nur mit vielem Geschmacke und Fleiß
gesamlet, sondern gar oft die Dichter beurtheilet, bey
Velazq. Urtheilen aber stets die feinste Prüfung ange-
wendet, an mehr als einem Orte seinen Autor widerlegt

und

und eingeschränkt und ihn, als ein Fremder in seinem eigenen Vaterlande zurecht gewiesen, z. B. S. 30. not. u. 177. d.; den Antonio selbst hat er öfters verbessert und ergänzt, als S. 76. n. 77. lin. 8. 80, fin. 119, b. c. und an andern Orten. Unterdessen halten wir auser den Lebensbeschreibungen der Dichter und Büchernotitzen dasjenige für das wichtigste unter den Beyträgen des Hrn. Pr. Diez, was er zur Provenzal- oder Limosinischen Sprache und Dichtkunst, ingleichen zur Geschichte der Gallizischen und Biscayischen Dichtkunst gesamlet hat, von welchen allen man bisher sehr wenig gründliches gewust hat. Zum biographischen Theil dieses Buchs enthalten die angehängte Zusätze das Hr. Diez auch noch sehr beträchtliche Stücke, zumal in Ansehung der drey vornehmsten Portugiesischen Dichter. Solten wir einen Tadel sagen, der uns bey der Diezischen Arbeit einigemalen eingefallen ist, so würde solcher die allzugrose Freygebigkeit des Hr. Diez betreffen. An verschiedenen Orten scheinen bisweilen zur Unzeit Noten gemacht geworden zu seyn. Die Citationen und überhaupt alle Weitläuftigkeit bey den Leben der alten lateinischen Dichter sind in unsern Augen überflüßig. S. 34, wo die Bibliotheque Orientale des Herbelots von Velazq. angeführet wird, war es uns unerwartet, eine besondere Note zu finden, in welcher unter andern Nachricht ertheilet wird, wo man Herbelots Leben finden könne. Solte es auch so etwas nothwendiges gewesen seyn, bey dem Leben der Dichter anzuführen, von wie vielen Gesellschaften sie Mitglieder gewesen sind, wie S. 264, c., um nur ein Beyspiel zu geben, beym Augustin Montiano geschehen ist? Doch

es reuet uns, bey so vielen und grosen Vorzügen dergleichen Kleinigkeiten zu erwähnen.

Noch ein Wort muß uns Hr. Diez erlauben! Er hat viel schönes geleistet: aber er hat uns noch viel schöneres versprochen. Damit er nicht etwa glaube, daß wir bey den Stellen, wo solches geschehen, am wenigsten aufmerksam gewesen sind, so wollen wir ihm die freywilligen Schulden, denen er sich unterzogen hat, zum Beweise unserer Aufmerksamkeit, sorgfältig auszeichnen. Er hat uns versprochen: 1) Auszüge aus Spanischen Dichtern, S. 121, d. 130. fin. 179. d. fin. 376, fin. 553. fin. 2) ein eigenes Werk von der Spanischen Bühne, S. 299, a. 359, fin. 3) ein eigenes und so viel möglich, vollständiges Werk über die Portugiesische Dichtkunst S. 525. fin 4) eine eigene Abhandlung über das Genie und den eigenthümlichen Character der Castilianischen Dichtkunst S. 121. d. 5) halb und halb eine Uebersetzung von der Poetik des Juan de la Enzina, S. 504, f. Wir sehen Geschichte und Poesie als zwey Schwestern an, davon nur eine jünger als die andere ist, und hoffen daher, daß sich niemand wundern werde, warum wir in einer historischen Bibliothek solcher Versprechen erwähnen, welche blos die Poesie anzugehen scheinen. Sie betreffen in unsern Augen allerdings auch die Geschichte, wenigstens die der schönen Künste.

2. Histo-

2.

Hiſtoria captivitatis Philippi Magnanimi, Haſſiae Landgravii, cum anecdoto Diario belli Smalcaldici Günderrodiano, et cum ipſa Landgravii capitulatione. Auctor D. Lud. Godof. Mogen, ordinar. in alma Ludov. Hiſtor. Profeſſor, conſil. aulicus Leiningenſis — Francof. et Lipſiae apud Ioan. Auguſt. Raſpe. 1766. Die Vorrede mit dem Titel beträgt Einen Bogen, das Buch ſelbſt 396 Seiten in Octav.

Es iſt allerdings, wie für andere Wiſſenſchaften, alſo auch beſonders für die hiſtoriſchen, ungemein vortheilhaft, wenn einzele merkwürdige Gegenſtände von dem Ganzen getrennet, und beſonders bearbeitet werden. In dieſem Betrachte verdient die Unternehmung des Herrn Hofr. Mogen allen Dank. Die Geſchichte von der Gefangenſchaft des Landgr. Philipps des Grosmüthigen iſt in der That ein wichtiges Stück aus der Hiſtorie des ſechzehnten Jahrhunderts: ſie hat nicht nur einen Einflus in die Staats- und Kirchengeſchichte der damaligen Zeiten, ſondern liefert auch einige ſehr gute Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit, indem ſie uns auf einmal den Kaiſer Karl V, ſeinen Hof und verſchiedene groſe Reichsfürſten in bedeutungsvollen Zügen ihres Characters darſtellet.

Dergleichen einzele Stücken aus der Historie lassen sich vornämlich auf dreyerley Art bearbeiten. Entweder man gibt einem schon gesammelten und von Geschichtforschern zubereiteten Stoff eine schöne Gestalt: dieß ist das Werk des Genies, und das Verdienstliche besteht in der Auswahl, Einkleidung und Schreibart. Hierin haben die Franzosen einen grosen Vorsprung vor den Teutschen; wiewol sie auch bisweilen aus Nichts Etwas schaffen können, um welchen Vorzug man sie nicht beneiden darf. Oder man schränkt sich blos auf Sammlung und Zubereitung der Materialien ein: dieß ist das Geschäft der historischen Kritik, worin die Teutschen viel gethan haben, und noch mehr thun könnten, wenn sie wolten: nur vertiefen sie sich bisweilen zu sehr in Kleinigkeiten, die der gute Geschmack verwirft. Oder man vereinigt alle diese Arbeiten zusammen, vom Sammlen an bis zur gänzlichen Ausarbeitung. Dieß können Leute am besten thun, die bey allem Gibronitenfleise noch Lebhaftigkeit genug zu einer gefälligen Einkleidung der mühsam erforschten historischen Wahrheiten und zu einer guten Schreibart übrig behalten: in der That seltene Erscheinungen!

Auf den ganzen Ruhm dieser letzten macht nun zwar eigentlich unser Verfasser keinen Anspruch; aber seine Absicht gieng doch Anfangs dahin, zuerst recht tüchtig zu sammlen, und hernach erst auszuarbeiten: ein sehr rühmlicher Vorsatz, der aber nur einem geringen Theile nach, wiewol ohne Schuld des Verfassers, in Erfüllung gekommen ist. Schon 16 Jahre vor der Ausgabe seines Buchs ersuchte er die Gelehrten in einem gedruckten Schreiben um Materialien: er wieder-

holte

holte dieß auch nachher in einigen Briefen schriftlich; allein es erfolgte nichts, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt. Nun solte man denken, daß der Verfasser, als ein heßischer öffentlicher Lehrer zu Bearbeitung eines Stücks aus der heßischen Geschichte, doch wenigstens nicht ohne Beyhülfe der heßischen Archive geblieben wäre; aber auch diese Quelle war für ihn verstopft. Das Darmstädtische Archiv reicht nicht so weit und aus dem gemeinschaftlichen Archiv zu Ziegenhayn, wo die ältern Sachen verwahrt werden, war eben weil es gemeinschaftlich ist, nichts zu erhalten. (Der Recensent weis überdieß aus zuverläßigen Nachrichten, daß die Schriften in den Archivgewölbern zu Ziegenhayn bis fast zum Unleserlichen beschädigt sind: vielleicht die Haupturſache, warum der Zutritt dazu so schwer ist). Bey diesen Umständen wäre es nun freylich sehr natürlich gewesen, die ganze Arbeit aufzugeben, und der Verfasser hatte es auch vor; aber er änderte hernach doch seinen Entschluß, weil ihm indessen ein Paar ungedruckte Stücke in die Hände gefallen, die allerdings zur Aufklärung einiger Umstände, wenn gleich nicht der vornehmsten, in der Geschichte von der Gefangenschaft des Landgrafen dienlich sind. Das eine ist ein Tagebuch vom Smalcaldischen Krieg in Teutscher Sprache, welches, ob es wol allem Ansehen nach nicht von dem Kanzler des Landgrafen, Dielemann von Günderrode herrührt, wie der Verf. behaupten will, dennoch ein völlig glaubwürdiges Document ist, da die darin enthaltenen Nachrichten, wie wenigstens die Aufschrift desselben sagt, theils aus dem Munde des Landgrafen selbst, theils aus den Berichten anderer Augenzeugen

niedergeschrieben sind. In den meisten Dingen stimmt es ganz genau mit Sleidans Buche überein, und dient diesem folglich zur Bestätigung: es hat aber auch verschiedene eigenthümliche Nachrichten, die zu Ergänzungen des Sleidans dienen. Das andere Stück besteht in einer, von einem Notarius vidimirten Copie der bekannten Capitulation zwischen K. Karl V und dem Landgrafen Philipp. Diese Copie geht sehr von dem Abdrucke der Capitulation beym Hortleder ab, und verdiente daher, wie das Diarium, gedruckt zu werden. Der Verf. hat die Abweichungen von Hortleders Ausgabe überall bey der seinigen angemerkt.

Bey der Ausarbeitung verfuhr der Verfasser so. Das Diarium legte er überall, als das Hauptdocument zum Grunde: zur Ergänzung und Bestätigung aber brauchte er den Sleidan, Thuan und Hortleder. Dieß sind seine Quellen. Das Diarium und die Capitulation findet man als Anhänge, S. 250-396. Die Geschichte selbst besteht aus 3. Abschnitten; wiewol nur der erste und dritte historisch sind, und zusammen gehören, der zweyte aber ist kritisch, und eine Art von Einschaltung, aber bey weitem, auser den Anhängen, der beste und nützlichste Theil des Buchs. Denn die beyden historischen Abschnitte enthalten sehr wenig neues von Erheblichkeit.

Im ersten Abschnitt, der bis S. 51. geht, schickt der Verf. Anfangs verschiedene Erzählungen voraus, die nicht zur Geschichte der Gefangenschaft des Landgrafen, folglich auch nicht in sein Buch gehören. Wer wird, so zu sagen, mit dem Ey der Leda anfangen? Auf die Geschichte von der Gefangenschaft kommt er erst S. 23.

Die

Die vorhergehenden Nachrichten von der Reformation des D. Luthers und von dem dadurch veranlaßten Smalcaldischen Kriege sind zu kurz für eine Historie dieser beyden grosen Begebenheiten, und zu weitläuftig für eine Einleitung zur Geschichte der Gefangenschaft des Landgrafen. Auf einer einzigen Octavseite hätte der Verf. Raum genug gehabt, den Leser auf die Hauptsache schicklich vorzubereiten. Auch hätte er dem Leser die 6. letzten Seiten des 3ten Abschnitts erspahren können, wo er, zwar kurz, aber doch wider die Rubrik seines Buchs, die übrigen Begebenheiten des Landgrafen, nach der Befreyung bis an seinen Tod erzählet. Aber nicht nur hier, sondern auch an andern Orten findet man den Verf., besonders in den Anmerkungen, auf dem Irrwege der Ausschweifungen. Der genealogische Artikel aus Hübners Tafeln von dem K. Franz I. von Frankreich, der S. 5. Not. l) steht, gehört nicht einmal in eine vollständige Geschichte vom Smalcaldischen Kriege, geschweige erst in ein Buch von der Geschichte der Gefangenschaft des Landgrafen Philipps. So ist auch die Stammtafel von den Sächsischen Churfürsten S. 7. ein überflüßiges Stück, und, was er S. 25. Not. s) von dem Herzog von Alba, S. 26. Not. t) vom Bischof von Granvella, S. 88. Not. b. vom Herrn von Günderrode und von dem Herrn Vicekanzler Kortholt, und S. 154. Not u) x), und y) vom Bischof Julius Pflug, vom Bischof Michael Sidonius und vom Joh. Agricola sagt, desgleichen die Stammtafel des Landgr. Philipps bey S. 163, gehört gleichfalls nicht ein Buch, wie das vorhabende ist. Aber so geht es immer gern den Teutschen: sie wollen nichts umsonst gelesen haben:

ein

ein Beweis, daß ſie nicht immer genug geleſen haben. Anſtatt dieſer unnöthigen Geſchäftigkeit würden es vielleicht viele Leſer gern ſehen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, zu bequemern Gebrauche des Buchs Marginalien und ein Verzeichnis des Inhalts beyzufügen.

Aber ich muß auch zur Ehre des Verf. ſagen, daß er zuweilen nützliche Anmerkungen macht. So verbeſſert er z. E. S. 36. Not. k) aus dem obengenannten Diario ſo wol den Sleidan als den Thuan in einem Hauptpuncte. S. 142 Not. k) macht er eine Bemerkung zu Jöchers gelehrten Lexicon. S. 179. Not. 2) findet er Struven und Schmauſen auf Irrwegen, ſo wie S. 243. Not. x) den Thuan und Hartmann. Auch darf ich die Stelle S. 185 nicht verſchweigen, wo der Verf. einen beſſern Geſchmack in der Theorie zeigt, als er in der Praxi bisweilen zu erkennen gegeben hat. Er redet von den Bewegurſachen des Churfürſten Moritz, den Kaiſer Karl V. zu bekriegen. Omnes (cauſſae) ad tria potiſſimum capita referri poſſunt. Praecipuum illorum certe fuit perdiuturna Landgravii captivitas, alterum imminuta Statuum Imperii libertas, ac denique tertium imminens purioris religionis oppreſſio. *Duo poſteriora merito in medio relinquo, partim quoniam ea jam ab aliis*, ſpeciatim ab Illuſtriſſimo Comite de Bartenſtein, ſcriptis *ſunt pertractata, partim quoniam hic non eſt mei inſtituti, ut de bello Caeſari illato agam, ſed tantummodo, ut hiſtoriam captivitatis Philippi Magnanimi exarem*, ideoque ex illius belli hiſtoria ſolum ea adducam, quae huc pertinent. Solum igitur praecipuum

me

me tangit belli cauſarum caput, nimirum captivitas Landgravii perdiuturna.

Ich muß jetzt noch von dem Inhalte des 2ten Abſchnitts beſonders reden: denn dieſer verdient vornämlich geleſen zu werden, und iſt zugleich ſo ſchätzbar, daß Liebhaber der Geſchichte kein Bedenken tragen dürfen, das Ueberflüßige in den beyden andern Abſchnitten mit zu kaufen. Der Verfaſſer unterſucht hier: ob bey der Gefangennehmung des Landgrafen Philipps von kaiſerlichen Seite ein Betrug geſpielt worden? Dieſe Frage wird erſtlich von S. 51-75. aus lauter Staatsacten und andern völlig zuverläſſigen Documenten unterſucht, und auf ſolche Art bejahet, daß man künftig nichts mehr dagegen mit Grunde wird erinnern können. Ungeachtet nun auf dieſe Weiſe die von andern zeither dagegen erregte Zweifel und Einwürfe von ſich ſelbſten dahin fallen, ſo giebt ſich doch der Verfaſſer von S. 76-144. die Mühe, ſie umſtändlich zu widerlegen.

Die Hauptſache lauft auf folgende, vom Verf. hinlänglich erwieſene Sätze hinaus. Nachdem der K. Karl V. den Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen in der Schlacht bey Mühlberg am 24. April 1547. gefangen bekommen, und dadurch dem Smalcaldiſchen Bunde einen Hauptſtoß beygebracht hatte; ſo wolte er nun mit ſeiner ganzen Macht auf den Landgrafen Philipp von Heſſen fallen. Weil ſich dieſer, dem Kaiſer ferner zu widerſtehen, zu ſchwach fühlte, und ſein Freund der Churfürſt Joachim II. von Brandenburg, und ſein Eidam, der neue Churfürſt von Sachſen, Moritz ihm ihre Vermittelung beym Kaiſer anbothen; ſo

kam

kam es zu Leipzig dieserwegen zu Tractaten. Allein der Kaiser wolte die von den Vermittlern vorgeschlagene und vom Landgrafen genehmigte Capitulationspuncte nicht völlig so, wie sie abgefaßt waren, annehmen, sondern bestand vornämlich darauf, daß sich der Landgraf schlechterdings auf Gnade und Ungnade unterwerfen müsse. Darüber ritte dieser unausgemachter Sachen von Leipzig weg; und er war bereits bis nach Weissenfels gekommen, da er sich gegen den Churſächsischen Amtmann von Weissenfels Christoph von Ebleben, der ihn begleitete, verlauten ließ, er wolte sich gleichwol alles übrige gefallen lassen, wenn er nur Versicherung bekäme, daß der Punct wegen der Kaiserlichen Ungnade durch eine Abbitte abgethan werden, und er selbst sicher und frey in seine Länder zurückkehren könnte. Wie Ebleben dieß hörte, both er sich zum Unterhändler an, reiste auch gleich zu seinem Herrn, dem Churf. Moritz nach Leipzig. Dieser und der Churfürst von Brandenburg brachten es endlich dahin, daß der Kaiser dem Bischof von Arras, Granvella, den Auftrag that, in seinem Namen eine schriftliche Erklärung an die vermittelnde Churfürsten über den Punct: wie weit sich der Artikel der Ungnade erstrecke? aufzusetzen. Diese Declaration, in welcher eben, nicht, wie andere glauben, in der Capitulation selbst der Betrug mit den Worten: einiger Gefängnis und ewiger Gefängnis von dem listigen Bischof gespielt worden, gieng dahinaus, „daß solche Ergebung dem Landgrafen zur Leibstraff, einiger (dieß Wort war so zweydeutig geschrie„ben, daß man es hernach für ewiger ausgeben konn„te) Gefängnis, noch Confiscation seiner Güter, wei„ter

„ter denn in den vorgestellten Artikeln begriffen, nicht „reichen, und aber der Landgraf solches nicht wis„sen, sondern sich schlechts und frey ergeben „solte.„ Auf diese Erklärung schickten die Vermittler, die nichts weniger als einen Betrug vermuthen konnten, den Ebleben an den Landgrafen zurück, und der Landgraf glaubte nun völlig sicher zu seyn, nachdem ihm die vermittelnden Churfürsten 4 Schriften, welches wol zu merken, zugeschickt: 1) ein sicheres Geleit, 2) eine Versicherung wegen der Religion, 3) den Entwurf der Capitulation zwischen dem Kaiser und ihm, und endlich 4) einen Aufsatz von ihnen, den beyden Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, „des Inhalts, daß Sie, die vermittlende Churfürsten, hoffen, „es werde die Annehmung solcher Articull dem Landt„graffen zu aller Wolfarth gereichen: Er solte sich auch „bey Kayſ. May. vff Gnadt vndt Vngnadt einstellen, denn sie versprechen Ihm (hiebey verliessen sich die Churfürsten gänzlich auf die obengedachte kaiserl. Declaration, die sie für sich nur behalten und dem Landgrafen nicht mittheilen solten), „daß Er weder an Leib vndt Guth mit Gefengnus, Bestrickung, oder Schmelerung „seines Landes solte beschwehret werden, vndt damit er „solches desto stattlicher zu glauben, verpflichten sie sich „dabey, wo Ihme, vber solches, einige Beschwehrung „begegnen würdte, So wolten sie sich alsdann vff sei„ner Kinder Erfordern einstellen, vndt das erwartten, „So Ihme vber die Articul würdte vffgelegt werden.„

Bey diesen Umständen reiste der Landgraf ohne Bedenken zu den beyden vermittlenden Churfürsten, und, von ihnen begleitet, zum Kaiser nach Halle. Den

Tag

Tag nach der Ankunft, am 19 Junii 1547. ward dem Landgrafen von dem Bischof von Arras die Capitulation zur Unterschrift zugesandt. Weil aber der Landgraf in diesem Exemplar eine Stelle fand, die in dem ihm von den Churfürsten zugeschickten Exemplar nicht gestanden, nämlich daß der Kaiser selbst alle Artikel der Capitulation erläutern wolle, so verweigerte er die Unterschrift so lange, bis der Bischof diese verfängliche Stelle ausgestrichen hatte. Um 5 Uhr an diesem Tag ward der Landgraf von den beyden Churfürsten zum Kaiser geführt, wo er eine grose Anzahl von Fürsten, Grafen, Adelichen und andern Leuten, die die Neugierde dahin gelockt hatte, antraf. Er fiel dem Kaiser zu Fusse, und während daß er in dieser demüthigen Stellung bestand, verlaß der landgräfliche Kanzler die Abbitte, worauf die Antwort im Namen des Kaisers, und des heßischen Kanzlers Danksagung für den Landgrafen, folgte. Weil ihn der Kaiser nicht aufstehen hieß, noch ihm, wie sonst gewöhnlich war, die Hand both; so stand er von selbsten auf, und wolte sich dem Throne nahen; allein der Churfürst von Brandenburg, der sich schon zuvor dieserwegen erkundigt hatte, sagte ihm in der Stille, daß der Kaiser dieses jetzt noch nicht thun würde, und er mögte nur mit ihm und dem Churfürsten Moritz von Sachsen zum Herzog von Alba gehn, der sie zum Abendessen eingeladen hätte. Man gieng nun dahin, speiste vergnügt, und nach der Tafel spielte der Landgraf mit dem Magister Cramer zum Zeitvertreib im Brett. Während der Zeit wurde den beyden Churfürsten angedeutet, daß auf Befehl des Kaisers der Landgraf in gefänglicher Verwahrung beym Herzog

von

von Alba bleiben müste. Die Churfürsten erstaunten über diese Nachricht. Vergeblich beriefen sie sich auf die ihnen gegebene schriftliche Declaration, daß der Landgraf keineswegs mit einiger Gefangenschaft belegt werden solte. Man entdeckte endlich dem Landgrafen selbst, der sich beym Brettspiel ganz vergnügt befand, sein Schicksal. Man kan sich leicht die Entrüstung desselben über diese Bothschaft vorstellen. Man stritt, man zankte, man klagte die ganze Nacht hindurch: es half alles nichts. Am folgenden Tage gieng man zum Kaiser. Dieser sagte, daß dem Landgrafen nicht die Befreyung von einiger Gefangenschaft, sondern nur von ewiger Gefangenschaft in der Declaration versprochen worden wäre. Als hierauf die Churfürsten dieserwegen an seine Spanische Minister verwiesen worden, bezog sich der Bischof von Arras ganz dreiste auf die schriftliche Declaration. Man sah sie nach, und nun merkten die ehrlichen Teutschen Churfürsten erst, daß sie von dem listigen Spanier hintergangen worden. Sie fanden für den Ausdruck einiger Gefangenschaft, den sie zuvor darin gelesen zu haben vermeinten, zu ihrem Erstaunen den Ausdruck ewige Gefangenschaft. (Wer Urkunden und Schriften des 16ten Jahrhunderts im Original gelesen hat, wird leicht begreifen, wie es möglich war, das Wort einiger mit ewiger zu verwechseln. Man darf sich nur vorstellen, daß das i in dem Worte einiger ohne Punct geschrieben worden. Daß aber selbst noch bis ans Ende dieses Jahrhunderts, die drey i, erstlich das alte ohne Punct, sodann das seit dem Ende des 10ten Jahrhunderts gewöhnliche mit dem Acut, und endlich das vom 14ten Jahrhundert an

eingeführte und jetzt allein gebräuchliche mit dem Puncte, in einem und eben demselben Diplom vorkommen, hat der Recensent mehrmal gesehen. Auf diese Art ist, zumal wenn, wie in diesem Fall, der ganze Zusammenhang nicht an das Wort ewiger denken läßt, das Versehen der Churfürsten, das zweydeutig geschriebene Wort ewiger als einiger zu lesen, beynahe unvermeidlich gewesen.) Mit Recht setzt der Verfasser hinzu, daß die Ungewöhnlichkeit des Ausdrucks ewiger Gefangenschaft, in diesem Zusammenhang eine ganz ungewöhnliche Redensart sey, und ich füge noch bey, daß die Menschen sehr gern Zweydeutigkeiten zu ihrem Vortheil auslegen. Es ist zu wünschen, daß das Original dieser berüchtigten Declaration gedruckt, oder vielmehr ganz in Kupfer gestochen werden möchte: denn gedruckt ist sie noch nicht. Der Verfasser meint, das Original müsse etwa zu Wittenberg oder sonst in einem sächsischen Archive liegen: auch hält er dafür, daß einige sächsische Gelehrte davon Wissenschaft haben, aber, ich weis nicht, durch welche Bedenklichkeiten (vermuthlich durch selbst gemachte) von der öffentlichen Herausgabe derselben bisher abgehalten worden.

Kurz, um wieder auf das vorige zu kommen, der Landgraf wurde in der Gefangenschaft behalten, ungeachtet nicht nur die beyden Churfürsten, sondern auch mehrere Reichsstände und die Landgräfliche Gemahlin selbst, die deswegen in Person zum Kaiser reiste, die kräftigsten und dringendsten Vorbitten für ihn einlegten. Nachdem er eine zeitlang in Teutschland gefänglich herumgeführt worden, und vielen Spott und empfindliche Beleidigungen von seinen spanischen Wächtern

hat

hat ausstehen müssen; so wurde er endlich in die Niederlande zur Verwahrung geschickt, wo er zuletzt, weil man seine Absicht, zu entfliehen gemerket, sehr enge und hart verwahrt, auch selbst nach Spanien geführt zu werden, bedrohet worden ist. Endlich erschien nach einer fünfjährigen Gefangenschaft die Zeit der Errettung. Der Churfürst Moritz, der bisher, wie der von Brandenburg, und des Landgrafen Sohn, Wilhelm die Sprache der Schwachen reden, und aus Furcht für den mächtigen Kaiser die Betrügerey der spanischen Minister, wo nicht des Kaisers selbst, verschweigen muste, fühlte nun nach der Belagerung von Magdeburg, und nach dem mit Frankreich errichteten Bündnisse sich stark genug, den Kaiser mit Krieg zu überziehen. In denen bey dieser Gelegenheit erschienenen Manifesten, trug man nun kein Bedenken mehr, dem kaiserlichen Hofe Ungerechtigkeit und Betrug, die bey der Gefangennehmung des Landgrafen begangen worden, öffentlich vorzuwerfen. Der übrige Ausgang der Sache ist bekannt und von Niemanden bestritten worden. Der Churfürst Moritz erzwang durch das Glück der Waffen im J. 1552 die Loslassung des Landgrafen und den Passauischen Vertrag, dessen Folge der im J. 1555 zu Augspurg geschlossene Religionsfrieden war.

Daß von kaiserlicher Seite bey der Gefangennehmung des Landgrafen ein Betrug gespielt worden, hat niemand binnen fast anderthalb Jahrhunderten darnach, in Zweifel gezogen, auch hat der Sohn des Landgrafen Ludwig der ältere, 4 Jahre nach dessen Tode in einem, über dem Selzerthor zu Giessen aufgestellten und noch jetzt vorhandenen steinern Monimente (das bey unserm

Verfasser das Titelkupfer ausmacht) den Betrug öffentlich bezeugt. Aber nachher wurde die Sache bald ganz, bald nach einigen Umständen in Zweifel gezogen und zum Theil gar geläugnet. Den Anfang machte Jacob Perizonius. Hernach lenkte sich auch der sel. Köhler auf diese Seite, welchem noch neuerlich Herr Friedr. Carl Moser folgte. Anderer zu geschweigen, unter denen besonders der vormalige Professor der Geschichte zu Marburg Hartmann sich befindet. Dieser hat sich vornämlich durch die Chronik des pommerischen Sekretärs Barthol. Zastrow verführen lassen, wo unter andern folgende Worte stehen: „Als aber der „Canzler (des Landgrafen Philipps) demüthig genug „die Abbitt thete, saß der Landgraf, wie er ein spöt„tischer Herr war, und lachte gar schimpflich darüber, „winkte ihm der Keyser mit dem Finger, sahe zornig„lich, und sagte: Wel, ik sol di lachen lehren.„ Um dieses neuen Verbrechens wegen soll erst der Kaiser Karl V. die vorhin nicht vorgehabte Strafe des Gefängnisses verhänget haben. Doch unser Verf. zeigt hinlänglich, daß dieser Bericht des Zastrow wider den ganzen Zusammenhang der übrigen notorisch gewissen Geschichte streite. Schon vor ihm haben so wol Augustin von Leyser, wiewol dieser nachher seine Meinung in verschiedenen Stücken zurück genommen hat, als auch vornämlich der Herr Vicekanzler Kortholt die Gründe der Gegner untersucht und widerlegt. Weil aber seitdem zween neue Gegner aufgestanden, die sich insonderheit angelegen seyn liesen, die kaiserliche Parthey von allem Betrug bey der Gefangennehmung des Landgrafen freyzusprechen, nämlich Plesken, ein

Köhle-

Köhleriſcher Schüler, und der vormalige Rector am Gymnaſium zu Darmſtadt Joh. Martin Wenke; ſo hat der Verfaſſer, zumal da ihm das obengedachte Günderrodiſche Diarium neue Vertheidigungswaffen dargeboten, für nöthig gehalten, beyde ſehr umſtändlich, jenen S. 90-121. und dieſen S. 121-144 zu widerlegen, ſo daß es vermuthlich niemanden inskünftige mehr einfallen wird, neue Einwürfe zu machen.

3.

Syntagma diſſertationum, quas olim auctor doctiſſimus, Thomas Hyde, S. T. P. ſeparatim edidit. Acceſſerunt nonnulla eiusdem opuſcula hactenus inedita, nec non de eius vita ſcriptisque Προλεγομενα. Cum appendice de lingua Sinenſi, aliisque linguis orientalibus, vna cum quam plurimis tabulis aeneis, quibus earum characteres exhibentur. Omnia diligenter recognita a Gregorio Sharpe, LL. D. Reg. Maj. a ſacris, Templi Magiſtro, SS. R. et A. S. Volumen Primum. Oxonii e typographeo Clarendoniano MDCCLXVII. 4.

Mit den Prolegomenis ohngefähr 4 Alphabete; denn genau läßt ſich ſolches nicht ohne Mühe beſtimmen, weil Seitenzahlen und Buchſtaben nicht fortlaufen, ſondern ſtets unterbrochen und von neuen angefangen werden.

Volumen alterum. ib. eod. 4. 530 Seiten; doch ohne Dedicationen, Vorreden und Kupfertafeln, deren 15 beygefüget sind, die verschiedene Alphabete u. s. w. vorstellen.

Wir kündigen ein für die Morgenländische Litteratur ungemein wichtiges Werk an, dessen Inhalt, Kostbarkeit und Seltenheit erfordert, daß wir es nicht blos flüchtig durchblättern, sondern aus Pflicht gegen die Leser und uns selbst sorgfältigst und genau kennen zu lernen suchen, um eine solche Beschreibung davon machen zu können, die jedem, der es nicht selbst in die Hände bekomt, des Nutzens, der aus dem Gebrauche desselben entspringt, wenigstens einigermassen theilhaftig machet. Die in diesem Werke enthaltene Schriften sind zwar vorher fast alle einzeln herausgekommen, allein so zerstreuet worden, daß sie selten Jemand zusammenbringen wird und als ganz neu betrachtet werden können. Hr. Sharpe hat daher der gelehrten Welt einen überaus nützlichen Dienst erwiesen, daß er so kostbare Abhandlungen gesamlet und durch eine neue Ausgabe gangbarer gemachet hat. So viel wir aus der Zueignungsschrift von dem ersten Theile schliesen können, die an den Graf von Bute gerichtet ist, hat die Vorsprache dieses Herrn und die grosmüthige Freygebigkeit Ihro Majestät des Königs hauptsächlich das Unternehmen des Sharpe befördert und zur Vollkommenheit gebracht, indem auserdem, wie Hr. Sh. selbst bekennet, ein Buch, das so viele Kosten erforderte

und

und für so wenige Leser war, und folglich nicht viele Käufer versprach, ohne die Gnade des Königs schwerlich je zu Stande gekommen seyn würde.

Den Anfang des ersten Bandes machen die Προλεγομενα *de vita et scriptis doctissimi viri Thomae Hyde, S. T. P.*, die wir dem Fleisse des Herausgebers zu danken haben. Das Leben von Hyde ist ziemlich ausführlich beschrieben, und übrigens interessant genug, um daraus das wichtigste auszuzeichnen. Thomas Hyde, ein Mann, der fast alle Sprachen Asiens verstand, hatte das Glück von einem Vater erzeuget und erzogen zu werden, der selbst eine grose Stärke in der Morgenländischen Litteratur hatte, und seinen Sohn gleichsam von der Wiege an darin unterrichtete und übte *). Im 16 Jahre seines Alters (denn so lange genoß er den Unterricht seines Vaters) kam er nach Cambridge in des Kings-College, und nutzte vorzüglich den Unterricht und den vertraulichsten Umgang des Abraham Wheelok, welcher Lehrer der Arabischen Sprache war. Dieser Mann behauptet in dem Leben des sel. Hyde mit Recht eine wichtige Stelle. Denn da sein Lieblingsstudium die Persische Sprache war, so erweckte er nicht nur in Hyde die erste Neigung zu eben derselben, sondern unterwies ihn auch mit besonderer Treue darin und unterstützte den Fleiß und die Fähigkeit des jungen Hyde auf alle Weise durch Rath und Bücher. Alle Stärke, die nachher Hyde in dieser Sprache erlangte, und durch welche allein er sich den

*) Er ist den 9 Junius 1636 zu Billingsley nahe bey der Stadt Bridgenorth in Shrop-Shire gebohren worden, wo sein Vater Prediger (Vicar) war.

gröſten Ruhm erwarb, komt Urſprünglich von dieſem vortreflichen Lehrer her. Wie weit Hyde in kurzer Zeit gekommen ſey, läßt ſich aus ſeiner erſten Probe, die er der Welt gegeben, abnehmen. Walton hatte damals, da Hyde noch nicht volle zwanzig Jahr alt war, ſein groſes Werk, die Polyglotten-Bibel, unter den Händen. Unter den vielen Mitarbeitern an dieſem Buche war nicht nur Wheelok, ſondern gleich Anfangs auch deſſen Schüler, unſer Hyde, dem die Vergleichung der Handſchriften und die Verfertigung der Ueberſetzungen aufgetragen wurde. Bald hernach ſtarb der Meiſter, und deſſen Jünger erſetzte die Stelle ſo vollkommen, daß ihm Walton und Grabe ſolche Lobſprüche beylegen, mit denen der verdienteſte Greis zufrieden ſeyn könnte. Er hat auſer andern wichtigen Hülfleiſtungen, bey dieſer Polyglotte, die Perſiſche Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes, welche Jac. Tuſanus nach dem Grundtexte gemacht hatte, und die von den Juden von Conſtantinopel 1551 nur mit hebräiſchen Buchſtaben herausgegeben worden war, auf Perſiſche Art und mit Perſiſcher Schrift geſchrieben; ſo gut, als es von einem gebohrnen Perſer nicht erwartet werden komte. Dieſe Arbeit hat ihm bey einem bekanten Schriftſteller den Beynahmen: Pentateuchi Perſici reſtaurator, erworben. In der That ſind aber die Verdienſte, die er ſich durch Vergleichung und Verbeſſerung der Handſchriften, welche bey dieſer Polyglotten-Bibel gebraucht worden ſind, erworben hat, nicht weniger wichtig.

Nachdem er dieſes Geſchäft vollendet hatte, begab er ſich 1657 nach Oxford, in das Collegium der Köni-

Königin, wo er als Praelector Linguae Hebraicae bestellet wurde, und so ausnehmende Beweise seiner Geschicklichkeit und seines Fleisses ablegte, daß ihn der Canzler Richard Cromwell wegen seiner Verdienste in einem eigenen Schreiben der Academie nachdrücklichst empfal, die ihm bald hernach, 1659, die Würde eines Magisters der freyen Künste ertheilte, nachdem er vorher eine feyerliche Vorlesung von den Dialekten der Persischen Sprache gehalten hatte. Nunmehro da er nicht mehr für einen fremden, sondern als einheimisch angesehn wurde, hielt er sich ohne Unterlaß in der Bodleianischen Bibliothek auf, wurde auch in kurzer Zeit zum Custos derselben, und 1665 zum ersten Bibliothekar, an D. Thomas Lockeys Stelle, einmüthig erwählet. Es wird nicht nöthig seyn, hier erst zu erzählen, was für Beuten und was für wichtige Eroberungen Hyde gemacht habe, so bald er in dieses grosse Feld, das ihm hier geöfnet würde, eingelassen ward. Die Bodleianische Bibliothek hat in Ansehung morgenländischer Schätze nicht ihres gleichen, und kan selbst vom Vatikan beneidet werden, seitdem der Erzbischof und Canzlar Wilh. Laud sein ganzes Vermögen dazu verwendet hat, nicht nur ganze Samlungen für diese Bibliothek aufzukaufen, sondern noch auserdem Pocock, Grave, Huntington und mehrere auszuschicken, und den ganzen Orient zu durchsuchen und allerley Handschriften und Denkmähler, die sich nur auftreiben liessen, herbeyzuschaffen; gewisser massen Asien nach Europa überzutragen. Hyde hat sich mit den Handschriften bestmöglichst bekant gemachet, und einige derselben durch eigene Anmerkungen, die er an den Rand schrieb,

noch schätzbarer gemacht. Unter die letztern gehöret Fr. Rivolae Lexicon Armenicum MS., zu welchem er, wo es nur möglich war, die Persische Wörter, welche dem Laute und der Bedeutung nach mit den Armenischen übereinkamen, zugeschrieben hat: wiewol die Zusätze gleiches Inhalts, die dieses Lexicon durch den einigen Gelehrten Guil. Guisius auf ähnliche Art erhalten hat, noch zweymal beträchtlicher, als Hyde's seine, seyn sollen. Rivola Lexicon an sich ist nicht viel werth, aber die Zusätze des Hyde und Guise verdienten, durch den Druck bekant gemacht zu werden. In eben dem Jahre, da Hyde Bibliothekar wurde, gab er sein überausgelehrtes Werk heraus, welches in gegenwärtiger Samlung mit begriffen ist: Tabulae longitudinis et latitudinis stellarum fixarum, ex obseruatione Ulugh Beighi, Tamerlani Magni Nepotis, Regionum ultra citraque Gjihun (i. e. Oxum) Principis potentissimi: accesserunt Mohammedis Tizini tabulae declinationum et rectarum ascensionum: additur demum elenchus stellarum. Die Anmerkungen, welche er zu diesem Buche hinzugefüget hat, zeigen ihn nicht blos als einen Sprachgelehrten, sondern zugleich als einen eben so grosen Philosophen, Sternkundigen und Kunstrichter. Der Bischof von Salisbury berufte ihn das Jahr darauf zur Präbende von Jatminster, (de Gatminster inferiori,) und im J. 1673 beförderte ihn der Bischof von Gloceſter zum Archidiaconat dieser Diöces. Um die Bibliothek, über die er gesetzt war, erwarb er sich noch ein Hauptverdienst dadurch, daß er sie theils in bessere Ordnung brachte, zu ihrer Vermehrung Vorschläge that,

und selbst auch Gelegenheiten hierzu aufsuchte, theils auch, wie bekant ist, 1674 einen Catalogum von ihren gedruckten Büchern herausgab. Zur Vermehrung der Bibliothek durch orientalische Schriften nutzte er besonders seinen weitläuftigen Briefwechsel mit Pocock, Huntington, Mareshall und Jac. Watson, von dessen Reisen und gesamleten orientalischen Handschriften man in Wheeler's Reisen (S. 199) mehrere Nachrichten findet.

Sharpe macht hier eine Ausschweifung von etlichen Blättern in dem Leben des Hyde, die nicht nur unnütz ist, sondern sich auch gewissermasen auf eine Unrichtigkeit gründet. Er stellet eine verwundernde Betrachtung über die Grosmuth des Hyde und einiger anderer damaliger Gelehrten an, die ohne Unterstützung eines Mäcens, die Gränzen der Morgenländischen Gelehrsamkeit so sehr erweitert haben. Die Betrachtung an sich ist allzulangweilig zu lesen, und wir dürfen nur das grose Beyspiel des Erzbischofs Wilh. Laud, aus Sharpe's eigener Erzählung anführen, um die Unrichtigkeit dieser Klagen zu zeigen.

Damals lebte auch der grose Beförderer der Wissenschaften und Religion, Robert Boyle, mit welchem Hyde nicht nur einen gelehrten Briefwechsel, sondern auch die vertrauteste Freundschaft unterhielt. Hier erwähnen wir diese Bekantschaft blos in Rücksicht auf die Wissenschaften, die daraus Vortheile gezogen haben. Es ist bekant, daß Boyle sich unter andern stark auf die Chemie geleget habe, von der er wuste, daß sie zuerst durch die Morgenländer erfunden worden sey. Er wuste was für eine Menge Handschriften orientali-

scher

scher Philosophen und Aerzte, Arabisch und Griechisch hier und da als unbekante Schätze in den Bibliotheken vergraben lägen, daraus der Ursprung, Fortgang und die ganze Geschichte der Chemie gezogen werden könnte. Allein es fehlte ihm lange ein Mann, der im Stande war, diese Schätze aufzusuchen und für ihn brauchbar zu machen, bis ihm Hyde, mit welchem er beständig gelehrte Briefe wechselte, ein Licht aufsteckte, ihm die Weisheit der Persischen und Arabischen Schriftsteller verdollmätschte, alle Einsichten und Versuche derselben zusammensuchte, und dadurch klar machte, daß man alle die Dinge, mit deren Erfindung unsere Zeitgenossen prahlen, zusammen dem Fleisse der Alten zu verdanken habe. Eben der Boyle, der so viel zur Beförderung der Wissenschaften that, zeigte auch einen eben so grosen Eifer, die christliche Religion, vermittelst der ostindischen Handlungsgesellschaft, unter heidnischen Völkern bekanter zu machen und weiter auszubreiten. Auch hierzu brauchte er den Hyde. Dieser muste, auf sein Zureden, das neue Testament aus dem Griechischen in die Malaische Sprache übersetzen, damit solches zum Gebrauche dieser Nation dienen könnte. Hyde vollbrachte diese Arbeit glücklich, welche Boylen zugeeignet und noch mit einer gelehrten Schrift von den Dialecten der Malaischen Sprache, um die sich Tho. Marshall verdient gemachet hat, gezieret worden ist.

Wir wollen Hrn. Sharpe folgen, der bey dieser Gelegenheit zugleich die Geschichte der übrigen Schriften unsers Hyde's erzählet. Im J. 1688, da **Eduard Bernard** sein Buch **von alten Maasen und Gewichten** herausgab, lies er hinten an dieses Werkchen

einen

einen lateinischen Brief beydrucken, welcher von den Maasen und Gewichten der Chineser handelt. Bald hernach gab er ein Buch heraus unter dem Titul: Annotatiunculae in tractatum Alberti Bobovii, Turcarum Imperatoris Mahommedis quarti olim Interpretis primarii, Turcarum Liturgia, peregrinatione Meccana, circumcisione, Aegrotorum visitatione. Oxon. 1690. Diesem Werke ist eine überaus gelehrte Abhandlung vorgesetzt, die von dieser Schrift selbst und deren Urheber weitläuftige Nachricht ertheilet. Im J. 1691 gab er heraus, Abrahami Peritsol, Avinionensis, Itinera Mundi, ein Historisch-Geographisches Werk, von besondern Vorzügen, davon wir weiter unten mehr zu reden Gelegenheit haben werden.

Hyde hatte noch ein anderes groses und wichtiges Werk unter den Händen, worzu ihn der Bischoff Fell von Oxford, beredet hat, nemlich die Geographie des Abulpheda herauszugeben: allein eben da er bereits die beste Hülfsmittel hierzu gesamlet hatte, und mit der Zubereitung beschäftiget war, starb der Beförderer dieser Unternehmung, und die Sache blieb liegen. Sharpe erwähnet bey dieser Gelegenheit, daß ein vortrefliches Manuscript dieses Abulpheda, mit der Uebersetzung und den Anmerkungen eines andern gelehrten Engländers, (*Guli. Guisii.*) zu Oxford in Bibliotheca Omnium animarum aufbewahret werde.

Es ist auch Hyde wegen seiner Morgenländischen Gelehrsamkeit unter der Regierung der Könige Carl II. Jacob, und Wilhelm III, von den Ministern gebraucht worden. Alle Briefe die aus Persien, vom Türkischen

Hofe,

Hofe, und überhaupt aus dem Oriente einliefen, muste er verdollmätschen, auch selbst Antwortschreiben in Arabischer Sprache auf jene Briefe verfertigen; wovon nicht nur Sharpe S. XXII. XXIII. viele Proben anführet, sondern auch in Hydes Schriften Spuren vorkommen: z. E. in den Noten zu Perisol's Itineribus mundi, da er aus einem Marocanischen Briefe die orientalische Benennung von Europa erläutert, nach welcher Rûm, überhaupt Europa, und Rûm-eli, Europäer bedeutet. S. 6. Andere Beyspiele stehen S. 12. 223. u. s. w.

Im J. 1691 starb Pocock, und Hyde ruckte an dessen Stelle, als Professor der Arabischen Sprache. Seine Antrittsrede hielt er am 17 März des erwähnten Jahres. Die andere Stelle, die Pocock zugleich bekleidet hatte, nemlich die Profeßion der hebräischen Sprache, entgieng diesmal Hyde, und wurde Roger. Altham zu Theile. Allein 1697, da dieser Altham sich weigerte, auf die ihm vorgelegte Huldigungs-Formul zu schwören, geschahe es dennoch, daß jener abdanken und den Lehrstul der hebräischen Sprache an Hyde abtreten muste. Es ist seltsam, daß nach Hyde's Tode, 1702 der erstere wieder einruckte, und auf diese Weise der Vorfahr und Nachfolger des Hyde wurde.

Ohnfehlbar irret sich Sharpe, wenn er behauptet, daß Hyde ein Paar Schriften, die wir gleich nennen wollen, in der Absicht ausgearbeitet habe, um gleichsam einen Zeitvertreib und eine Erhohlung von seinen übrigen Arbeiten zu genießen. Vt seuerioribus studiis, sagt er, aliquod condimentum accederet, duos edidit libellos de ludis orientalibus. Die

Abhand-

Abhandlungen von den Spielen der Morgenländer, welche er meinet, machen beynahe den zweyten Band von Hyde's Werken, nach gegenwärtiger Ausgabe, aus. Freylich handeln sie von Spielen, die zum Zeitvertreibe dienen: aber so gelehrt, daß sie ihrem Verfasser gewissermasen eben den Fleiß gekostet haben müssen, welchen sein Werk von der Religion der Perser erfordert hat. Sharpe hätte bedenken sollen, daß es ein anderes sey, spielen, ein anderes von Spielen schreiben. Er bemühet sich bisweilen, in seine Lebensbeschreibung allerley Betrachtungen einzuflechten, die mehrentheils entweder unwichtig oder falsch sind. Er würde besser gethan haben, wenn er blos erzählet, und sich nicht mit Auszierungen abgegeben hätte, die ihm gemeiniglich mislingen.

Hyde hat zur Historia plantarum in horto Botanico Oxon., welche Bobart 1694 herausgegeben, einige Anmerkungen und Zusätze aus Morgenländischen Schriftstellern hinzugefüget, allein es läßt sich von diesem Verdienste des Hyde nichts sagen, weil im ganzen Werke der Name desselben verschwiegen wird.

Die Hauptarbeit, welche seinem Namen einen allgemeinen Ruhm verschaffet und ihn unsterblich gemacht hat, ist sein Buch de Religione Veterum Persarum, welches 1700 herausgekommen ist: ein Werk von unsäglicher Arbeit und Belesenheit, zugleich aber auch von ansehnlichen Kosten, die dessen Druck erfordert hat! Die Königin Anna hat die Kupfertafeln und Lettern, die hierzu von neuem gegossen werden musten, wie auch andere darzu gebrauchte gelehrte Geräthschaften, um grose Summen für die königliche Bibliothek gekaufet,

Georg

Georg der II, aber hat alles zusammen als ein Geschenk dem Museum Britannicum einverleibet. Neuerlich hat die Universität zu Oxford unter der Aufsicht Tho. Hunt und durch die Besorgung des gelehrten G. Costard eine neue und prächtige Ausgabe dieses bereits sehr seltenen Buches veranstaltet. Vielleicht reden wir bey einer andern Gelegenheit mehr von diesem Werke. Jetzt ist es Zeit, das eigentliche Leben unsers Schriftstellers zu endigen, und die von ihm ausgearbeitete Abhandlungen, die in gegenwärtiger Samlung stehen, etwas genauer anzuzeigen. Dies einzige wollen wir noch erinnern, daß Hyde eine Menge anderer Schriften unter den Händen gehabt habe, die aber nicht herausgekommen sind. Sharpe hat das Verzeichnis davon, welches Ant. von Wood verfertiget hat, eindrucken lassen, das wir als ein wichtiges Fragment des Hydischen Lebens unten am Rande mittheilen wollen*). Er starb 1702 den 18. Februar, nachdem er im April 101 sein Amt als Protobibliothecarius niedergelegt hatte.

Das erste Stück in diesem Werke sind die oben bereits angeführte Tabulae longitudinis ac latitudinis stellarum fixarum ex obseruatione *Ulugh Beighi*, Tamerlanis magni nepotis, Regionum vltra

*) Wir unterlassen dieses nunmehr, und verweisen den Leser vielmehr auf die Samlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen, grösstentheils aus der Britannischen Bibliothek unter der Aufsicht Jo. Sal. Semlers, Th. 6. S. 352., wo sie es finden werden. Es stehet, wie wir sehen, das ganze Leben des sel. Hyde daselbst, allein es kommen in der Sharpischen Beschreibung verschiedene Dinge vor, die wir dort nicht gefunden haben, daher wir das übrige ungeändert zulassen für gut gefunden haben.

vltra citraque Gjihum, i. Oxum, Principis potentiſſimi. Ex tribus inuicem collatis MSS. Perſicis iam primum luce ac latio, et commentariis illuſtrauit *Thomas Hyde*, A. M. e Coll. Reginae Ox. In calce libri acceſſerunt *Mohammedis Tizini* Tabulae Declinationum et rectarum aſcenſionum. Additur demum Elenchus Nominum ſtellarum. Der Titul ſelbſt iſt ſo ausführlich, daß der Leſer, ohne unſere Erinnerung den Inhalt einſehen kan. In den am Ende beygefügten Anmerkungen handelt der V. etymologiſch von den Arabiſchen Namen der Sterne, die er nach der Ordnung ſeines Autors durchgehet, und ſie zugleich mit den Griechiſchen und übrigen Orientaliſchen Namen der Geſtirne bey andern Völkern vergleichet. Die Vorrede zu dieſen Tafeln iſt ganz hiſtoriſch, und erzählet das Leben des Arabiſchen Verfaſſers, Ulugh Beigh, wie auch deſſen Grosvaters, Timur oder Timûr lèngh, Timurs des Lahmen, den man nach einer verfälſchten Ausſprache Tamerlan zu nennen gewohnt iſt. Auſer dem Nutzen, den die Tabellen an ſich in Anſehung der Aſtronomie leiſten, indem man ſie für die richtigſte der Morgenländer hält, dienen beſonders die Anmerkungen ſehr zur Erweiterung der Orientaliſchen Sprachkentnis, und zur genauern Geſchichte der Sternkunde.

Das zweyte Stück im erſten Bande enthält folgendes Werk: אזרת אירחות עולם, id eſt, *Itinera mundi, ſic dicta nempe Cosmographia, autore* Abrahamo Peritſol, *latina verſione donauit et notas paſſim adjecit* Tho. Hyde, *e Coll. Reginae Oxon. Protobibliothecarius Bodlejanus.*

Der Verfasser dieses Buchs ist ein Jude aus Avignon, der eigentlich Paresol oder Parasol (Sonnenschirm) geheisen, und den Titul seines Buches aus Job. 22, 15. genommen hat. Er beobachtete nach Hyde's Urtheil eine sehr genaue Ordnung und verfehlet den richtigen Zweck und die Methode einer Cosmographie nicht, ob er gleich, als Jude, viele Thorheiten eingemischet hat. Hyde zieht diese Schrift dem Itinerarium des Juden Benjamin weit vor. Die Handschrift derselben befindet sich unter den Laudischen Büchern auf der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford, und ist mit einem andern zu Venedig für Hyde erkauften Manuscript verglichen worden. Die Schreibart überhaupt ist rein Hebräisch, ohngeachtet einzelne neuere Rabbinische Worte und Redensarten eingemischet worden sind. Peritsol hat es kurz vor der Englischen Reformation geschrieben.

Aus Peritsols Erdbeschreibung selbst werden wir nichts auszeichnen: sie ist ein ganz schätzbares Stück, in Ansehung dessen, was man von einem Juden erwarten konnte; aber man würde sich betrügen, wenn man neue und unbekante Entdeckungen darin aufsuchen wolte. Desto häufiger aber findet man letztere in den ungemein gelehrten Anmerkungen des Hrn. Hyde, welche an vielen Orten am Rande beygefüget worden sind. Auf diese wünschen wir unsere Leser so aufmerksam zu machen, als es möglich ist, indem wir glauben, daß in solchen eine Menge schätzbarer und noch ungebrauchter Entdeckungen vergraben liegen, welche über die alte Geographie ein groses Licht verbreiten, und die Vergleichung der Namen, welche verschiedene Nationen, Morgen- und Abendländer, einerley Oertern und Ländern geben, ungemein

gemein erleichtern können. Es sind uns viele Anmerkungen des Hrn. Hyde aufgestoßen, davon wir in den neusten und besten geographischen Werken keinen Gebrauch gemacht finden. Wir wollen der Ordnung des Buches folgen, und nach Anleitung derselben, Proben mittheilen. Nach unserer Absicht enthält der Rand den Text, und Peritsols Werk sind Noten, die wir überschlagen. S. 1 und 2, geht Hyde die verschiedene Namen durch, welche die heilige Schrift, die Juden, Araber, Griechen und Römer der Welt gegeben haben, und er erläutert sie aus der Sprache und Sache. Eine der weitläuftigsten Anmerkungen stehet S. 6, 13, bey dem zweyten Capitul Peritsols, darin von der **allgemeinen Eintheilung der Erde, in Europa, Asia und Africa** gehandelt wird. Man kennet die gewöhnliche Erklärung dieser Benennungen, die zwar bey Griechen und Lateinern gesuchet wird, aber offenbar auf eine verkehrte Art, wenn man nicht abgeschmackte Mährchen glauben will. Hyde nimt seine Zuflucht zu den Phöniciern, welche die Welt am ersten umschiffet und kennen gelernt haben, und die ersten Erfinder der meisten allgemeinen und eigenthümlichen Namen sind, die sich hernach durch den Handel und durch Schriften über die meiste Gegenden der Welt verbreitet haben. Die Phönicier theilten den ganzen Erdboden in zwey Theile ein, davon einer, den sie selbst bewohnten, schlechthin חצי, **Asi die Hälfte**, genennet wurde, ohngeachtet er eigentlich חצי המזרחי, **die östliche Hälfte** hätte heisen müssen: der andere aber, welcher die übrige Welt, nemlich Europa mit Africa in eins gerechnet, in sich begrif, mit dem Namen חצי המערבי,

die Westliche Hälfte beleget ward. Abgekürzt druckte man diese Abtheilung auch also aus: מזרח, Misrach, Osten, und מערב, Ma'erab, Westen. Die letzte Hälfte hieß auch ערוב, Erob, von einem Stammworte ערב, welches untergehen bedeutet, so daß Erob, daraus durch eine weit erträglichere Verstellung, als andere eigenthümliche Namen erlitten haben, Europa geworden ist, eine Gegend bedeutet, wo die Sonne, wenn ich so sagen darf, europirt, d. i. untergehet. Die Griechen haben ihr ἑσπερος, ἑσπεριος, προς ἑσπεραν in eben diesem Verstande gebrauchet, und Hesperus, den man für einen Sohn des Japhets hält, bedeutet nichts anders als einen Abendländer, d. i. einen Europäer, so wie Hesperia überhaupt Europa. Dies solte vielleicht manchem Leser, der weiter keine Gründe vor sich siehet, blos etymologisirt zu seyn scheinen: allein man lese Hyde selbst, um sich vollends durch historische Beweise davon zu überzeugen. Daß Europa und Africa bey den Alten für eins sind gehalten worden, beweiset Hyde hauptsächlich, aus dem Geographus Nubiensis, welcher (Clim. IV. Part. I.) ausdrücklich saget: Europa und Africa ist ehedem Ein festes Land, und das Mittelländische Meer eine überal eingeschlossene See gewesen. Diesem füget er noch eine Stelle aus dem Agathemeres bey, der (lib. II. c. 2.) seine Beschreibung der allgemeinen Abtheilung unsers Erdkreises in drey Theilen mit diesen Worten beschliesset: Die Alten haben Libya und Europa, als wäre es Eins, mit dem einzigen und gemeinschaftlichen Namen Europa beleget. Zur historischen Wahrscheinlichkeit dieser Namenerklärung gehöret, au-

ser

ser dem, was oben von dem Hesperia der Griechen gesaget worden, noch dieses, daß noch heutiges Tages diese Dichotomie oder Eintheilung der Welt in zwey Theile, bey den Morgenländern gewöhnlich ist. Araber und Syrer theilen sie in Morgen und Abend, und wenn sie orbis universus sagen wollen, so bedienen sie sich der Redensart: Morgen und Abend.

Der dritte Welttheil, den wir jetzt Africa nennen, ist erst spät als ein besonderer Theil gezählet worden. Auch von diesem Namen giebt uns Hyde eine sehr scheinbare Erläuterung. Die Araber nennen ihn zwar heutiges Tages auch Africa, allein dieser Name ist demohngeachtet nicht alt. Er komt von den Römern her. Ptolemäus bedienet sich dessen, da hingegen alle alte Griechen, Strabo, Aristoteles, Herodotus, statt dessen, den Namen Libya gebrauchen. Schon hieraus läßt sich schliesen, daß die Benennung Africa, in der Form, wie wir sie jetzt haben, dem Alter der Namen Asia und Europa nicht beykomme. Die Römer haben das Wort, wie es nun aussiehet, geschmiedet, und zwar aus ברקא, Barca, oder Varca, auch Vareca, je nachdem die Aussprache verschieden war. Nicht nur die Phönicier und alte Hebräer, sondern auch die Araber brauchen den Buchstaben Beth statt eines Vau. Barca selbst, wie es vom Herodot genennet wird, der es Varca aussprach, ist ein altes Phönicisches oder Cananitisches Wort, und bedeutet die berühmte und weitläuftige Provinz, welche sonst Marmarica genennet wird. Die Völker, welche beym Strabo Marmariden heisen, bekommen vom Ptolemäus den Namen Barciten, vom Virgil den

Namen Barcäer. Zu diesem Worte setzten die Phönicier ihrer Sprache gemäs ein emphatisches He oder Aleph, auf diese Weise: הברקה, Havarca, oder אברקה Avreca; und daraus haben die Römer Africa gemachet; die Herleitung ist ganz unwahrscheinlich: allein sie hat doch unserm Bedünken nach, etwas erzwungenes. Wenigstens fällt uns in Ansehung des vorgesetzten emphatischen Buchstabens, kein überzeugendes ähnliches Beyspiel ein. Denn die Exempel, welche Hyde selbst anführet, haben eine weit leichtere Herleitung, als deren er sich bedienet; bey welcher man nicht nöthig hat, zu einem emphatischen H seine Zuflucht zu nehmen. Der Leser wird solches aus dem einzigen Worte אדוֹ einsehen, das Hyde als einen Beweiß braucht. Er leitet es von דוּ her und siehet das א als einen emphatischen zum Stamme des Worts nicht gehörigen Buchstaben an. — Wir verwerfen dadurch die Herleitung des Worts nicht ganz: denn auch unzählige andere ausländische Nomina propria zeigen, daß Römer und Griechen solche vorgestellet haben, daß man sie nicht mehr erkennen kan; allein sie ist noch nicht genug verarbeitet. — Die Landschaft Barca hat übrigens, nach Hyde's Meinung, ihren Namen von den zurückprallenden und blendenden Sonnenstrahlen, die auf dem Sande in dieser Gegend einen der Sonnen selbst nahe kommenden Glanz hervorbringen, den man von weiten schon siehet. بَرْقَة, הברקה bedeutet als ein Appellativum, den Glanz, eine glänzende Landschaft. Der Name Lybia hat eine ähnliche Bedeutung. Die Griechen glaubten, die Landschaft habe von den Löwen ihre Benennung, an welchen sie einen Ueberfluß hat.

Denn

Denn לביא heißt der Löwe. Allein Hyde scheint geneigter zu seyn, noch weiter zurückzugehen, und dem Löwen sowol als den Libyern von der Farbe des Feuers (להב, die Flamme) einen gemeinschaftlichen Namen zugeben. Wir müssen gestehen, daß uns auch diese Herleitung nicht so leicht und wahrscheinlich vorkomme, als die erstern. Hyde widerlegt hier noch eine andere Ableitung des Wortes Africa: nicht die vom Julius Africanus; denn wer wird sich bey einer solchen aufhalten? sondern des Golius seine, die uns in der That viel gezwungener als die Hydische vorkomt. Am Ende dieser Anmerkung beschreibet Hyde noch der Chineser ihre Art, den Erdkreiß einzutheilen S. 12. 13.

S. 14-18 stehet eine Geschichte der Stadt Jerusalem, von ihrem ersten Ursprunge an. Hyde hält das Salem, in welcher Melchisedek König und Priester war, für einerley mit Jerusalem. Man wird sich hier von selbst an den Streit erinnern, der noch in unsern Tagen von einigen Gelehrten, Hrn. Dechant G. L. Oeder und Hrn. Hofr. Michaelis für diese Sache, von Hr. Prof. Wähner und einigen andern, aber nicht ohne Heftigkeit, wider dieselbe geführet worden ist *). Hr. Hofr. Michaelis freute sich, als er unvermuthet einen Gelehrten fand, der mit ihm in der Hauptsache einerley dachte. Vielleicht gereicht es ihm zu noch grösserem Vergnügen, zu sehen, daß schon Hyde die nemliche Meinung gehabt und hier kurz ausgeführet habe. — Zugleich erkläret Hyde den Namen dieser Stadt, nach

*) Man findet die Historie dieses Streits in des Hrn. Hofr. Michaelis Vorrede zu seinem Entwurf der typischen Gottesgelartheit, nach der zweyten Auflage 1763.

den verschiedenen Morgenländischen Sprachen und Schreibarten der Hebräer, Araber, Perser, Samaritaner auch Griechen und anderer. Ueberhaupt muß man die Anmerkungen des sel. Hyde zu diesem Itinerario als ein sehr reiches etymologisches Magazin für die Geographie ansehen: vielleicht auch als das einzige, dem man meistens mit Zuverläßigkeit trauen darf, weil Hyde die weitläuftigste Sprachkentniß mit Geschichte verbindet. Hiervon wollen wir gleich noch einige Proben geben. S. 19 erkläret er den neuen Namen von dem alten Dacien. Die Türken nennen Dacia heutiges Tages Cara Bogdân, das ist Schwarz-Bogdan, die neuern Griechen aber Μαυρα Δαβια, Schwarz-Davia: daraus ist Moridavia oder Moldavia geworden. Bey Pohlen S. 20. dürfte er einigen verächtlich scheinen, weil er die alte Sage vom Lech und Czech, als Stiftern der Königreiche Pohlen und Böhmen anführet; allein man muß sich durch diese Kleinigkeit, die er ohnedem nur berühret, nicht abschrecken lassen. S. 21. findet man eine Erklärung von Caramania, dem neuern Namen von Cilicia; von Tanger, Arzilla und Pheß. S. 25 27. handelt er von den verschiedenen Namen der Insul Ceylon und deren wahrscheinlichen Ableitungen. S. 31 u. f. von dem Worte Σκυθαι und Σακαι (Herodotus sagt, daß die Scythen von den Persern Sakier genent würden: allein Hyde behauptet, das letztere Wort sey Arabisch, und ساقي Sacae hiesen ursprünglich so viel als Säufer, potatores), auch von Cathaia. S. 33 35. handelt er von Serica, Sina und China. Bey den Persern, Türken und Tataren wird dieser Name چين

Chin

Chin oder Tchin geschrieben und gelesen: allein durch eine verstellte Schreibart der Araber und Griechen ist Sin und Ser oder Sera daraus geworden. Den Namen Syria leitet Hyde S. 46. von צור Tsur oder Tyrus her, und glaubt, daß dieser eben so viel als سوريا Suria bedeute. An eben dem Orte handelt er weitläuftig von Bambyce oder Hierapolis, wozu ihm Strabo Gelegenheit gegeben hat, der p. 515 diese Stadt mit Edessa verwechselt hat. S. 49-54 stehet eine ziemlich lange Note von der Stadt Carthago, wie auch von der Sprache dieser Stadt und überhaupt der alten Einwohner auf der africanischen Küste. Den Namen Καρχηδων setzt er aus קרת חנכה Cardhaneca oder Cardhanaca, Carthanaca, zusammen, welches so viel als Neustadt bedeutet. קרת Careth קרתה heißt die Stadt. Cartagena in Spanien, welches Ezri-Baal oder Asdrubal erbauet, hat eine ähnliche Benennung, und beym Polybius wird diese Stadt ausdrücklich Νεαπολις und Καινα πολις genennet. Hyde geht hier die Wanderungen der Phönicier durch, und handelt so umständlich von ihrer Sprache, daß wir glauben, er überschreite ohne Noth das Maas. In einigen Etymologien hat er unsern völligen Beyfall: allein viele kommen auch vor, die bey uns keine Ueberzeugung gefunden haben. Daß Cadmus (קדמי) eigentlich ein Appellativum sey, und überhaupt einen Morgenländer bedeute, glauben wir gerne, aber was er von dem Osiris, dem Bacchus, der Isis u. s. w. etymologiret, möchten wir nicht gegen Jablonsky Erklärungen vertauschen. Dem allen ohngeachtet, wird man auch diese Ausschweifung des sel. Hyde nicht ohne Nutzen le-

sen. — Die Anmerkung, welche S. 54 u. ff. von den Mauren handelt, wird niemand reuen gelesen zu haben. Mauritania wird sonst auch Mauruſia genant, von den Einwohnern, welche Mauren heisen. Beym Sextus Rufus hat diese Landschaft den Namen Hiſpania Transfretana, welches nach Hyde ziemlich einerley mit Mauritania bedeutet. Er behauptet daß von den entferntern und mehr ins Land hinein wohnenden Carthaginenſern alle Einwohner an der Meerenge von Gibraltar, (מעבר, Trajectum) den gemeinschaftlichen Namen מעברי, Ma' vri, d. i. Trajectaneus oder Transfretator, bekommen habe. (So wie ohngefähr auf ähnliche Weise die Pommern ihren Namen von Po, und mor, am Meere, aus dem Slavonischen, und in Frankreich Armor, durch eben eine solche Zusammensetzung aus dem Altbrittischen erhalten haben.) Eben hieraus läßt sich einsehen, warum Spanien von den Carthaginienſern Iberia, und der Fluß, welcher dieses Reich durchſtröhmet, Ebro oder Iberus genent worden sey. Denn Iberia soll nichts anders anzeigen, als ein jenſeits gelegenes Land, regio ultramarina. עבר *Evr* heißt durchgehends ein jenſeit einem Fluſſe oder Meere gelegenes Land. Wer erinnert sich hier nicht von selbst des hieher gehörigen Beyſpiels des Abrahams und seiner Nachkommen? Er und seine Nation bekam den Namen Hebräer, Vltrajectanei, Vltrafluviales, oder Leute, die von jenseit (dem Euphrat) hergekommen waren. Bey den Arabern hat Mauritania den Namen, Al Barbaria, und ein Einwohner darin Al Barbar. Letztere ſind wahre Araber, wie ihre Sprache und Bücher beweiſen, und wer-

werden durch den Namen Barbar von den übrigen Arabern, nur in Ansehung der Lage ihres Landes unterschieden. بر Bar, bedeutet die Küste, und das feste Land; verdoppelt aber zeigt, nach Hrn. Hyde, das Wort einen Küstenbewohner an, (Continentis littoralis incolam.) Es sind also eigentlich alle diejenige Barbarn, die in Mauritania an der Küste des Mittelländischen- und Weltmeeres bis an das Atlantische Gebürge und in Aethiopien an der Küste des rothen Meeres wohnen.

S. 60. zeigt Hyde die Gelegenheit an, bey welcher Constantinopel und überhaupt Thracien den Namen Rum, Rum-ili, oder nach der gemeinen Aussprache Romania und Romelia bekommen hat, Griechenland aber Romäa, ein Grieche Romäus und die Neugriechische Sprache Romaika genent worden ist? Alle diese Namen schreiben sich nemlich von der Zeit her, da Constantinopel Neu-Rom (Nova Roma) genennet worden ist.

S. 77 u. ff. wird von der Hyrcanischen oder Caspischen See gehandelt. Den ersten Namen führet sie von der Provinz صراق Hyrac oder Yrac in Persien, deren Lage Hyde aus einem Persischen Geschichtschreiber angiebt, und zugleich einen Fehler des Golius rüget, welcher in seiner Ausgabe des Alphargans, verschiedene Gegenden gleiches Namens mit einander verwechselt. Den zweyten Namen, mit welchem sie häufig von den Griechen beleget wird, hat sie nebst den benachbarten Caspischen Bergen von der Stadt und Provinz قزبين Cazbin, von der sie eigentlich Cazpi oder Cazbi, die Cazbische See ist genant worden.

Das

Das was Hyde S. 86 u. ff. vom **Uz** saget, halten wir nicht für richtig genug, um es hier anzuzeigen. Er handelt hier zugleich von dem Vaterlande der Freunde des Hiobs, die er für verschiedene Könige in Arabien hält.

Lesenswürdiger ist die Nachricht, welche er S. 97-101 von den verschiedenen Gattungen **der Schiffe** und ihren Benennungen bey den Arabern, Türken, und Griechen giebt, die er zugleich mit den neuern Namen, die in Europa gewöhnlich sind, vergleichet.

S. 125 u. ff. handelt Hyde weitläuftig von **Amomum**, aus dem Arabischen حماما Hamâma. Er widerlegt die falsche Auslegungen, und führt lange Stellen aus Arabischen Schriftstellern an, die es besser erklären. Auf gleiche Weise wird S. 137 vom **Drachenblute** gehandelt.

Den Namen θαλασσα ἐρυθρα, das **rothe Meer**, hält er S. 180 für einerley mit Mare Edom oder Idumaeum, an dessen Küste nemlich das Reich **Edom**, welches **roth** bedeutet, lag.

S. 189-194 handelt er von dem sogenanten **Presbyter Johannes**, oder **Priester Hans**. Er glaubt, daß solcher in Tibet zu suchen, und darunter der oberste Lhama, welcher König und Priester zugleich ist, zu verstehen sey. Ohngeachtet er nicht schlechterdings läugnet, daß das Christenthum zu diesem Namen habe Gelegenheit geben können, so hält er es doch für wahrscheinlicher, daß durch Unwissenheit und durch eine Verstümmelung dieser Name entstanden und eigentlich aus خان Hân, oder Chan und فرستوه, Phristoa oder Pristoa zusammengesetzet sey, davon jenes bekant

genug

genug ist, dieses aber als ein gewöhnlicher Titul Tatarischer Könige, die an China gränzen, aus einem Persischen und Chinesischen Schriftsteller erläutert wird.

S. 197-201 hat Hyde aus Morgenländischen Schriftstellern zur Geschichte des Bernsteins viele Nachrichten excerpirt, um dadurch die sonst zahlreiche und weitläuftige Abhandlungen der Europäer hiervon zu ergänzen. Den Namen Ambra, oder wie es im Arabischen heißt, عنبر, Anbar, leitet er aus dem Persischen von صنبر, Hanbar her, welches Wort schön, reizend, bedeutet. Uns hat diese Herleitung nicht sehr sonderlich geschienen, weil ein Guttural-Buchstabe am wenigsten in ein bloses h verwechselt werden kan.

Auf gleiche Weise handelt er S. 201 u. ff. von Laserpitium. (Teufelsdreck.)

Und so viel von Hydes Geographischen Anmerkungen zu Peritsols Cosmographie! Wir sind, wie wir uns vorgenommen hatten, blos bey den Noten stehen geblieben, ohne, so zu sagen, in den Text zu sehen: allein bey dem allen ist unser Auszug über sein Maas gewachsen. Der Leser wird hoffentlich nicht unzufrieden über diese Weitläuftigkeit seyn, da Hydes hier angebrachte Gelehrsamkeit eben so versteckt als fruchtbar geschienen hat, und ohngeachtet sie blos etymologisch ist, dennoch eben so viel neues als wahres enthält, auch jetzt so gar, da dies Werk nach 80 Jahren zum zweytenmale gedruckt worden ist.

Den ersten Band dieser Samlung der Hydischen Schriften beschliesset: *Tractatus* Alberti Bobovii, *Tur-*

Turcarum Imp. Mohammedis IVti olim Interpretis primarii, de Turcarum liturgia, peregrinatione Meccana, circumcisione, aegrotorum visitatione etc. *Nonnullas annotatiunculas, prout occasio se obtulit, passim adjecit* Tho Hyde *Subjungitur castigatio in* Angelum a Sancto Ioseph. (*alias dictum* de la Brosse) *Carmelitarum discalceatorum in Persida Praefectum olim generalem.*

Der Verfasser dieses Traktats ist von Geburt ein Pohle gewesen, Namens Bobowski, der als ein junger Mensch in die Gefangenschaft der Tataren gerathen, und an die Türken verkauft worden ist, die ihn wegen seines guten Kopfes im Serrail 20 Jahre lang erzogen haben. Von da ist er mit einem vornehmen Türken als Sclave nach Egypten gegangen, hat hernach seine Freyheit erhalten, und bey seiner Rückkunft nach Constantinopel, das Amt eines Tergjuman Baschi (Interpretis primarii) bekommen. Bey der Annehmung der Türkischen Religion, ist, wie gewöhnlich, sein Name vertauscht, und ihm der neue Name Ali-Beigh oder Ali-Bei gegeben worden. Er war Willens die Türkey und die Türkische Religion wieder zu verlassen, und nach England zu gehen, um daselbst als ein Christ zu sterben; allein der Tod ist ihm zuvorgekommen. Hyde rühmt dessen Geschicklichkeit, und erwähnet, daß er eine Grammatik und ein Wörterbuch der Türkischen Sprache geschrieben, den Catechismus der Englischen Kirche ins Türkische übersetzt, ingleichen eine Türkische Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift verfertiget habe, welche jetzt auf der Bibliothek zu Leiden im Manuscript aufbewahret werde.

(Das

(Das N. T. von ihm ist auch gedruckt) Die Abhandlung desselben von den Gebräuchen der Türken, welche Hyde in das Lateinische übersetzt hat, von der wir hier reden, ist ein sehr schätzbares Stück, weil niemand als ein Mohammedaner, den Ceremonien selbst ohne Lebensgefahr beywohnen, und sie also auch nie richtig beschreiben kan. Sie enthält folgende Materien: 1) von den Gebeten der Mohammedaner; 2) von den Richtern und deren Gehülfen; 3) von geistlichen Personen; 4) von den Gebräuchen der Mohammedaner bey ihrer Wallfarth nach Mecca; 5) von den Gebräuchen bey Besuchung der Kranken und Sterbenden; 6) von der Beschneidung; 7) einige Titul, als des Türkischen Kaisers und des Gros-Veziers. Hyde hatte hier und da einige Anmerkungen zur Erläuterung beygefüget.

Der zweyte Theil dieser Samlung der Hydischen Schriften ist fast einzig der Geschichte und Beschreibung Morgenländischer Spiele, und darunter insbesondere des Schachspiels gewidmet. So viele Gelehrsamkeit auch hier angebracht ist, und so viele ausgesuchte Anmerkungen zu den Sitten und der Sprache der Morgenländer in diesen Abhandlungen über ihre Spiele vorkommen: so wenig ist es uns doch erlaubt, nur im geringsten in die Sache selbst hineinzugehen. Hyde hat über die Spiele der Morgenländer zwey Bücher geschrieben. Das erste Buch bestehet wieder aus zwey Theilen, davon der erste diesen Titul hat: Mandragorias, seu Historia Shahiludii, viz. eiusdem origo, antiquitas, ususque, per totum orbem celeberrimus. Speciatim prout usurpatur apud Arabes, Persas, Indos et Chinenses, cum harum

rum gentium Schematibus variis et curiosis, et militum lusilium figuris inusitatis, in occidente hactenus ignotis. Additis omnium nominibus in dictarum gentium linguis, cum Sericis Characteribus et eorundem interpretationibus et sonis genuinis. (So weit geht der erste Theil des ersten Buchs. Das was jetzt folgt, ist der Titul zum zweyten Theile.) Accedunt de eodem Rabbi *Abraham Abben-Esrae* elegans poema rythmicum: R. *Bonsenior Abben-Iachiae* facunda oratio prosaica: Liber Deliciae Regum prosa, stylo puriore, per innominatum. Horis succisiuis olim congessit *Tho. Hyde.* Praemittuntur de Shahiludio Prolegomena curiosa, et materiarum Elenchus. Dieses erste Buch seiner Schrift über die Spiele, nimt 207 Seiten ein.

Mit S. 209 fängt das zweyte Buch an, und führt folgenden Titul, den wir, wie beym vorhergehenden, ganz hersetzen wollen, damit der Leser daraus den Inhalt einsehen könne, ohne daß wir genöthiget werden, ihm solchen weitläuftig mit unsern Worten zu beschreiben: Historia Nerdiludii, hoc est dicere, Trunculorum; cum quibusdam aliis Arabum, Persarum, Indorum, Chinensium, et aliarum gentium ludis tam politicis quam bellicis, plerumque Europae inauditis, multo minus visis: additis omnium nominibus in dictarum gentium linguis. Vbi etiam classicorum Graecorum et Latinorum loca quaedam melius quam hactenus factum est explicantur. Item Explicatio ampliſſimi Chinensium ludi, qui eorum politiam et modum

perue-

perueniendi ad dignitates in aula regia exponit, et egregio ac peramplo Schemate repraesentat. De ludis orientalibus *liber secundus*, quem horis succisiuis congessi *Tho. Hyde*, etc. Die Hauptabsicht des sel. Hyde bey dieser und der vorhergehenden Abhandlung ist, die Namen der Spiele und aller darzugehörigen Dinge zu erklären, dunkle Stellen der Alten zu erläutern und auf die rechte Spiele anzuwenden, den Ursprung, die Erfindung und das Alter der Spiele auszuspüren: überhaupt die Critik auch auf diese Art von kleinscheinender Geschichte und Künste anzuwenden. Unter dem Nerdiludium wird das Bretspiel Trictrak-Bret verstanden. Der Name ist Persisch. نرد, Nerd bedeutet überhaupt ein jedes Stück Holz, und druckt hier insbesondere eben das aus, was im lateinischen trunculorum ludus. Die Lateiner nennen es sonst auch Alveus, Calculi, duodecim Scriptorum ludus; Die Griechen aber Κυβεια. Der Verfasser gehet fast alle Namen dieses Spiels nach allen Nationen, selbst bey den Europäern durch, beschreibet das Bret nach seinen Theilen, giebt Abbildungen der Figuren, welcher sich die Morgenländer bey diesem Spiele bedienen, zeigt die Absicht desselben, die er in einer Nachahmung unsers Planetenlaufes setzet, untersuchet das Alter und den Erfinder, den er am Ende für unbekant hält, indem er dem Palamedes diesen Ruhm abspricht, und handelt zuletzt von dem Nerdiludio der Chineser, davon er einen Holzschnit mittheilet. Bey dieser Gelegenheit redet er von verschiedenen ähnlichen Spielen der Indianer, z. E. vom Tchupur, Shing quon tu oder dem Staat-spiele

derselben, darin alle Aemter und Würden des Chinesischen Reichs vorgestellet werden, und davon er eine grose Kupfertafel S. 266 eingeschaltet hat. Ferner handelt er von der Alea oder Κυβεια S. 288-307 wo er viele Stellen griechischer und lateinischer Schriftsteller samlet und erläutert; von dem Astragalismo, oder dem ludo Talorum, bey allen möglichen Morgen- und Abendländischen Völkern; vom eigentlichen Damspiele, oder dem ludo latrunculorum, S. 337. (den deutschen Namen leitet er von Damm, einer Verschanzung her, weil es eigentlich ein Kriegsspiel ist, und dabey an Damen oder Frauenzimmer nicht zu denken ist); vom Hoyki der Chineser S. 354, wo wieder eine Abbildung stehet; und von funfzig andern Spielen, deren blose Namen eine ganze Seite anfüllen könnten, ohne von jemanden verstanden zu werden.

Nun folgt: Epistola de Mensuris et ponderibus Serum seu Sinensium, ubi etiam de ingenti illo *muro*, qui apud eos, eorumque *nouo anno*, nec non de herbae *Cha* collectione superstitiosa, omnium nomina exhibentur lingua Serica, subjunctis characteribus propriis, auctore *Tho. Hyde.* S. 409. Dier Brief ist an Bernhards Buche von den Masen und Gewichten der Alten mit angedrucket: allein Hr. Sharpe hat verschiedene andere Schreibarten der Chinesischen Wörter, auch einige Zusätze, so wie beydes der sel. Hyde selbst an die Hand gegeben hatte, hier beygebracht.

Auserdem stehen in diesem Bande folgende Schriften: a) Specimen *Maimonidis* More Nevochim, Arabice et latine cum notis. b) Specimen Historiae

ſtoriae *Timuri*, Arabice, (Perſice,) Latine. c) Specimen Cantici primi diuini Poetae *Haphiz* Perſice ac latine. d) Oratio de linguae Arabicae antiquitate, praeſtantia et utilitate, habita 18 Martii 169½. Hyde führt den Urſprung dieſer Sprache bis auf die Sündfluth und Verwirrung der Sprachen zurück. Unter der Verwirrung ſelbſt verſtehet er nicht das Werk eines Augenblicks, oder etwas Uebernatürliches, ſondern eine Sache, die den damaligen Umſtänden gemäs, aus natürlichen Urſachen erfolgen muſte; wiewol nicht auf einmal, ſondern nach Graden, ſo daß wenigſtens hundert Jahre darauf zugegangen ſind, ehe die Verwirrung ihre Vollkommenheit erreichte. Hyde ſetzt das höchſte Maas derſelben in den Anfang des Lebensalters des Patriarchen Phalegh, ohngefähr 100 Jahre nach der Sündfluth. Er glaubt überhaupt nicht, daß dieſe Sprachverwirrung allgemein geweſen ſey, indem er die Hebräiſche Sprache davon ausnimt, in welcher ſich Abrahams Nachkommen mit den Cananitiſchen Völkern ohne Dollmätſcher unterreden konnten, und behauptet auch, daß die Verwirrung nicht einmal das Weſentliche ſelbſt der Sprachen, die ſie würklich betroffen hat, verändert, ſondern blos verſchiedene Mundarten oder Dialecte erzeuget habe. Bey Gelegenheit dieſer Sprachverwirrung alſo, glaubt er, ſey die Arabiſche Sprache, als ein Dialect der Hebräiſchen entſtanden. Das Lob und die Vorzüge derſelben ſucht er in der Reinigkeit derſelben, das durch die Menge Schriften, beſonders aber durch das frühzeitige Studium der Grammatik und Poeſie erhalten worden iſt, indem nur einige Perſiſche

Medicinische Ausdrücke und etliche Wörter aus dem lateinischen eingemischet worden sind; ferner in dem **Reichthume**, darin sie selbst die Griechische übertrift; in ihrer weiten **Ausbreitung**, da sie durch ganz Arabien, Egypten, Syrien, Mesopotamien, Chaldäa, durch die ganze Barbarey, in einem grosen Theile von Ethyopien und Africa gesprochen, und überal, wo die Mohammedanische Religion gilt, und der Koran sie nothwendig macht, selbst auch in Ostindien, in der Tartarey, in Griechenlande und in Persien verstanden wird, so daß sie als die allgemeine Sprache des ganzen Morgenlandes angesehen werden kan. Endlich rühmt er sie auch von Seiten des **Geschmacks** und der **Eleganz**, und insbesondere auch wegen der **Menge guter Bücher** in fast allen Wissenschaften, davon er die wichtigsten nach den den Wissenschaften selbst auszeichnet.

Wir erwähnen noch e) Commercium Epistolicum, continens epistolas doctissimorum virorum, Olearii, Boylei, Hermanni, Gronovii etc. ad Hydium missas, welches S. 491-593 eingerucket ist. So viel wir bey Durchblätterung dieser Briefe wahrgenommen haben: enthalten sie, auser einigen litterarischen Nachrichten, keine Dinge von Wichtigkeit. Um so viel weniger können wir uns dabey aufhalten, weil wir gerne einigen Raum für das letzte Stück dieses Bandes ersparen wolten, welches Hrn. Sharpe zum Verfasser hat, nemlich: f) Appendix de lingua Sinensi, aliisque linguis orientalibus una cum quamplurimis tabulis aeneis, quibus earum characteres exhibentur, auctore G. S. — S. 505, bis zu Ende. Es enthält diese Schrift einen Versuch

einer

einer Litterärgeschichte über die Schriften, welche entweder in der Sprache der Chineser geschrieben sind, oder wenigstens dieselbe zum Gegenstande haben. **Gottlieb Siegfried Bayer** wird hier mit Recht obenangesetzet, von dessen Schriften man S. 507 u. f. ein Verzeichnis findet, das man nicht gleichgültig ansehen wird, da von dem Leben dieses gelehrten Mannes so wenig bekant ist. In demselben wird unter andern von dem Chinesischen Lexicon des sel. Bayers, davon nur zwey Exemplarien vorhanden sind, eine Nachricht gegeben, die Liebhabern schätzbar seyn muß, und die wir daher auch hier mittheilen wollen. Er sagt S. 508. multo labore Bayerus Lexicon Sinicum, (*Clavem Sinicam*) ex pluribus Dictionariis Sinicis congessit et per plures quam xxx classes disposuit, adeo ut facilis sit verborum Sinicorum inuestigatio. Unum huius libri Exemplar est in Bibliotheca Academiae Petropolitanae, alterum apud eius filiam, uxorem Dni. *Charii*, *Praefecti castrorum legionis Borussicae Tettenborn.*, et non magno, uti credo, poterit redimi pretio. Nach Bayern rühmt Hr. Sharpe vorzüglich das Werk des Eremiten Georgs, Alphabetum Tibetanum betitult, davon wir oben in unserer Bibliothek einen vollständigen Auszug mitgetheilt haben. Man erlaube uns, das Urtheil des Hrn. Sharpe von diesem Buche hier auszuschreiben, nicht so wol um eine kleine Eitelkeit die saure Arbeit des Epitomators zu belohnen, als vielmehr um die Wichtigkeit des Auszugs selbst wahrscheinlicher zu machen. S. 508. Opus, sagt Sharpe, eruditione immensa refertum; dignissimum profecto, quod ab om-

nibus linguarum orientalium studiosis legatur. Auser diesen Werken samlet Hr. Sh. ferner, was hier und da zerstreut in andern Büchern vorkomt, z. E. in den Actis Eruditorum 1722, in Bell's Reisebeschreibung, im Thevenot, und erwähnet die ungleiche Verdienste Andr. Müllers, Steph. Fourmonts, Deguignes, Massons, Joh. Webbs, der Mißionarien, und einer Menge anderer Schriftsteller, davon er S. 513. ein ganzes Register mittheilet. Sharpe theilet auch Nachrichten mit, von allerley hier und da verwahrten Handschriften, und ruckt eine Anzal Briefe ein, die Michael Shin Fo-cung, der Lehrer des sel. Hyde im Chinesischen, an letztern geschrieben hat.

Die beygefügte **funfzehen Kupfertafeln** enthalten folgende Vorstellungen: 1) den Chinesischen Compaß nebst den Zahlzeichen; 2) die Namen der Mase, Gewichte, Oerter und Völker bey den Chinesern, ingleichen die Namen der Monate; 3) das **Vater Unser** auf Chinesisch; 4) das Apostolische Glaubensbekenntniß, eben so; 5) das Verbum **Sum** auf Chinesisch; 6) die Figuren Tatarischer Buchstaben, nach verschiedenen Schriftstellern, nebst ihrer Aussprache; 7) die Aufschrift eines Tatarischen Buchs, das bey den Chinesern gedruckt ist, dessen Verfasser **P. Verbiest** genennt wird; 8-9) das Alphabet der brachmanischen Sprache oder **Samskret**; 10-11) das Siamische Alphabet; 12) das Alphabet der Singaläer (Ceylaner). 13) das Telengische Alphabet; 14) das Malabarische Alphabet, ihre Art zu zählen, und ein kurzes Wörterbuch; 15) eine Landcharte des ganzen Chinesischen Reichs, die nach einer weit grösern vom Sharpe ins Kleine gezogen worden ist.

4. Lit-

4.

Litterarisches Wochenblat, oder gelehrte Anzeigen mit Abhandlungen. Nürnberg in Verl. der Martin Jacob. Bauerischen Buchhandlung. 1769. 8.

In unsern Tagen, da Teutschland mit Journalen und Gelehrten Zeitungen überschwemmet ist, da ein groser Theil so genanter Gelehrter fast nichts thut, als gelehrte Wochen- und Monatschriften lieset, da der alte Gelehrte und noch häufiger der angehende es gleichsam zum höchsten Ziele seiner Bemühungen und seines Ruhmes macht, andere zu beurtheilen, wird es niemand Wunder nehmen, wenn er höret, daß auch in Nürnberg sich eine Gesellschaft zu einer ähnlichen Absicht verbunden haben. Und doch wird das Gesetz, welches man sich bey diesem neuen Journale, das wir anzeigen, gemachet hat, vielen als etwas sonderbares und unerwartetes vorkommen. Die Verfasser sagen in dem Vorberichte zum ersten Stücke: Man will nicht gefallen und bessern; nicht spotten und lachen, nicht tadeln und züchtigen, sondern blos Nachrichten verbreiten, die jeder Gelehrte, jeder Bücherfreund, jeder Neugierige suchet und achtet. Die Verfasser werden, wie wir aus ihrem Vorberichte schliesen, sich dadurch von ähnlichen Werken unterscheiden, daß sie mit kaltem Blute blos erzählen, aber gar nicht

urtheilen wollen; um weder durch zuertheilendes Lob noch Tadel einem fast allgemeinen und den meisten Recensionen eigenem Fehler, der Partheylichkeit, ausgesetzet zu werden. Gegenwärtig sind uns nur drey Stücke erst zugeschicket worden, aus denen sich also das Ganze nicht beurtheilen lässet. Es komt darauf an, daß die Verfasser immer wichtige Nachrichten genug vorräthig haben, und aus merkwürdigen Büchern kernhafte Auszüge machen; alsdann zweifeln wir nicht, daß sie bey ihrem Plane, der auserdem leicht ins trockene fallen kan, mit Vergnügen, wenigstens mit Zutrauen werden gelesen werden In den erstern Blättern, die wir haben, kommen einige recht gute Nachrichten; aber auch einige nicht interessante Artikel vor. Das erste Stück enthält gleich Anfangs des sel. Kanzlers von Mosheim Anmerkungen und Verbesserungen, die er zu seiner lateinischen Ausgabe von Cudworths Systema Intellectuali eigenhändig geschrieben hat. Das Handexemplar des sel. Kanzlers, von welchem sie abgeschrieben worden sind, ist aus der Windheimischen, in die Universitätsbibliothek zu Erlangen gekommen. Das zweyte und dritte Stück ist weit weniger interessant. Auser einer Beschreibung der nach Altorf gestifteten Trewischen Bibliothek Kunst und Naturaliensamlung, welche 7 Blätter einnimt, und in Vergleich das wichtigste ist, und auser einer Nachricht von einer sehr seltenen Ausgabe des Enchiridii Epictets enthalten sie langweilige Artikel, die jeder lieber überschlägt, z. E. Büchners Diplom, darin er Baiern zum Director der Academiä Naturä Curioſorum

rioſorum ernennet, und Anzeigen von wenig bedeutenden Büchern. Wir müſſen ohnedem noch bekennen, daß die Art, mit welcher die Verfaſſer Hofmans Amtsantrit ankündigen, und die Schwarziſche und Thomaſiſche Bibliothek mehr anpreiſen, als beſchreiben, ihrem verſprochenen Tone nicht ſehr entſpreche.

5.

T. LIVII PATAVINI Hiſtoriarum libri, qui ſuperſunt, omnes, ex recenſione Arn. Drakenborchii, cum indice rerum locupletiſſimo. Acceſſit praeter varietatem lectionum Gronouianae et Creuerianae Gloſſarium Liuianum, curante Auguſto GVIL. ERNESTI. To. I. II. III. Lipſiae e libraria Veidmanni heredum et Reichii MDCCLXIX. 8. Der erſte Band hat auſer der Zueignungsſchrift an den Churfürſt von Sachſen 940 Seiten; der zweyte, 854, der dritte macht 2 Alphabete und 3 Bogen aus.

Es hat bisher in Teutſchland an einer brauchbaren Ausgabe des Römiſchen Geſchichtſchreibers gänzlich gefehlet. Die in Leipzig wieder aufgelegte und mit Geſners Vorrede einigemale herausgekommene Edition des Clerici, wie auch die Millerſche, ſind wegen der eingeſchlichenen Druckfehler unzuverläßig und machen das Leſen ſchwer und verdrieslich. Der jüngere Hr.

Prof. Ernesti hat sich daher um die Geschichte und den guten Geschmack ein Verdienst erworben, das seinem Namen angemessen ist, indem er einem in allem Betrachte sehr wichtigen Mangel abgeholfen, und eine so wol bequeme als richtige Handausgabe des Livius veranstaltet hat. Der Text, als die Hauptsache ist nach Drakenborchs Edition abgedrucket, und von Druckfehlern sorgfältigst bewahret worden. Bey der Geschichte des Livius selbst sind aus Gronovs und Crevier 6 Ausgaben die verschiedene Lesearten gleich am Rande unter dem Texte beygefüget worden, damit bey öffentlichen Vorlesungen der Gebrauch verschiedener Editionen keine Verwirrung verursache. In Ansehung der Epitomarum aber sind die verschiedene Lesearten besonders gedrucket worden. Hr. Ernesti hat Drakenborchs Verzeichnis der Ausgaben des Livius vermehrter eingeschaltet, und statt der Noten, die bey Handausgaben in der That lästig, auch wol schädlich zu seyn pflegen, erstlich ein vollständiges Register über den Livius, und dann ein sehr brauchbares Glossarium Livianum angehänget, das zur Erklärung dieses Schriftstellers, in Ansehung der Sprache dienet. Letzteres enthält hauptsächlich solche Worte und Redensarten, die Livius auf eine besondere und ihm eigene Art gebrauchet hat. Alle diese Vorzüge, welche wir als Eigenschaften dieser Ausgabe angeführet haben, machen sie würdig, allgemein gebraucht zu werden; zumal da auch das äuserliche so beschaffen ist, daß es nicht abschrecket.

Man muß es Leipzig, und hauptsächlich der Vorsorge des verdienstvollen Hrn. Doctor Ernesti, und der

durch

durch ihn gebildeten Schule, auf welche Teutschland mit Recht stolz seyn kan, mit dankbarem Gefühle und völliger Ueberzeugung nachrühmen, daß man durch ihre Veranstaltungen die besten Schriftsteller des Alterthums in schätzbaren Ausgaben in Teutschland erhalten habe. Allein bey diesem dankbaren Bekentnisse wird uns erlaubt seyn, auch über etwas zu klagen, das zwar eine Nebensache ist, die noch darzu von dem Herausgeber nicht einmal abhängt, die aber den Gebrauch hindert, und an die sich viele auser uns stosen. Fast alle in Leipzig veranstaltete gute Ausgaben alter Schriftsteller sind zu theuer. Sie sind so theuer, daß man ohne alle Schwierigkeit die Original Editionen, es mögen nun diese in Holland oder England herausgekommen seyn, für den nemlichen Preiß oder noch wohlfeiler haben kan. Was Hr. Dr. Ernesti zu den neuen Ausgaben von dem seinigen geschenket hat, ist ungemein schätzbar: aber die Hauptsache und der gröste Theil des ganzen Werks ist doch bloser Nachdruck. Soll der Vortheil, den die Verleger in Leipzig ihren Landsleuten durch ihren Nachdruck verschaffen wollen, vollkommen seyn, so müssen sie vor allen Dingen für einen billigen Preiß sorgen. Man denke, der Homer 11 Rthlr. Callimachus 8 Rthlr. Polybius 12 Rthlr. Xenophon 10 Rthlr.! Livius kostet nicht völlig 5 Rthlr. und doch ist dieser Preiß zu hoch, wenn man bedenket, daß der Verleger drithalb Bände blos nachgedrucket hat, ohne ein Honorarium bezahlen zu dürfen.

6. Eine

6.

Eine von den Schulden, welchen wir uns in den vorhergehenden Bänden unserer Bibliothek unterzogen haben, sind wir im Stande jetzo abzutragen, da Hr. Bandini den zweyten Band von dem Werke, das wir im 7ten St. S. 129. u. ff. zu beschreiben angefangen haben, geliefert hat. Wir erinnern uns bey dieser Gelegenheit ganz genau, daß wir wegen einiger ähnlichen Bücher im Reste sind, nemlich in Ansehung des Caßiri und Lambecius nach Kollars Ausgabe. Allein erst müssen diese Herren selbst ihr Versprechen erfüllen. Niemand wird, wenn dieses geschehen ist, bereiter seyn, als wir, die Schuld, welche wir auf deren Namen gemacht haben, zu bezahlen. Wir fürchten aber, daß wir und unsere Leser, uns zu einiger Geduld bequemen müssen. Hier ist unterdessen der zweyte Band von Bandini Verzeichniß der Mediceischen Bibliothek zu Florenz:

Catalogus Codicum Graecorum Bibliothecae Laurentianae, sub auspiciis Petri Leopoldi, Regii Principis Hungariae et Bohemiae, Archiducis Austriae, Magni Etruriae Ducis, ANG. MARIA BANDINIUS, I. V. D. eiusdem Bibliothecae Regius Praefectus recensuit, illustrauit, edidit. Tomus Secundus. In eo Astronomici, Mathematici, Poetae, Philologi, Oratores et Historici veteris ac recentioris aeui, qui in singulis codicibus continentur, quam diligentissime

sime recensentur. Operum singulorum notitia datur, vetustiorum specimina exhibentur. Edita supplentur et emendantur. Plura accedunt anecdota. Florentiae typis regiis, an. clɔlɔccLxviii. Ohne die Zuschrift und ohne zwey Kupfertafeln, auf welchen Schriftproben gegeben werden, 694 S. in gr Fol.

Die einmal angenommene allgemeine Einrichtung dieses Verzeichnisses ist hier beybehalten worden. Wir haben sie bey Gelegenheit des ersten Bandes beschrieben, und verweisen diesfals unsere Leser auf S. 144. 145. des 7ten St. unserer Bibliothek. Der V. folget, wie dort angezeiget worden ist, der Ordnung der Bücherbehälter; wir verstehen dieses so, daß er zwar ganze Schränke überspringet, hingegen bey denen, die er beschreibet, alle Bücher nach der Folge der ihnen gegebenen Nummern durchgehet. Er hatte im ersten Bande das 5te bis zum 11ten Behälter beschrieben; jetzt geht er gleich zum 28ten Repositorio fort, in welchem 49 geschriebene Bücher stehen. Wir wollen die vornehmsten davon anführen, sonst aber, nur da, wo etwas vorzügliches vorkomt, welches aber in der That sehr selten geschiehet, Anmerkungen einstreuen. Bandini hat alle vorkommende Codices dem äuserlichen nach, und obenhin oder im Groben mit gedruckten Exemplarien verglichen. Bey den meisten erstrecket sich aber wol diese Vergleichung nicht weiter, als auf den Anfang und das Ende des Buchs, indem derselbe durchgehends die ersten und letzten Worte jedes

Buchs

Buchs angezeiget. Es kommen hier vor: verschiedene Handschriften von Ptolemäi Lehrgebäude der Sternkunde oder Magna Constructione, von dessen Geographie, und andern kleinern Werken, nebst Theons von Alexandria Commentar über die Magna Constructio: Euclides Elementa und Theoremata Geometrica mit Rand-Scholien, ingleichen dessen Phänomena oder Anfangsgründe der Astronomie: Archimedes Werke nebst Eutocius Ascalonita Commentar, und Hero's Excerpt de Mensuris: Strobo's Geographia: Proclus Diadochus und Paulus von Alexandria Astronomische Werke: Manuel Bryennii Musica und einige Werke Michael Psellus: Theon's von Smyrna Buch de Mathematicis utilibus ad Platonis lectionem: einige Bücher von Isaac Argyrus, Hephästion von Theben, Mercurius Trismegistus, Galenus und Stephanus Alexandrinus, welchen letztern Fabric. B. G. II, 515 für verlohren gehalten; eine noch ungedruckte Traditio in Persicos Canones Astronomiae, die von Persischen Mathematikern verfertiget seyn soll, Pancharius de decubitu infirmorum prognostica, welche Fabricius B. G. II, 517 unter die verlohrnen Bücher gerechnet hat: ein Syntagma ex variis Astrologiae Indiciariae Scriptorum excerptis contextum, davon wenig edirt ist: ein dergleichen anderes enthält Cod. 16, und Persica Constructio Astronomiae: Porphyrii Introductio in Apotelesmata Ptolemäi: Johannes Philoponus vom Gebrauche des Astrolabii (noch unedirt, Fabric. B. G. IX, 367):

Cod. 15.

Cod. 16. 34.

Eines

Eines Ungenanten Prognostica temporum (S. Fabr. B. G. IV, 501): Manuelis Moschopuli Erotemata: Dionysii Erdbeschreibung, Aeschyli und Sophocles einzelne Tragödien: des Philosophen Maximus Gedicht de Electionibus, (es ist dies die Handschrift, nach welcher es Fabricius hat abdrucken lassen B. G. VIII, 415.): Longinus: das Onomasticum vom Pollux: Nicomachus Einleitung in die Rechenkunst: Arati Phaenomena mit vielen Scholien. Dies sind ohngefähr die Bücher des ersten Bücherbehälters. Fast alle die wir genant haben, sind zwey- und mehrmale da. Cod. 30 Cod. 34

Nun folgt das 31ste Repositorium, welches 33 geschriebene und 6 gedruckte Bücher enthält. Es ist besonders reich an Handschriften der Dichter, die für das Theater geschrieben haben. Vom Aeschylus, Sophocles und Euripides enthalten folgende Codices bald stärkere bald weniger starke Samlungen, Cod. 1. 3. 5. 6. 8. 9. 10. 15. 17. 18. 21. 25. 31. 34. 38. Hr. Bandini hat alle Stücke, seiner Gewohnheit nach, immer mit einem gedruckten Exemplare zusammengehalten, um zu sehen, ob der Anfang und das Ende des gedruckten mit dem geschriebenen übereinkäme: und da hat sich freylich nie ein Unterschied gefunden. Allein dies beweiset allenfals die Vollständigkeit beyderley Exemplarien, ohne Rücksicht auf einzelne Lesearten, darin sie etwa von einander abgehen möchten. Wir haben hier keine einzige Anmerkung von Wichtigkeit gefunden. Ueberal sagt Bandini, dieses Stück samt vorne und hinten mit der und der Edition überein. Einzig und allein in den, jedem Stücke vorgesetzten Summarien oder

Argu-

Argumenten wird bisweilen ein unbeträchtlicher Unterschied angeführet, indem einige kürzer andere ausführlicher sind; auch in andern dergleichen Nebensachen, als wenn z. B vorne oder hinten in den Manuscripten unpoetische Verse gefunden werden, die Hr Bandini als Lieblingsdinge gar zu gerne mittheilet, obgleich gar wenige davon Geschmack finden werden. Z. E. S. 74, schenkt er uns 13 Griechische Hexameter, oder vielmehr so genante Versus Memoriales, darin Hercules Thaten enthalten sind, S. 85, ein Paar Verschen aus dem Ajax. Einige dergleichen auf den Oppian und dessen Werke S. 78. 79. und an gar vielen Stellen mehrere. Auch die Schlußformeln der Abschreiber sind häufig beygedrucket, besonders wenn es solchen beliebet hat, ihre Abdankungen in Verse einzukleiden: welches jedoch noch am ersten von einigen Nutzen seyn kan, wenn man etwa darnach einerley Handschriften vergleichen wolte. — Handschriften vom Aristophanes sind Cod. 4. (12)*) 13. 16. 19. 22. 35. 36. — Auserdem kommen vor, Oppians fünf Bücher vom Fischfange mit Griechischen Scholien, doch von den bereits gedruckten nicht verschieden, und vier Bücher von der Jagd, Cod. 3, 27, das letzte besonders Cod. 39. Apollonii Argonautica mit Scholien und Musäi Amores Herus et Leandri Cod. 7.; jene auch Cod. 11. 26. Dionysii Erdbeschreibung und Lycophrons Cassandra Cod. 8. erstere auch Cod. 27. Aristoteles Poetik und Rhetorik nebst Hermogenes Rhetorik Cod. 14. Hesiodi Theo-

*) Die Klammern bedeuten, daß es ein gedrucktes Exemplar ist. Es ist dies die allererste Ausgabe, 1498 bey Aldus.

Theogonie, Phocylides, Thrognis, Pythagoras und Homers Froschmäusler, Cod. 20. Hesiodi Werke und Tage, nebst Procli Diadochi Erklärung, Max. Planudes, Demetrius Melid. Isaac Monachus u. a. Cod. 23. das erstere auch Cod. 5, 37, und 39. Hesiodi ganze Werke mit Erklärungen; auch Julians und Phalaris Briefe Cod. 24. Theocrit, Cod. 5, und 25. Coluthi Raub der Helena und Tryphiodors Zerstörung von Troja. Cod. 27. Samlungen von Sinngedichten; oder Anthologien Cod. 28. 30. (33.) der eingeklammerte Codex ist gedruckt, Florenz 1494. Bandini hält sich bey demselben, als einer besondern Seltenheit, die wenige zu sehen das Glück haben, lange auf, und da besonders ein zu dieser Edition der Anthologie gehöriges Epigram des Lascaris, und ein Brief desselben an Peter Medices in den wenigen Exemplaren, die etwa hier und da anzutreffen sind, zu mangeln pflegt; so theilt er beydes vollständig mit. S. 106-112. Der Brief des Lascaris handelt von den alten Figuren der lateinischen und griechischen Buchstaben, und gehöret zur Paläographie. Noch einige Oden des Pindars, und die ersten beyde Bücher der Iliade mit vielen Scholien. Cod. 5.

Der 32 Bücherbehälter bestehet nach Bandini Beschreibung aus 50 Manuscripten und 2 gedruckten Büchern. Fast die Helfte der erstern enthält Homers Gedichte. Dahin gehören: Cod. 1. Homers Iliade und Batrochomyomachie, beyde mit einer darzwischen geschriebenen Paraphrase, vermuthlich von Theodor Gaza, der diesen Codex, den Schlußversen zu Folge, eigenhändig für Franciscl. Philelphus abgeschrieben

hat. Dieser Codex wird für den wichtigsten unter allen Homeren in diesem Repositorio gehalten. Cod. 3, wieder mit vielen zum Theil alten zum Theil von einer neuern Hand hinzugeschriebenen Scholien, davon Proben mitgetheilet werden. Cod. 4, in welchem auch die Odyssee und die Hymnen stehen. Bandini merkt die Unterschiede an, darin dieser Codex von gedruckten Exemplaren abgehet. Cod. 5. 6. (7.) Dieser eingeklammerte enthält die erste Edition des ganzen Homers ohne Scholien, Florenz 1488, welche hier umständlich beschrieben wird. Zwey Vorreden eine lateinische von Bernh. Merlius, und eine griechische von Demetr. Chalkondylas. 8, mit einem Scholiasten, den Holstenius besonders hoch geschätzet hat. 10, 11, 12, [Am Rande sind die Stellen Virgils an gehörigem Orte beygesetzet, wo dieser den Homer nachgeahmt hat.] (14, gedruckt Florenz 1488. und einerley mit Cod. 7.) 15, 18, 22, 23, 24, 25, 27, 28, 30, 31, 39, 47, 50, letzterer enthält nur den Froschmäusler. So viel sind der Homere! Auch von den Tragischen Dichtern finden sich hier viele Handschriften, als vom **Sophocles**, **Euripides** und **Aeschylus** Cod. 2, Cod. 9, 32, (Sophocles Aiax flagellifer, mit vielen ungedruckten Scholien) 33, 34, 40, 49, 51. **Apollonius Rhodius**, 9, 16, **Libanii** Reden und **Lucians** verschiedene Werke Cod. 13, 48. Eine ganze **Samlung Griechischer Dichter** (Ποιηται πλειους) steht im Cod. 16. Darunter sind **Nonnii** Dionysiaca, **Theocrit**, **Apollon. Rhod.** **Hesiodus**, **Oppian**, **Moschus**, **Nicanders** Theriaca, **Phocylides**, eine Menge Sachen vom **Gregorius Naziaz.** und viele **Epigrammata.** — **Lycophron** mit Hr. Tzetzae

Scho

Scholien, Cod. 17, 20, 29, 36, 52. Verschiedene Gedichte **Manuel Philes**, die Bandini, alle recensiret, und besonders S. 150-153. τὰ περὶ ζώων ἰδιότητος προοίμιον) mit J. C. Pauw's Edition genau vergleichet, und die Stellen, wo das Manuscript von der Ausgabe abgehet, anmerket und auszeichnet. Cod. 19. Dies ist eine von den ausführlichsten Recensionen, wo allerley gute Anmerkungen vorkommen, und unter andern Beyspiele zur Vermehrung des Glossarii vom Du-Cange gegeben werden. — **Pindarus**, Cod. 32, 35, 36, 37, 41, 44, 52. In diesem Codex stehen auch viele andere Sachen, als **Phalaris** Briefe, **Bruti** und **Procopii** Briefe, darunter viele ungedruckte angemerket werden, etliche Anonymische Lexica. **Theocrit**, Cod. 37, 43, 46, 52. **Pselli** Paraphrase über die Iliade, Cod. 42. **Apollonius Rhodius** nebst dem Orpheus Cod. 45. **Theognis**, Cod. 48.

Mit dem 52 Bücherbehälter, welcher jetzt folgt, müssen wir anfangen etwas kürzer zu gehen, damit man uns nicht den Vorwurf übertriebener Weitläuftigkeit mache. Wir wollen ohne Rücksicht auf die Zahlen blos die Nahmen der Schriftsteller hersetzen, welche hier vorkommen. Er enthält 22 Codices. **Suidas**, **Ulpians** Commentarien über Demosthenes Reden, **Libanius** und anderer Briefe, **Sopater**, **Cyrus**, eine Samlung **auctorum tacticorum**, (Bandini theilt hier ein ganzes Lexicon unbekanter und ohnfehlbar ausländischer Worte mit, die hierin vorkommen S. 221-224.) Arrian, Aelian, Onosander; **Theodorus**, **Studites**, **Synesius**, von dessen Briefen Bandini ein Verzeichnis mittheilt, und eine bey künftigen wiederhohlten Edi-

tionen vorzunehmende Vergleichung anräth; des Sprachlehrers Theodosius Erotemata Grammatika, nebst Theodor Prodromi Erklärung, Philostratus, Phalaris Briefe, von denen S. 248-254 ein doppeltes Register mitgetheilet wird. Marcus Antoninus, Epictet, Cato's Disticha, Isokrates, Phocylides, Eine ganze Menge alter Sprachlehrer, Xenophon. Von Theodor Gaza finden sich einige Samlungen von ungedruckten Briefen, davon Bandini einige hat eindrucken lassen, als S. 287.

Es folgt S. 290. das 56 Repositorium, das aus 27 geschriebenen und 2 gedruckten Codicibus bestehet. Die vornehmsten sind, Plutarchs Werke Cod. 2, 3, 4, 5, 7, (9, Venet. in aedibus Aldi etc. 1509) 15, 24, 25; Pausanius Beschreibung von Griechenland Cod. 10, 11, mit Randanmerkungen. (Diese Codices sind von Kühn nicht gebraucht worden, und verdienen, nach Bandini Urtheil, verglichen zu werden.) Pollux Onomasticum. Cod. 1, 3, 12. Auserdem finden sich hier folgende Werke: Menanders Rhetorik, Theophylacti, Polemons, Ge. Pardi, Pollux, Polyäns Werke, Cod. 1. Maximus Planudes Dialog über die Grammatik, Synesii Briefe, Phalaris Briefe, Bruti Briefe, Crates, Georgii Cyprii, und anderer Briefe, Aristides Panathenaica Oratio (S. Cod. 8) Eunapii Lebensbeschreibungen, Cod. 3, vielerley vom Manuel Moschopulus, Cod. 6, 8, 17, 23, 26, 27, 28; Plethons Werke, Cod. 17. Porphyrius, Cod. 19. Paläphatus, Philostratus, Phurnutus, Callistratus, Cod. 20. Nemesius, Cod. 21. Maximi Briefe und andere Werke,

Cod.

Cod. 22. Der Briefe sind 121, die Bandini, weil sie noch nicht herausgegeben sind. S. 321-326, nach der Reihe und nach ihrem Anfange ausführet. Ein noch nicht verglichener Codex vom **Quintus Calaber** Cod. 29.

S. 331, fängt das 57 Repositorium an, das 50 Handschriften und 3 gedruckte Bücher enthält. Wir zeichnen zuförderst aus: **Lucians** verschiedene Werke, (wobey zugleich Anacharsis, Synesii und Basilii Briefe angetroffen werden) Cod. 1, (2, ist die erste Ausgabe der Dialogen, Florenz. 1496.) 6, 13, 28, (mit Scholien, davon Bandini S. 381 eine Probe giebt.) 29, (es sind einige Werke Plutarchs, Isocrates, und Demosthenes mit darin.) 43, 46, 51; **Lysias** Reden (auch Gorgias, Alcidamas, Antisthenes und Demodes) Cod. 4, 25, 52; **Libanii** Briefe und Reden, Cod. 19, 20, (es sind 4 Griechische Abhandlungen mit innen begriffen, deren Verfasser unbekant ist. Den Summarien nach, schienen sie von keinem Betrag zu seyn.) 21, 23, 27, 33, 34, 44; **Scholien** eines Ungenanten über den **Homer**, Cod. 32, 36. (enthält Joh. Tzetzes Allegorische Auslegungen des Homers.); **Michael Psellus** Briefe, Reden und andere Schriften. Cod. 40. (dieser Codex ist unter allen fast am weitläuftigsten recensiret. Hr. Bandini hat die Aufschriften der Briefe in zwey Register gebracht, davon das eine der Ordnung des Codex, das zweyte aber der Alphabetischen folget. Und denn hat er auch alle andere kleine Abhandlungen, nach seiner Art, d. i. dem Titel, dem Anfange und dem Schlusse nach beschrieben. Er klagt, daß in diesem Codex viele ganz ungewöhnliche Abbreviaturen vor-

kommen, die ihm viel zu schaffen gemacht haben.); Ignatii, Bischofs zu Antiochien, Briefe, (Cod. 53, ist die Edition, Orfurth 1708. 8) Es ist dieser Bücherbehälter besonders an alten Wörterbüchern reich. Ohne uns dabey aufzuhalten, wollen wir blos die Nummern anzeigen, unter welchen solche aufgestellet und bezeichnet werden. Cod. 3, (ist das Etymologicum Magnum. Bandini merkt an, daß es hier vollständiger und reicher als in allen Codicibus sey.) 8, (ist vielmehr eine Art von Grammatik, die B. für Georgii Lecapeni Ephemerides hält.) 10, (ist ein Lexicon über Homer's Odyssee, nach der Ordnung, wie die Wörter im Texte selbst auf einander folgen, mit kurzen Scholien.) 11, (das Etymologicum M.) 15 (das Etymol. M.) 16, 17, (ὀνοματων Αττικων ἐκλογη) 18, 39, (B. nent den unbekanten Verf. diligentissimum lexicographum, qui minutissima persequitur.) 41, (ist Man. Moschopuls Schedographia.) 42, (enthält eine ganze Samlung alter Wörterbücher, theils allgemeiner, theils besonderer, als über den Demosthenes. ꝛc.) 48, 50, (geht nur über die heil. S.). Das übrige sind Rhetorische und Grammatikalische Werke, die wir überschlagen.

Der 58 Bücherbehälter bestehet aus 30 geschriebenen und 4 gedruckten Büchern. Hier kommen vor: Jul. Pollux Onomasticum, Cod. 1, 3, 26; Isocrates, Cod. 5, 10, 12, 14; Philostratus Schilderenen, Cod. 7, (mit Scholien) 9, (de Vita Apollonii Tyanei gedruckt, Venedig 1501. f. Es ist dabey Eusebius contra Hieroclem.) 18, (enthält auch Heroica u. a.) 23, (auch die Heroica mit vielen Scholien) (28, mehrere Werke, nach der Ausg. Venedig 1503. f.) 32; Phalaris Briefe, nebst

Aeschi-

Aeschines Briefen und Reden, Cod. 6, 16, (auch Bruti Libanii u. a.) Horus, Cod. 8; Joh. Stobäus, Cod. 11; Phornutus, ingleichen ein Ungenanter von Cometen, Cod. 13; Franc. Philelphi Psychagogie oder Samlung von Gedichten, welche Bandini nach ihren Aufschriften mittheilet, und zwey Gedichte als Proben ganz einrucket; Cod. 15; Herodians und vieler anderer Grammatikalische Werke, auch Scholien zum Theocrit, Cod. 19; Aristides Rhetorik und Dionys von Halicarnas Brief an Ammäus, Cod. 22; Hermogenes und vieler anderer Rhetorische Werke; Max. Planudes, Joh. Damasc. Basilii Magni, Mich. Pselli, Man. Bryennii, Nicomachi Geraseni, Asclepii Tralliani, Claud. Ptolemäi, Porphyrii und Plutarchs verschiedene Werke, Cod. 29; Eines Ungenanten Philosophisch-Theologisches Lexicon, nebst Cyrillus Alex. Lexicon, und einigen andern Werken von Josepho und Athanasio Cod. 30; ein groses Sentenzenbuch, Cod. 31; Hierocles, Hephästion, Michael Apostolius, Theod. Gaza ꝛc. Cod. 33.

Der 59 Bücherbehälter enthält 47 geschriebene und 2 gedruckte Codices. Wir zeichnen folgende aus: Plato's Werke nebst Prolegomenis, auch vielen Scholien und einigen Stücken Plutarchs, Cod. 1; Eustathius über den Homer, (nebst der Batygomachie) Cod. 2, 3, (Bandini giebt vom Eustathius, dessen Manuscripten und Ausgaben einige literarische Nachrichten, die aber nichts neues enthalten.) 6, (geht nur über die Odyssee) 43 (sind nur Fragmente.) Am häufigsten kommen hier Handschriften vom Demosthenes vor, als Cod. 4, 8, 9, (mit Scholien) 10, (auch 6 Reden

Aristides. Mit Scholien.) 19, mit Ulpians Erklärungen; 25, (auch eine Rede Aristides, und Philostrati Schildereyen.) 27, (auch Euripides, Hippocrates und Synesii Briefe.) 29, 39, 41, 46, 47; (dabey sind einige Stücke Plato's und Plutarchs.). Einige Codices enthalten ganze Samlungen von Schriften verschiedener Autoren, z. E. von Briefen Reden und Gedichten, Cod. 5, 12, (Man findet hier besonders ein sehr weitläuftiges Register über Michaelis Acominatus Schriften, das häufig mit historischen Anmerkungen begleitet wird.) 23, (enthält nur Man. Chrysoloras Briefe) 24, (Isocrates und Demetrii Cydonis Reden) 35, (Synesii, eines Ungenanten, und Theod. Lascaris Briefe, von dessen letztern besonders vollständige Register mitgetheilet werden. S. 557 u. ff.) Ingleichen Samlungen Theologischen und Exegetischen Inhalts über die h. Schrift, Cod. 13, 17, (wo aber auch andere Stücken anderer Schriftsteller vorkommen.) Eine Samlung von Anmerkungen verschiedener Schriftsteller über Hermogenes Rhetorik, Cod. 7; verschiedener Scholien über den Hippocrates und Galen, Cod. 14; eine Samlung von Denksprüchen, Cod. 20: — von Sprüchwörtern, Briefen und Reden, Cod. 30; von Rhetorischen und Grammatikalischen Lexicis, Cod. 38. 16. Noch bemerken wir folgende Codices: Dionys von Halicarnas kleine Schriften Cod. 11, 15. Cyrilli Lexicon, Cod. 16, (es sind dabey verschiedene andere alte Wörterbücher.) Epiphanii Briefe, Cod. 21, Dio Chrysostomus Reden, Cod. 22. Constantins und Psellii Werke. Cod. 28. Geoponica Cod. 32. (Vergl. Fabricii B. G. VII, 506.)

Cebes

Cebes Gemählde, Cod. 40. Den Beschluß machen 19, Aufschriften, die man in Sardinien, Phocäa, auf der Insul Chius u. s. w. gefunden hat, welche B., weil sie noch nirgends edirt worden waren, ganz mittheilet. Sie sind aus Cod. 17, dieses Behälters, S. 534, §. XXX.

Es folgt das 6ote Repositorium, und faßt 28 Manuscripte und 1 gedrucktes Buch in sich. Unter diesen kommen am zahlreichsten vor; Aristides Reden, Cod. 3, (in diesem Codex ist ein besonderes genaues Verzeichnis aller Reden des Aristides, auch der verlohrnen, befindlich. Sonst theilt S. 586. §. XXVI. ein Fragment der Rede: Παναγυρικος ἐπι τῳ ὑδατι ἐν Περγαμῳ, mit, welches in der Jebbischen Ausgabe nicht stehet.) 6, (enthält auch einige Stücke vom Plato, Synesius und einem Ungenanten: besonders aber viele ungedruckte Scholien zum Aristides,) 7, 8, (mit vielen Scholien.) 9, (wieder mit vielen Scholien. B. hält sich hier bey allerley Nebendingen, bey Formeln und Zeichen des Abschreibers auf, die sonst nicht gewöhnlich sind.) 12, 20, 24. Auser diesem merken wir an: Athenäus, Cod. 1, 2; Aeschines Reden und Briefe, auch einiger andern, Cod. 4, desselben und eines Ungenanten Briefe, Cod. 28; Arrian über den Epictet, (auch Julian und Themistius) Cod. 5; Aristoteles Rhetorik, Cod. 10, 18, desselben Poetik, Cod. 14, 16, (beyden sind einige andere Stücke vom Plutarch, Herodotus, Dionys von Halicarn. u. a. beygefüget.) 21; Aphthonius Progymnasmata und Apollonius περι συνταξεως kommen etliche male vor. Apollodors Bibliothek. Cod. 29.

Jetzt überspringt B. verschiedene Schränke, und komt gleich auf das 69 Repositorium, das aus 38 Mspten bestehet. **Plutarchs** Lebensbeschreibungen, Cod. 1, 3, 4, 6, 24, 31, 32, 34, (es stehet nicht in einem, was in dem andern. Bey einigen hat man Spuren, daß das, was zusammen ein Volumen ausgemachet hat, in zwey bis drey aus einander gerissen worden ist.) **Thucydides**, Cod. 2, (ist vom Duker nicht gebraucht worden, und verdienet collationirt zu werden. (Auch kommen Scholien vor, die von den edirten ganz verschieden sind. S. 522 stehet eine Probe davon.) 16, 30; **Socratis** und **Evagrii** Kirchenhistorie, Cod. 5, ersterer auch Cod. 7; **Procopius** Cod. 8. **Polybius**, Cod. 9; **Josephs** Jüd. Alterthümer und andere Werke, Cod. 10, 17, 19, 20, 22, 23, 36; **Philo's** Werke, Cod. 11; (dies ist der beste Codex vom Philo, den Mangey conferirt hat, nach dessen Ausgabe ihn B. fleißig recensirt, und einige gute Bemerkungen machet.) **Xenophons** Gr. Hist. und Cyropädie, Cod. 12, 15; — Cyri Feldzug, Cod. 18, — Lacedämonische Republik nebst Plato's Gorgias, Cod. 25; **Philostrati** Leben Apoll. Tyan. Cod. 26, 27, 33; **Diogenes Laertius**, Cod. 35; **Theophylactus**, Cod. 38.

Das letzte Bücherbehälter dieses Bandes ist das 70te, welches aus 37 Handschriften bestehet. Auch aus diesem wollen wir das wichtigste auszeichnen. Es kommen hier fast einzig **Geschichtschreiber** vor: **Arrian**, Cod. 1, (in diesem Cod. stehet mit, Plutarch de Alexandro, und Diodors Historische Bibliothek. In Ansehung des letztern schien uns die Bemerkung wichtig, daß der Abschreiber dieses Codex, im ersten und dritten

Buche

Buche vieles mit Fleiß ausgelassen, und am Rande nur die Erinnerung beygefüget habe: **hier ist verschiedenes übergangen worden, weil ich es für Fabeln und einfältiges Zeug gehalten habe, das allzuweitläuftig erzählet worden war.** S. 655.) 9, (auch etwas aus Plutarch und Diodor.) 14, 28, 30; **Appianus** 5, (enthält auch Excerpten aus dem Evagrius, Philostorgius, Diodor von Sicilien, Procopius, Pselus, Plutarch, Dionys von Hal. u. a.) 26, (auch Aelian und Heraclides) 33; **Annä Comnenä** Alexias, Cod. 2; **Herodotus**, Cod. 3, (dies ist der Abgott Jac. Gronovs gewesen. Viele Gelehrte und letztlich nach Wesseling haben ihn deswegen mit Recht getadelt, und das Alter von 800 Jahren, welches man diesem Codex beyleget, in Zweifel gezogen. Bandini streitet zwar für Gonov und seinen Codex: aber so, daß er wenige besiegen wird. S. 657.) 6, 29, 32, 35, (Homer's Leben. Hierbey Georgiä Encomium Helenä, Orphei Argonautica, und Hymni, Procli Lycii, Homer's Hymni, Moschi und Musäi Gedichte.); **Diodor von Sicilien**, auser den angezeigten Cod. 12, 16, 18, 34; **Joh. Zonarä** Epitome, Cod. 4; **Eusebii** und **Socrates** Kirchenhistorie, Cod. 7, (B. bedauert, daß von diesem Codex noch keine Collation gemacht worden, da er einer der ältesten ist. Es finden sich darin weitläuftige Scholien, davon siehe eine Probe, S. 667.) 20, (einige Epigrammata, die vorne in diesem Cod. stehen, theilet B. mit. Wir wolten sie ihm gerne geschenket haben.) **Dio Cass.** Cod. 8, 10; **Ge. Monachi** Chronik, Cod. 11; **Libanii** Briefe und Reden, auch einige Stücke Basilii M. und Aelii Aristides,

Cod.

Cod. 13; **Hesychius de claris viris in disciplinis**, Cod. 14; **Ge. Codini** Chronik und andere Werke, Cod. 15; **Herodianus**, Cod. 17, 21; Lysias Leben und Aeschines, Isocrates, Xenophons u. a. Briefe, Cod. 19; **Zosimus**, Cod. 22; **Evagrii** Kirchenhist. Cod. 23; **Apollonii** Rhod. Argon. mit sehr vielen Scholien, Cod. 25; **Heliodors** Aethiopica Cod. 36. Eines Ungenanten Geschichte Alexanders des Grosen.

Am Ende sind wieder, wie beym ersten Bande, auf zwey Blättern **Schriftproben** beygefüget worden. Die Codices, aus welchen solche genommen sind, sollen aus dem 9, 10, 11, 12, auch 14 Jahrhundert seyn.

Aus unsern Excerpten wird jeder von selbst die Wichtigkeit dieses Bücherverzeichnisses abnehmen. Allein man wird eben so leicht die Anmerkung machen, daß Bandini bey dem Reichthume, über welchen er gesetzet ist, es gar leicht noch wichtiger hätte machen können. Seine Beschreibungen sind allzutrocken. Immer nichts als die ewige Leyer; **so fängt das Buch an, und so schließt es sich!** Statt dessen hätte er Hauptbücher inwendig kennen lernen, und daraus zusammenhängende Stücke mittheilen müssen. Hierdurch hätte der Leser seinen Fleis belohnet gefunden, und das Verzeichnis selbst würde die Trockenheit verlohren haben. An einigen Orten hält sich B. bey trivialen Dingen auf. Wir wollen nur S. 629, den Artikul **Josephus**, und S. 657. **Herodotus**, als Beyspiele anführen. Dergleichen Stellen hätten ohne grose Mühe mit bessern Dingen ausgefüllet werden können.

7. Io.

7.

IO. ERICI, in Academia Equestri Sorana Prof. Iuris, Observationum ad antiquitates septentrionales pertinentium Specimen. Hafniae, apud Heineck et Faber, 1769, 8. 191 Seiten.

Der V. sagt in der Vorrede, daß er, bey seinem Aufenthalte auf der Universität zu Copenhagen, unter andern auch die Schriftsteller der Nordischen Geschichte gelesen, und dabey viele Lücken und Fehler bemerket habe. Hierdurch sey er veranlasset worden, aus gedruckten, besonders aber ungedruckten Schriften, alles was zur Aufklärung der Nordischen Alterthümer dienlich schiene, zu samlen. — Dies und der Titul erweckte in uns die Neugierde, gegenwärtige Bogen durchzulesen, weil wir uns schmeichelten, ausgesuchte und wichtige Bemerkungen zu finden. Allein wir sind etwas hintergangen worden. Man findet in der Schrift selbst, das nicht, was Titel und Vorrede ankündigen. Um unsere Leser vor einem ähnlichen Betrug zu verwahren, so zeigen wir hier blos an, daß der Titul füglicher und der Wahrheit gemäser dieses nur anzeigen müsse: **Raisonnement über den Aberglauben der Alten in Ansehung der Traumauslegungen und Schutzgeister; worin beyläufig auch einiges aus der Nordischen Mythologie hiehergehöriges gesamlet worden ist.** Die ganze Schrift bestehet aus zwey

Ob-

Obſeruationibus. Die erſte davon handelt de ſomniis und iſt die längſte. Sechs Bogen ſind ganz allgemein, indem theils philoſophiſch über die Urſachen und Quellen, wie auch die Bedeutung der Träume langweilig raiſonniret, theils aber was verſchiedene alte lateiniſche Schriftſteller davon geglaubet haben, zuſammengeſtoppelt wird: auf den übrigen Paar Bogen finden ſich einzelne Stellen aus Nordiſchen Schriften, von dem Aberglauben dieſer Völker. Die zweyte Obſervatio iſt von gleichem Werthe. Auszuzeichnen haben wir nichts gefunden: es iſt genug dem Leſer geſagt zu haben, daß er in dieſem Buche das nicht ſuchen dürfe, was ihm der Titul verſpricht.

8.

Anleitung zur gründlichen und nützlichen Kentniß der neueſten Erdbeſchreibung, nach den brauchbarſten Landkarten, vornehmlich zum Unterricht der Jugend verfertiget, von Joh. Chriſtoph Pfennig, der Altſtettiniſchen Rathsſchule Conrektor. Berlin und Stettin, bey G. J. Decker, H. G. Effenbart und G. L. Winter, 1769. 8. Ohne Vorbericht und Regiſter 21 Bogen.

Schon die geringe Bogenzahl, woraus dieſes Buch beſtehet, giebt zu erkennen, daß man die Abſicht und das Verdienſt deſſelben nicht in ausführlichen Länder- und Ortbeſchreibungen oder in der Samlung neuer

neuer und unbekanter Nachrichten suchen müsse. Hierzu würde es viel zu klein seyn, da der gesamte Erdboden seinen Inhalt ausmachet. Blos von Seiten der Methode verdient es geschätzet zu werden; wodurch wir jedoch die Kunst mit wenigen viel zusagen und die weise Auswal des Verfassers nicht ausschliesen wollen, der allerdings in diesen wenigen Bogen das merkwürdige zum Vergnügen des Lesers, so zusammengedränget hat, daß man seine Geschicklichkeit loben, und bekennen muß, daß sich in seinem sonst skeletmäsigen Vortrage ungemein viel unterhaltendes für Anfänger der Geographie finde, und gar nicht das ekelhafte, trockene und langweilige, das sonst mit einer solchen Methode verbunden zu seyn pfleget.

Unsere Meinung von der Art, wie man die Geographie lehren müsse, ist sonst immer diese gewesen, daß man den Lernenden oder Anfängern gar kein Buch in die Hände geben müsse. Globus und Landkarten, das sind die einzige Compendia, welche junge Leute studiren und beständig durchwandern müssen. Die Geographische Handbücher, oder vielmehr gröfere Werke der Erdbeschreibung soll blos der Lehrer brauchen, um seinen Schülern, mit denen er auf dem Globus oder der Landkarte herumreiset, bey jedem Lande und Orte, das merkwürdige, nicht mit drey Worten, sondern recht umständlich und unterhaltend erzählen zu können. So wie wir gesehen haben, daß viele Lehrer auf Schulen die Geographie lehren, ist sie, statt des angenehmsten Zeitvertreibs, den sie verschaffen kan und muß, das verdrieslichste Studium von der Welt Man läßt junge Leute aus Dictatis oder einem magern Compendio

ein

ein Pensum nach dem andern auswendig lernen, z. E. die Reiche, aus denen Europa bestehet, die Namen der Provinzen, in welche Spanien, Frankreich u. s. w. eingetheilet wird, die Hauptstädte, Flüsse, Berge jeder Provinz; und wenn man hierbey recht viel thut, so zeigt man ihnen alsdenn, wenn das Pensum an einem Schnürchen hergesaget werden kan, die Lage dieser Dinge ein für allemal auf der Karte: die Hauptsache bleibt aber immer, gleich auf die Frage aus dem Gedächtnisse herzuzählen, wie die Reiche Europens, die Provinzen des und des Reichs u. s. w. heissen. Durch eine solche verwünschte Methode macht man, daß junge Leute mit Verdruß ihren Kopf martern, das Auswendiglernen für die Hauptsache halten, die Karte hingegen als ein Nebenwerk ansehen, und auf diese Weise Geographie nicht nur als ein ernsthaftes, sondern gar als ein ekelhaftes Geschäft treiben. Nach unserer Erfahrung muß der Schüler weder Dictata haben, noch vom Buch etwas auswendig lernen. Der Lehrer lese fleißig nach, damit er viel erzählen könne, Trotz jedem, der die weitläuftigste Reisen durch die Welt gethan hat, und um den seine Familie und Anverwandtschaft herumsitzet, und begierig dem Alten zuhöret, was er hier und dort gesehen und gehöret hat, ohne je satt oder des Erzählens müde zu werden. Der Schüler hingegen bleibe immer bey seiner Karte, und unternehme unter der Anführung seines Lehrers fleißige Excursionen, auf welchen er jenen als seinen Reisegefärten ansiehet, der alle die Orte schon längst nach allen Merkwürdigkeiten kenne, an die er selbst nun zum erstenmale hinkommt. — Den Proben nach, die wir schon seit mehrern Jahren gemacht

macht haben, ist es am bequemsten, den Anfang mit ganz leeren Karten zu machen, auf denen blos die Grenzen und Hauptflüsse gezeichnet sind, und in die man selbst nach und nach einen Ort um den andern hineinträgt; oder vielmehr den Lernenden hineintragen läßt. Unsere Schüler haben mit eben so grosem Nutzen als Vergnügen sich selbst Landkarten verfertiget: sie haben, wie wir ihnen, also uns wieder, grose Bogen vorgelegt, auf denen sie Grenzen und Flüsse vorhergezeichnet hatten, und in welche sie in unserer Gegenwart, ohne Anleitung eines Handbuchs, das wir ihnen nie in die Hände gegeben haben, auch ohne eine andere ausgezeichnete Karte neben sich haben, Provinzen und Städte sehr fertig und in seiner Art richtig hineingetragen haben; wobey es ihnen nie fehlete, uns von allen Oertern, denen sie eine Stelle anwiesen, merkwürdige Dinge zu erzählen. — —. Doch wir kehren von einer Ausschweifung zurück, zu der uns die Absicht des angezeigten Buches verleitet hat, das wir jetzt vollends beschreiben wollen.

Solten wir bey unsrer Methode, die wir beschrieben haben, je ein Compendium nöthig finden, so würde es dieses seyn. Bauermeister und seines Gleichen sind ganz unbrauchbar. Sie enthalten blos Namen, und die auf eine solche Art, daß der Anfänger dadurch keine Hülfe auf der Karte erlangt. Hr. Pfennig hingegen geht tabellarisch, so daß der Anfänger allenfals ohne Lehrer, sich allein unterrichten und auf der Karte zurecht weisen kan. Wir vergleichen ihn hierin mit Palairet. Dabey müssen wir sagen, daß wir in seinem kurzen Buche viel mehr, als blose Namen ange-

troffen, ja mehr Beschreibung, mehr Nachrichten, und selbst von den neuesten, als in grösern Büchern, gefunden haben. In dem ersten Abschnitte werden die allgemeinen Begriffe der Geographischen Gegenstände auf der Oberfläche unserer Erde erkläret. Die meisten Erklärungen sind nach ihrer Absicht genugthuend: und dieser Abschnitt hat uns deswegen wohlgefallen, weil oft dergleichen Namen, als hierin erkläret sind, gebraucht zu werden pflegen, ohne daß man einen deutlichen Begrif davon hat. Nur einige Dingen scheinen auf eine solche Art beschrieben zu seyn, daß man sie nicht genug von andern unterscheiden kan. Z. E. S. 5. wo von der Verschiedenheit des Wassers geredet wird, erklärt er Gesundbrunnen also: Diejenige Brunnen, deren Wasser einen merklichen Geschmack, Geruch und Farbe haben, heisen Gesundbrunnen. Ist diese Definition richtig, so müssen alle unreine Quellen Gesundbrunnen seyn. Dergleichen geringe Verstose haben wir noch einige bemerket, die aber die übrige Güte des Buchs nicht aufheben. In den folgenden Abschnitten ist die historische und politische Geographie selbst vorgetragen, so daß erstlich tabellarisch die Grenzen, Gröse und Länder nach ihren Eintheilungen und Hauptörtern vorgestellet werden, hernach aber eine kurze Statistik angehänget wird. Dies gehet vom IIten Abschn. bis zum XXII. Der XXIII. Abschn. liefert eine ganz kurze Abhandlung von den Mathematischen Beschaffenheiten der Erdkugel, nach der Karte vom Globe, von Lowiz durch homannische Erben: XXIV. handelt von den üblichsten Kriegs- und Ritterorden: und der XXV. von den

(jetzt

(jetzt) regierenden hohen Häuptern in Europa, nach den Namen, Geburts- und Regierungs-Jahren der Regenten. Dieſem allen iſt ein doppelter Anhang beygefüget, davon der erſte die Ausſprache einiger ausländiſchen Namen lehret, der andere aber Verbeſſerungen und Zuſätze enthält. — So viel wir wiſſen, hat der Hr. V. ein beſonderes Handbuch über die Mathematiſche Geographie herausgegeben.

9.

Gloſſarium Suio-Gothicum, in quo tam hodierno uſu frequentata vocabula, quam in legum patriarum tabulis aliiſque aevi medii ſcriptis obvia explicantur, et ex dialectis cognatis, Moeſogothica, Anglo-Saxonica, Alemannica, Islandica ceteriſque Gothicae et Celticae originis illuſtrantur. Auctore IOHANNE IHRE. Vpſaliae typis Edmannianis, Anno 1769. Zween Bände in gros Folio: der erſtere Band (von A bis K) von 1186 Seiten in geſpaltenen Columnen, auſer einem Prooemio, an ſtatt der Vorrede, beſtehend in 48 ganzen Seiten; der zweyte Band (von L-Z) von 2040 S. in gleichfals geſpaltenen Columnen.

Dieſes Werk gehört zu den wichtigſten unſers Zeitalters, und das ganze gelehrte Europa hat Urſache, dem Herrn von Ihre für die darauf verwandte vieljährige und unſägliche Mühe zu danken.

Den Anfang macht gleich, ohne irgend eine Vorrede, ein Prooemium, voll nützlicher und zum Theil ganz neuer Bemerkungen, das man ja nicht überschlagen muß. Ich habe es mit unaussprechlichem Vergnügen durchgelesen und durchgedacht. Es ist ewig Schade, daß der Verfasser darin dem Scytischen Namen zu viel Ausdehnung gegeben hat. Diese falsche Vorstellung herrscht durch das ganze Werk, und benimmt ihm bey nicht genug aus der Geschichte unterrichteten Lesern einen Theil seiner Brauchbarkeit. Nicht nur die Gothen, und überhaupt die Teutschen, sondern auch die Griechen, die Römer, die Celten, die Slaven, die Irländer sind bey ihm Scythen, und die Sprachen dieser Völker mit einander sollen Schwestern seyn, die, weis nicht was für eine allgemeine Scytische Sprache zur Mutter haben. Ich glaube, daß ich mich um einige derjenigen, die das sonst vortrefliche Glossarium des Herrn von Ihre mit Nutzen brauchen wollen, vielleicht verdient mache, wenn ich gleich anfangs sage, was hievon, meiner Einsicht nach, historisch wahr sey. Umständlicher führe ich das in einigen, für die Versammlungen des historischen Instituts bestimten Abhandlungen, woran ich jetzt arbeite, aus.

Allerdings ist die Verwandschaft der Griechischen, der lateinischen, der Teutschen und der Slavischen Sprache bis zur Befremdung gros, und es war gewiß einmal eine Zeit, da sie zusammen nur als Dialecte verschieden waren, ja in noch ältern Zeiten muste sie gar nur eine einzige Sprache ausgemacht haben. Auch dieß ist richtig, daß die Celtischen Dialecte in Bretagne und Wales, so wie die Persische Sprache,

gleich

gleich grosen Antheil an dieser Verwandschaft haben. Alle diese Sätze lassen sich auch aus des Verfassers Werke unwidersprechlich darthun; die Mundarten der Slavischen Sprache allein ausgenommen: denn auf diese hat Herr von Ihre aus Unkunde derselben, wie er selbst S. 2. des Proömiums beklagt, seine Untersuchungen nicht ausdehnen können. Vielleicht gefällt es dem Herrn Prof. Schlözer, uns durch sein, in der Probe Rußischer Annalen S. 71. halb und halb versprochenes Slavonisches Glossarium von dieser Seite schadlos zu halten.

Woher komt nun die Verwandschaft der gedachten Sprachen, auch selbst die Slavischen Mundarten mit eingerechnet? Der Verfasser meint, es komme daher, weil alle diese Sprachen Ausflüsse der Scytischen sind. Dieß ist eben der falsche Grundsatz, dessen Unrichtigkeit ich, so weit es hier in der Kürze möglich ist, zu zeigen suche.

Wenn es wahr ist, was andere zum Theil schon dargethan habe, und was ich, wie gedacht, anderswo in ein helleres Licht zu setzen mich bemühen werde, daß beym Moses Genes. X. unter dem Gomer die Cimmerier oder Celten, unter dem Magog die Scythen, unter dem Madai, die Meder und ihre spätern Nachkömlinge, die Slaven, unter dem Javan die Griechen, unter dem Tiras die ursprünglichen Bewohner Thraciens, oder vielleicht noch ungezwungener ein zu Mosis Zeiten um den Tyras oder Dnester wohnendes Volk verstanden werden; so ist es natürlich, daß die Celten, Scythen, Slaven, Griechen und Thracier oder die Anwohner des Tyras anfangs nur Eine Sprache, so wie mit der Zeit verschiedene, wiewol auch noch jetzt

kentliche Mundarten derselben geredet haben: denn sie waren, wie Moses sagt, Brüder, das heist, unmittelbar Verwandte und einen gemeinschaftlichen Ursprung habende Nationen. Darin bin ich mit Herrn von Ihre in der Hauptsache einerley Meinung, daß überhaupt alle zum Teutschen Stamme gehörige Nationen von den Europäischen Scythen, so wie die Perser von den Asiatischen abstammen; nur erstlich mit Ausnahme der Gothen oder Geten, die allem Ansehen nach mit den Kithim oder Ketim, einem zum Stamme Javan gehörigen Volke, eins waren, und hernach mit dem Zusatze, daß die Teutschen so wol als die Gothen sich mit verschiedenen andern, obwol allem Ansehen nach lauter nahe verwandten Völkern nach und nach vermischt haben: jene nämlich mit den Ueberbleibseln der Celten, die vor ihnen in Teutschland wohnten, auch zum Theil mit Slaven, die gewiß in sehr frühen Zeiten einige Gegenden von Teutschland besetzt hatten: diese aber nämlich die Gothen, mit Thraciern, Griechen und Slaven. Es ist natürlich, daß bey diesen Vermischungen die Mundarten der Teutschen und Gothen, so wie auch der Völker, mit denen sie zusammenwohnten, verschiedene Abänderungen müssen erlitten haben. Was endlich die Römer und überhaupt die Italiäner anbelangt, so halte ich die Celten, aber wol verstanden die ersten und ältesten Celten (die nächsten Verwandten der Irren und Scoten) für die Stammväter derselben, mit welchen sich hernach starke Colonien von Griechen, ja selbst auch von Asiatischen Slaven, die sich in Italien von Zeit zu Zeit setzten, vermischet haben.

Auf

Auf diese Sätze gründe ich die Verwandschaft der Griechischen, Lateinischen, Teutschen, Slavischen, Celtischen und Persischen Sprachen. Aber von einer allgemeinen Scythischen Stammmutter derselben halte ich nichts. Die **Scytische** Sprache ist vielmehr eine Schwester der Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Celtischen: und nur die Teutschen Mundarten nebst der Persischen Sprache sind gewisser massen Töchter der Scythischen.

Man sieht aus dem bisherigen, daß ich zwar in Ansehung der Verwandschaft dieser Sprachen überhaupt mit dem Verfasser eins bin, aber in der Art der Verwandschaft und in den Graden derselben von ihm völlig abweiche. Daß ich hierzu berechtiget sey, hoffe ich zu andern Zeiten umständlich zu beweisen.

Nach diesen Vorerinnerungen, die ich für nöthig gehalten, komme ich auf die nähere Anzeige des Werks selbst. Zuerst rede ich von dem **Proömium**. Die Absicht des Verfassers dabey ist, Rechenschaft von seiner Art, wie er im darauf folgenden Glossario selbst über den Ursprung und die Bedeutung der Schwedisch-Gothischen Wörter philosophirt, zu geben. Er erinnert gleich anfangs, und das Anschauen des Glossariums lehrt es deutlich, daß er im Etymologisiren ganz anders verfahre, als die meisten, die vor ihm in dem Etymologischen Felde gearbeitet haben. Denn, wie alles was Midas berührte, zu Gold wurde, eben so ward alles unter den Händen des **Pezron** Celtisch, unter des **Bocharts** seinen Phönicisch oder Arabisch, und dem wunderlichen, obwol gelehrten **Becan** kam alles in der Welt holländisch vor. Nicht so

unſer Verfaſſer. Zum Grunde legt er die alte vaterländiſche Sprache: wo ihn dieſe verläßt, befragt er die Isländiſche, die vor 900 Jahren von jener nicht verſchieden war, und weniger, als andere, durch die Sprache fremder Völker verunreinigt wurde. Darauf vergleicht er die Allemanniſche und Angelſächſiſche Sprachen, zwo unläugbare Schweſtern (oder wenigſtens ſehr nahe Anverwandtinnen) der Schwediſchgothiſchen, vornämlich aber die Möſogothiſche, die Mutter (lieber wolte ich ſagen, die älteſte Schweſter) der übrigen, von welcher man aber leider! zu wenig übrig hat. Dabey bleibt er nicht ſtehen. Weil die Gothen und Celten beyderſeits von Scythiſcher Herkunft (oder vielmehr verbrüderte Völker) ſind, die Sprache der Celten aber noch in zwoen Mundarten, im Wältiſchen und Bretagniſchen lebt; ſo durften dieſe beyden nicht überſehen werden. Aber auch das Griechiſche und Lateiniſche läßt ſich mit Vortheil vergleichen: jenes weil die Scythen (als die Stammnation, wenigſtens der Teutſchen.) Nachbarn der Griechen waren, und weil die Pelasger, ein Scytiſches Volk, Griechenland vor der Ankunft der Hellenen bewohnten (juſt umgekehrt; die Pelasger, und die übrigen erſten Bewohner Griechenlandes waren vom Stamme des Javan, die Hellenen aber vom Stamme des Magog, denn Hellens Vater Prometheus, war nach den Berichten der Griechen ein Scythe): das Lateiniſche aber, weil es aus dem Pelasgiſchen und Griechiſchen (oder vielmehr aus dem Celtiſchen und Griechiſchen, auch zum Theil aus dem Slaviſchen) entſtanden iſt. Noch mehr. Weil die Europäer aus den morgenländiſchen Gegen-

den

den hergekommen sind, so verlohnt sichs der Mühe, zu untersuchen, wie viel sich im Schwedischgothischen von der ersten Sprache der Menschen erhalten habe: der Verfasser hat hier die hebräische Sprache im Sinne, wovon hernach. Daß man hiernächst auch die Persische Sprache mit der Schwedischgothischen nützlich vergleichen könne, hat wol keinen Zweifel, nur nicht blos darum, weil, wie der Verfasser sagt, die Gothen (aber freylich nur als Scythen betrachtet) und die Perser Umgang mit einander gehabt und benachbart gewesen, sondern hauptsächlich darum, weil Gothen, Teutsche und Perser von sehr nahe verwandten Stämmen entsprungen sind. Zuletzt beklagt der Verfasser seine Unkunde der Slavonischen Sprachen: denn er behauptet mit Rechte, daß sie dem Gothischen Sprachforscher (so wie dem Teutschen, Lateinischen und Griechischen) ungemein viel Licht darbieten: erstlich weil die Slavischen Völker, so wie die Gothen, ächte Nachkömmlinge der Scythen sind. Schon wieder Scythen! Die Slaven gehören zum Stamme des Madai: sie sind also mit den Scythen zwar verbrüdert, aber nicht Abkömlinge derselben.); Zweytens weil sie mit den Geten zusammen lebten (dieß ist, von einigen Slavischen Völkern verstanden, vollkommen richtig): und drittens weil sie noch heut zu Tage jene Länder inne haben, aus denen die ersten Stammväter der nordlichen Völker ausgezogen sind. (Der erste Grund ist allein schon völlig hinlänglich, die Unentbehrlichkeit des Slavonischen für einen nordischen Sprachforscher darzuthun.).

Alles bisher gesagte führt der Verfasser in dem ersten Abschnitt des Proömiums (denn es besteht aus

2. Abschnitten) weitläuftiger und nach den einzelnen Sprachen aus. Weil die Sprachen sich allmählich und stückweise verändern, so zeigt er hernach im 2ten Abschnitt, nach welchen Gesetzen die Abänderungen in der Schwedischen geschehen, das ist, welche Buchstaben gegen einander verwechselt werden, es sey nun im Bezirke des einheimischen, oder der ausländischen Wörter. Ich mache den Anfang vom erstern Abschnitt, worin der Verfasser (S. 3-41.) von den Sprachen, die mit der seinigen in Verwandschaft stehen, in einzelnen Abhandlungen redet.

Ebräische Sprache. S. 3 und 4.

Man muß dem Verfasser hier nicht den Fehler eines Bochart oder Thomaßin anschuldigen, denen alles in Europa Arabisch oder Hebräisch vorkam, so wie den Gelbsüchtigen alles gelb zu seyn däucht. Um so einen Fehler zu begehen, hat der Herr von Ihre einen viel zu geläuterten Geschmack, und ist zu sehr durch die lächerlichen Vergehungen einiger seiner Vorgänger gewarnet. Vielmehr verfährt er so. Wenn ihm ein hebräisches Wort aufstöst, das nach einer gesunden etymologischen Philosophie einerley ist mit einem Schwedischgothischen Worte, (und von dergleichen Worten hat er nicht nur hier, sondern auch hin und wieder im Glossario selbst Beyspiele genug gegeben), so fügt er es bey. Dawider habe ich nun zwar nichts; aber es liegen doch ein Paar unerwiesene Sätze, die er gleich anfangs in dieser Abhandlung äusert, dabey zum Grunde. Einmal: Die hebräische Sprache ist die erste unter allen, und hernach: die Scytische ist die älteste nach

der

der Hebräischen. Beydes gefält mir nicht. Die Hebräische oder Cananitische Sprache ist wol eine der ältesten, aber daß sie die erste und älteste sey, hat man zwar manchmal gesagt, aber kein Mensch hat es bewiesen. Wenn man ja eine erste Sprache annehmen will, so mag diese Ehre (wenn sie eine Ehre ist) wol eher einer der Indischen jenseits des Ganges oder der Chinesischen, als der Hebräischen, zukommen. Was aber die Scythische anbetrift, so hindert nichts, zu behaupten, daß sie vielleicht eben so alt, wo nicht älter, als die Sprache der Cananiter oder Phönicier sey. Obige Sätze haben in so fern einen unbequemen Einfluß in das Verfahren des Verfassers gehabt, daß er glaubt, wenn er ein Schwedischgothisches Wort im Hebräischen oder Scythischen gefunden, er habe dem Ursprunge des Worts bis zu den ersten Quellen nachgespührt. Noch ist zu gedenken, was der Verfasser gegen das Ende dieses Absatzes anführt, daß Ol. Rudbeck, der jüngere, einen Thesaurus Linguarum Harmonicus ausgearbeitet, der in der öffentlichen Bibliothek zu Upsala noch in der Handschrift verwahrt wird. Wenn nur nicht der junge Rudbeck dem berüchtigten alten nachgesungen hat? Ein gutes Vorurtheil bekommt man gleichwol für dieses Werk, wenn man einen Ihre sagen hört, es sey ein Verlust für die gelehrte Welt, daß es ungedruckt da liegt.

Scythische Sprache. S. 419.

Diese Abhandlung gefällt mir, offenherzig zu reden, unter allen am wenigsten. Gleich Anfangs weis der Verfasser nicht, ob er die Scythen, von denen er

der

der Scythiſchen Sprache den Namen giebt, vom Japhet oder vom Gomer herleiten ſoll. Vom Japhet ſtammen ſie freylich ab, aber daraus läßt ſich ſehr wenig, oder vielleicht gar nichts frachtbares, weder für ihre Geſchichte, noch für ihre Sprache ſchlieſen. Daß ſie aber vom Gomer abſtammen ſollen, hat noch niemand, meines Wiſſens, im Ernſte behauptet. Die Cimbern oder Celten leitet man wol insgemein vom Gomer ab, und ich glaube, daß ſich dieſes durch noch beſſere Gründe, als bisher geſchehen, beweiſen laſſe; aber nicht die Scythen, welche mit mehrerm Rechte dem Stamme des Magog beygezählet werden. Auch dieß iſt unrichtig, und nur ein irriges Vorgeben der ſpätern Alten, ganz wider den Sinn des Herodots, der die Scythen wol gekannt und von andern Völkern genau unterſchieden hat, daß die Scythen den gröſten Theil nicht nur von Europen, ſondern auch von Aſien eingenommen, und daß unter dieſem Namen ſehr viele Nationen von ganz verſchiedenen Sprachen begriffen worden. Kaum kan ich meinen Augen trauen, wenn ich ſo wol hier, als in verſchiedenen andern Stellen leſe, daß ein Ihre, dieſer mit ſo viel geſunder Vernunft und mit einem ſo gereinigten Geſchmack philoſophirende Etymologe behauptet, Ein Volk könne zu einer und eben derſelben Zeit mehrere Sprachen reden. Ein anders iſt ein Staat, ein anders ein Volk. In Schweden redet man freylich zwo Sprachen, die Schwediſche und die Finniſche: aber ſind die Finnen auch Schweden, oder die Schweden auch Finnen? In Teutſchland redet man Teutſch, und Slaviſch und Franzöſiſch: aber ſagt man auch, daß die Teutſchen, Slaven und Franzoſen Ein

Volk

Volk sind? Ich schäme mich fast, dieses gegen einen Ihre als Instanzen zu gebrauchen. Aber, sagt Herr Ihre im folgenden, Herodot berichtet doch selbst, daß man durch Scythien 7. Dollmetscher und 7. Sprachen brauche. Diese Worte stehen so nicht in meinem Herodot. Dieß finde ich zwar bey ihm, daß man 7. Dollmetscher und 7. Sprachen brauche, aber Herodot sagt nicht, daß man sie für Scythien brauche: vielmehr sagt er ausdrücklich, daß jenseits des Tanais, auser einem Stamm, der sich von den königlichen Scythen getrennet, keine Scythen mehr bis zu den Phalakren hin wohnten, und von diesen unscythischen Gegenden sagt er, daß man bis zu den Phalakren hin 7. Sprachen nöthig habe. Nichts davon zu gedenken, was Herodot in der Beschreibung Scythiens von Zeit zu Zeit mit ausdrücklichen Worten erinnert: „Dieß Volk ist nicht Scythisch: dieß Volk ist ein ganz anderes, ein besonderes Volk.„ Herr von Ihre führt auser dem Herodot noch den Plinius, Strabo und andere an, die ebenfals beweisen sollen, daß die Scythen vielerley Sprachen geredet: allein man sehe nur die Stellen derselben im Zusammenhang und ohne Vorurtheil an, so wird man finden, daß sie nicht von Einem Volke, sondern von ganzen Ländern, die mehrere Völker in sich begriffen, reden.

Unmittelbar vor den Worten: Ipsa (natio Scythica) in plurimas nationes, *sermone diverso utentes*, sed communi tamen Scytharum nomine comprehensas, dispertita fuit etc. unmittelbar vor diesen Worten, die ich bisher nebst dem, was darauf folgt, bestritten, sagt der Verfasser: Natio

haec

haec potiſſimam non ſolum Europae ſed etiam Aſiae partem *ſuae ditionis olim fecerat.* Was heiſt das ſuae ditionis olim fecerat? Entweder ſo viel: Es war einmal eine Scythiſche Monarchie, die alle dieſe Länder unter ſich begriffen; oder es ſoll heiſſen: die Scythen haben nach und nach dieſe Länder bevölkert. Keins von beyden beſtätigt die Geſchichte.

Nicht das Erſtere: denn wer hat jemals von einer Scythiſchen Monarchie etwas geleſen, von einer Monarchie, die, wie der Verfaſſer S. . §. II. einigen unwiſſenden Griechen und Lateinern nachſpricht, faſt alle Völker, welche die beyden Ufer der Donau, und jenſeits derſelben die weitläuftigen Länder ſo wol auf beyden Seiten des Caſpiſchen Meers, als auch von der Donau an bis zu Germanien hin (alſo Sarmatien), desgleichen das nordliche Aſien inne hatten, wie auch die Cimmerier und andere, den alten Geographen nicht einmal dem Namen nach bekannte Nationen unter ſich begriffen; wer hat von ſo einer ungeheuren Scythiſchen Monarchie etwas geleſen? Eine kurze Friſt von 28 Jahren hatten zwar die Scythen über die Länder der Meder geherrſchet, aber von dieſen redet der Verfaſſer nicht: dieſe Länder liegen im ſüdlichen Aſien. Auch haben die Gothen einmal in den nächſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt an der Donau und tief in Sarmatien hinein, einen weitläuftigen Staat beſeſſen; aber dieß reicht auch nicht hin zu dem Begriffe des Verfaſſers von Scythien: in Aſien beſaſſen die Gothen nichts, und zu dem waren die Gothen allem Anſehen nach nicht einmal eine Scythiſche Nation.

Nicht

Nicht das letztere: wenn er es nämlich so versteht, daß die Scythen alle vorhin genannte Länder ganz allein, ohne Beymischung anderer Völker, erfüllet, und noch überdieß überall in diesen Ländern den Namen der Scythen getragen, oder von Leuten, die sie kanten, bekommen haben. So viel läßt sich historisch beweisen: Scythen wohnten weit und breit in Asien, und mit der Zeit in Asien und Europen zugleich; aber sie hiesen nicht überall Scythen, und es wohnten immer auch zwischen den Völkern von Scythischer Herkunft, Völker von anderer Herkunft, bald frey, bald unter der Herrschaft der Scythen, bald auch über die Scythen herrschend. Spätere Schriftsteller unter den Alten (aber nicht so Herodot) sind eben dadurch, daß sie dieses nicht wusten, oder deutlich genug unterscheiden konnten, veranlasset worden, Asien und Europen so sehr mit Scythen vollzustopfen; und von dergleichen Schriftstellern hat ohne Zweifel unser Verfasser seinen falschen Begriff von den Scythen gelernet.

Aber wozu alles dieses in einer Abhandlung von der Scythischen Sprache? Der Verfasser hätte ohne Nachtheil seines Werks, diese ganze, in so viele Schwierigkeiten verwickelte Untersuchung verlassen können: und wenn er dieses nicht gewolt hätte; so hätte er entweder die Untersuchungen eines Bayers und Beers voraussetzen, und auf dem von ihnen gelegten Grunde seine Abhandlung über die Scythische Sprache bauen, oder etwas bessers (welches man kan) nach dem Herodot, Plinius und andern Alten, aber stets mit der behutsamsten Rücksicht auf die Sprachähnlichkeit, um kein unscythisches Volk mit darunter zu mengen, sagen sollen.

So

So viel von dem, über die Gebühr ausgedehnten Begriff des Scythischen Namens. Jetzt lenkt der Verf. ein, und will den Namen der Scythen einschränken. Aber wie er dorten in excessu gefehlt hat, so fehlt er hier in defectu. Nun sind ihm blos die Völker Scythen, welche im Taurischen Chersones (in der Halbinsel Krim) und um den Mäotischen See herum gewohnt haben: warum er dieß annimt, werden wir gleich sehen. Seinen Beweis führt er aus dem Ammian (einem Schriftsteller des 5. Jahrh.) und aus dem alten Tragödienschreiber Aeschylus. Warum nicht lieber aus dem Herodot und so weiter herunter bis auf den Ammian, mit beständiger und sorgfältiger Unterscheidung der Zeiten, wie Bayer und Beer gethan haben?

Ehe der Verfasser die Anwendung von diesem zu sehr eingeschränkten Begriffe des Scythischen Namens macht, redet er noch zuvor von der Herleitung des Namens. Zuerst verwirft er die Sage vom Scytha beym Herodot, aber es gefällt ihm auch die Herleitung nicht vom Gothischen Worte Skjuta, ein Schütze. Er schließt so. Die Scythen nannten sich selbst Scoloten und sonst noch auf andere Art, aber nicht Scythen. Scythen hiesen sie, wie Herodot sagt, bey den Griechen. Nun haben die Griechen kein Wort, wie Skythes, das einen Bogenschützen bedeutet. Also darf man den Ursprung der Benennung auch nicht im Griechischen suchen, sondern es ist allem Ansehen nach eine Anspielung auf den wahren Namen, die von irgend einem Griechen, etwa in Pontus herrührt, welcher wissen konnte, daß Skythes in diesen Gegenden einen Schützen bedeutet. Welches nun der wahre Name seyn soll, werden wir

gleich

gleich hören. Der Verfasser sucht nur zuvor noch den Satz zu erweisen, daß genau in den Gegenden, wo einige Alte die Scythen hinsetzen, andere Schriftsteller die Gothen wohnen lassen: nämlich im Tauriſchen Cherſones und um den Mäotiſchen See herum. Folglich, ſo ſchlieſt er hieraus, hat Salmaſius Recht, welcher ſagt, Σκύθης, Γέτης und Γότθος ſey eins. Die Griechen nämlich, ſetzt er hinzu, und inſonderheit die Aeolier pflegten den Wörtern und eigenthümlichen Namen ein S vorzuſetzen: ſie ſagten z. E. wie Stephanus verſichert Skimkri für Kimbri, und wie in mehrern Wörtern, alſo auch hier. Scheinbarer würde dieſe Herleitung des Namens Skythen von Geten oder Gothen geworden ſeyn, wenn der Verf. zur Erleichterung des Uebergangs noch die Namen Gutä und Jutä zu Hülfe genommen hätte. Doch ich habe gegen die Herleitung überhaupt noch ſehr groſe Zweifel. Erſtlich führt der Verf. ſeinen Beweis, daß die Gothen da wohnten, wo nach andern Schriftſtellern die Scythen wohnten, aus zu jungen Schriftſtellern. Der Einbruch der Hunnen (die auch öfters Scythen heiſen) und die Völkerwanderung haben in den Sitzen der Völker an der Donau und um den Möotis herum bekanter maſſen überaus groſe Veränderungen verurſacht. Hernach ſind die Vorderſätze, aus denen der Verf. ſchlieſt, ſo unſicher, daß die wunderlichſten Sätze daraus gefolgert werden können. Würde mir der Verf. dieſen Schluß zugeben: Die Finnen wohnten vormals gerade da, wo jetzt die Schweden wohnen (dieß iſt wahr, und der Verf. behauptete es oben ſelbſt mit Recht): Alſo ſind die Finnen und Schweden eins? Oder ſo: Gerade da, wo

jetzt die Europäischen Tataren wohnen, haben vormals die Gothen gewohnt: also sind Tataren und Gothen eins? Gleichwol gründen sich diese falschen Folgerungen auf die Vordersätze des Verfassers.

Wir wissen nunmehr, was bey dem Verfasser die Aufschrift dieser Abhandlung: **Scythische Sprache**, zu bedeuten habe. Scythen und Geten und Gothen sind ihm eins, und Scythische Sprache heist so viel als **Getische** oder **Gothische Sprache**. Das, was der Verfasser aus diesen Sätzen weiter unten folgert, hätte er auf andere Art sicherer und näher haben können. Doch wir folgen jetzt dem Vortrage des Verfassers ohne weitere Ausschweifung. **Busbequius** lernte, wie bekannt ist, Leute in der Krim kennen, die seiner Meinung nach Teutsch redeten, aber auch manche unteutsche Wörter mit untermengten. Der Herr von **Ihre** zeigt hier durch Nebeneinanderstellung **Precopischer** und **Ulphilanischer** Wörter, daß die Precopischen Wörter, die Busbequius bald für teutsch, bald für unteutsch gehalten, rein Ulphilanisch, das ist, altgothisch sind, woraus zugleich wahrscheinlich wird, daß diese mitten unter den Tataren wohnende Leute nicht, wie andere glaubten, Nachkömlinge teutscher Sklaven, sondern Ueberbleibsel der alten Gothen, wovon ein Theil in der Krim wohnte, seyen. Beyläufig bemerkt der Verf. auch, daß diese Uebereinstimmung der Precopischen und Ulphilanischen Wörter einen neuen Beweis darbiete, daß der **Codex Argenteus** nicht in Fränkischer, sondern in Gothischer Sprache geschrieben sey.

Diese

Diese Abhandlung beschließt Herr von Ihre mit einem Verzeichnis der Völker, die seiner Meinung nach Scythisch, das ist, wie ers erklärt, Getisch oder Gothisch geredet haben. Es sind deren funfzehn.

1. Die Bewohner des Pontus, wo auch Ovid Getisch reden lernte (Aber Ovid sagt getice *sarmaticeque*, zum Beweis, daß im Pontus nicht allein Geten, sondern auch Sarmater, das ist, wie ich es auslege, Slaven gewohnt haben).

2) Die Dacier, die auch Daä und Davi hiesen. Strabo und andere Alte sagen ausdrücklich, daß die Geten und Dacier einerley Sprache redeten, und daß diese Abkömlinge von jenen wären: auch hat sich in Siebenbürgen, einem Stücke des alten Daciens, die teutsche Sprache bis jetzt noch erhalten (Freylich sind in neuern Zeiten erst manche Sächsische und Teutsche Colonien eingewandert, aber ich glaube selbst, daß unter ihnen noch Ueberbleibsel der alten Gothen und Teutschen anzutreffen sind: denn ich habe die dortigen Mundarten aus dem Umgange mit Siebenbürgern ziemlich genau kennen lernen, und ich spühre ihnen noch weiter nach).

3. Die Thracier. (Daß Geten vormals und schon zu Herodots Zeiten in Thracien wohnten, ist unstreitig gewiß, daß aber nebst den Geten noch viele andere Völker, und besonders auch Slaven da wohnten, läßt sich eben so gewiß darthun. Folglich darf der Verfasser nicht, wie er thut, Geten und Thracier für eins halten, wenn gleich Strabo sagt, die Dacier und Thracier redeten eine Sprache.).

4. Die Mösier. (Daß die Pontischen Scythen bis in Mösien hingereicht und nebst andern Völkern da gewohnt haben, sagt Plinius: daß die Geten ehehin Mysier genant worden, und daß die Mysier und Thracier einerley Sprache geredet, sagt Strabo: und daß zu und nach Constantins des Grosen Zeiten auch die Gothen Versuche auf Mösien gemacht, und endlich ein Theil derselben hier Wohnsitze erhalten, wissen wir aus dem Jornandes und andern, es beweist es auch die Bibelübersetzung des Ulphilas, die in Mösien verfertiget worden. Aber aus allem diesen folgt weiter nichts, als daß unter den verschiedenen Völkern, die Mösien bewohnt, und deren wol die meisten Slaven gewesen, auch Geten und Gothen waren. Selbst die Stelle des Plinius, die der Verfasser anführt, zählt eine ganze Reihe von Völkern her, die nebst den Scythen in Mösien wohnten, und nent darunter die Mösier, als eine, so wol von den Scythen als den übrigen genanten Völkern verschiedene Gattung. Allem Ansehen nach sind diese Mösier Slaven gewesen, und daher konnte Strabo gar wol sagen, die Mysier oder Mösier und die Thracier redeten einerley Sprache).

5. Die Gepiden. (Daß diese zum Gothischen Stamme gehören, daran zweifle ich nicht, obgleich die Ableitung ihres Namens beym Jornandes vom Worte gevanta, welches faul bedeutet, unrichtig oder wenigstens unwahrscheinlich seyn dürfte.

6. Die Alanen. Daß diese Scythisch, oder welches bey dem Verf. einerley ist, Gothisch geredet haben, glaubt Herr von Ihre dem Sheringham, nach dem Zeugnis des Lucians, zu, und will dieses noch dadurch

dadurch bestärken, daß sonst Jornandes, von Herkunft ein Alane, unter den Gothen nicht würde haben Bischof werden können, wenn nicht die Alanen gothisch geredet hätten. Wie schwach dieser Beweis sey, wird jeder fühlen. Meiner Meinung nach ist es noch unausgemacht, zu welchem Völkerstamme die Alanen zu rechnen seyn.

7. Die Amazonen. Der Verf. meint, so fabelhaft auch die Geschichte dieser kriegerischen Frauenzimmer in den meisten Stücken ist, so sey doch so viel unstreitig richtig, daß, da sie, nach dem Berichte des Jornandes, Eheweiber der Gothen waren, sie die Sprache ihrer Ehemänner müssen geredet haben. Aber bey diesem Schlusse des Verfassers habe ich nur die Bedenklichkeit, daß die Sprache der Liebe sich nicht nach den Regeln der Glossarien bestimmen lasse. Man hat doch wol im letzten Kriege gesehen, daß manches Teutsche Mädchen den Antrag eines Franzosen, der es heyrathen wolte, vollkommen verstanden hat, und ich solte glauben, daß auch in Schweden, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprache, Schweden und Finnen einander heyrathen können. Mein Glaubensbekäntnis von den Amazonen steht sonst beym Mascov mit folgenden Worten beschrieben: „Es mag dem Herculi leichter gewesen seyn, ihrer Königin den Gürtel zu rauben, als es der Historie ist, in diesem Punct die Wahrheit von den Fabeln abzusondern.„

8. Longobarden. Daß diese zu den Gothen gehören, hat wol keinen Zweifel.

9. Cimmerier. Der Verf. meint, wenn sie einerley mit denen sind, die nachher Cimbern genannt

wurden, welches Plutarch, Strabo und Diodor einmüthig bezeugen, so müsten sie nothwendig Gothisch geredet haben: und ich meines Orts, ich meine, wenn Cimmerier so viel sind als Cimbern, so müsten sie, wie ihre Geschlechtsverwandte in Wales und Bretagne geredet haben. Kurz, die Cimmerier gehören gar nicht hieher.

10. Die **Ostrogothen**, und

11. Die **Wisigothen**. Es versteht sich, daß diese beyde Völker Gothen waren.

12. Die **Massageten**. Hier werden die **Europäischen** Massageten verstanden, die zwar von den Asiatischen Massageten verschieden waren, aber doch mit zu einerley Stamme gehörten. Der Name **Massageten** soll, wie der Verf. sagt, nach der Auslegung vieler, so viel als die **grösern Geten**, von **Maiza** auf Getisch **gröser**, bedeuten, im Gegensatz der **kleinern Gothen**, deren Bischof Ulphilas, nach dem Zeugnis des Jornandes, war. Von den jüngern Griechen werden die Massageten oft den Geten und Gothen als Verwandte beygesellet, und Procop rechnet sie ausdrücklich zu den Gothischen Völkern. Andere sagen, Massageten und **Alanen** seyen eins. Was von den Massageten gilt, das gilt, nach der Meinung des Verfassers, auch von den **Thussageten**, oder wie sie sonst heisen, **Thyrsageten**, wie auch von den **Thyrageten**. Ich bin selbst der Meinung, daß die Massageten zu dem Scythischen Stamme gehören: folglich wenigstens Geschlechtsverwandte der Gothen waren. Sonst hätte der Verfasser das, was er von den Massageten sagt, kürzer aus dem **Herodot** haben können, welcher

versichert, daß sie von einigen zu seiner Zeit zu den Scythen gerechnet werden: ob wol er selbst sie von ihnen gewissermasen unterscheidet.

13. Die **Burgunder.** Diese werden überhaupt mit zu den Gothen und Vandalen gezählet. Auch hat **Wachter** ihre Sprache der Celtischen ähnlich gefunden; kein Wunder, sie waren ja, sagt der Verfasser, mit Celtischen Völkern umgeben, und, welches man hinzusetzen kan, Celten und Gothen sind verwandte Nationen: wiewol ich gestehen muß, daß ich die Herkunft der Burgunder mir noch nicht genau zu bestimmen getraue.

14. **Hyperborei.** (Dieser Name ist ein Appellativ, und komt den Finnen und den Samojeden so gut zu, als den Gothen. Er bedeutet immer, in Rücksicht auf andere Völker, die entferntesten Nordländer, die man kennet. Sonderbar scheint dem Verfasser die Stelle beym Diodor, wo er sagt, daß die Hyperboreer zwar ihre eigene Sprache gehabt, die aber der Sprache der Attiker und Delier nahe gekommen wegen des vertrauten Umgangs und der Freundschaft zwischen jenen und diesen. Der Verfasser leitet diese Verwandtschaft der Sprache davon her, weil seiner Meinung nach die Attiker **Pelasgisch**, das ist, wie ers, und zwar meines Erachtens ganz richtig auslegt, **Getisch** geredet. Ich mache mir die Sache so begreiflich. **Boreas** hies einmal bey den Griechen so viel als Macedonien. Daher müssen die über den Boreas weiter hinauf gelegene Völker, das ist, die Hyperboreer der Griechen entweder in Thracien oder Mösien, oder höchstens in Dacien gesucht werden. In diesen Ländern wohnten unter einander Scythen, Geten, Teutsche,

Slaven, Celten, auch selbst zu Herodots Zeiten Griechen: lauter verwandte Völker der Attiker und Delier. Kein Wunder, daß auch eine Verwandtschaft zwischen ihren Sprachen gefunden worden.

15. Die **Bastarnä** oder **Basternä**, auch **Peucini**. Die Bastarnen werden von einigen Alten zu den **Teutschen**, von andern aber zu den Celten gerechnet. In beyden Fällen sind sie keine eigentliche Gothen; und gehören folglich auch nicht hieher. Plinius unterscheidet sie noch überdieß ausdrücklich als eine besondere Gattung der Germanischen Völker von den Vandalen, das ist, von den Gothen.

Mich wundert, daß der Verfasser seinem Verzeichnisse nicht auch die **Vandalen**, ich meine die Vandalen im eigentlichen und eingeschränkten Verstande, beygefügt hat. Sie waren doch eine Zeitlang die Nation, unter deren generischem Namen die Gothen, als eine Art, begriffen worden: so wie man sie nachher den Gothen untergeordnet hat. Wenigstens wäre es doch der Mühe werth gewesen, mit ein Paar Worten anzuzeigen, warum sie nicht in das Verzeichnis der Gothischen Völker gehören sollen. Waren sie etwa dem Verfasser nicht Scythisch genug?

Celtische Sprache. S. 9-13.

Nach Erwähnung der weitläuftigen Bedeutung des Wortes **Celten**, wird der Begriff davon auf die Bewohner Galliens, und besonders des Celtischen Theils desselben eingeschränkt. Es komt hier hauptsächlich auf die beyden Mundarten der Celtischen Sprache an, die noch jetzt in **Bretagne** und **Wales** geredet werden.

Die

Die Celtische Sprache überhaupt, und folglich auch die gedachten Ueberbleibsel derselben, die Armorische Sprache in Bretagne und die Kymrische in Wales, leitet der Verfasser von den Scythen her, und er meint, daß sich diese Abstammung der Celtischen Sprache von der Scythischen, theils durch Zeugnisse alter Schriftsteller, theils aus der unläugbaren Uebereinstimmung der Celtischen Sprache mit den Dialecten der Scythischen erweisen lasse. Auf diese Beweise war ich sehr begierig, aber ich fand mich leider! in meiner Hofnung betrogen. Was die Zeugnisse der Alten anbetrift, so beweisen sie weiter nichts, als daß zwischen den Sprachen der Celten und Teutschen ein überausgeringer Unterschied sey. Folglich will dieser erste Grund nichts anders sagen, als der zweyte; das ist, die Alten versichern eben das, was man noch jetzt bey der Vergleichung der beyden Sprachen wahrnimt, daß sie nämlich einander sehr ähnlich sind. Aber daraus folgt nicht, daß die eine Sprache die Quelle der andern sey. Kurz, hier hat sich der Verfasser von einer fallacia cauſſae ut cauſſae beschleichen lassen. Was er aber im folgenden beybringt, ist schätzbar. Er stellt eine Vergleichung Gothischer Wörter mit Cambrischen so wol als Armorischen an, woraus die Verwandtschaft derselben deutlich erhellet. Nur wolte ich mit Herrn von Ihre nicht gerne sagen, daß die Gothische, Cambrische und Armorische Sprache drey Töchter der Celtischen Sprache sind. Zuletzt werden noch die Zweifel derjenigen gehoben, die keine Aehnlichkeit zwischen diesen Sprachen haben finden können.

So weit die Celtiſche Sprache. Am Ende dieſer Abhandlung wird noch kürzlich von der Irländiſchen Sprache geredet. Vergleichungen derſelben mit dem Celtiſchen oder auch mit dem Gothiſchen werden hier nicht angeſtellet: indeſſen glaubt der Verf. doch, daß ſie von einem Kenner der Irriſchen Sprache mit Nutzen könnten angeſtellet werden: denn auch dieſe Sprache ſoll, ſeiner Meinung nach, einen Scythiſchen Urſprung haben. Dagegen könnte nun viel geſagt werden, wenn hier der Ort dazu wäre. Nur ſo viel ſage ich, daß ſie kein Kenner für eine Tochter der Scythiſchen Sprache halten wird. Ob ſie aber nicht, nebſt der urſprünglich lateiniſchen, inſoferne dieſe auſer der Vermiſchung mit der Griechiſchen betrachtet wird, für die älteſte Mundart der Celtiſchen, oder welches meiner Meinung nach einerley iſt, Galliſchen könne gehalten werden, das iſt eine andere Frage, die aber an dieſem Orte nicht gehörig unterſucht werden kan.

Perſiſche Sprache. S. 13, 15.

Im vorigen Jahrhundert hat man zuerſt die groſe Verwandtſchaft zwiſchen der Teutſchen und Perſiſchen Sprache wahrgenommen. Dieſe Verwandtſchaft kan weder die Wirkung eines bloſen Zufalls, noch eine Folge der Perſiſchen Feldzüge in Europa, oder (welches zum Theil gegen den Verfaſſer zu merken) der Scythiſchen Herrſchaft in Oberaſien ſeyn: ſondern ſie rührt daher, weil die Scythen, die Teutſchen und die Perſer einen gemeinſchaftlichen Urſprung (vom Stamme Magog) haben: die Gothen oder Geten aber allem Anſehen nach mit den Kithim oder Ketim des Moſes eins

ſind,

sind, und folglich von dem Stamme Javan herkommen, der nach Mosis Berichte mit dem Stamme Magog verbrüdert war.

Der Verf. fügt hier ein ganzes Verzeichnis von Persischen und Gothischen Wörtern bey, die er nach seiner Gewohnheit neben einander gestellt hat, um die Uebereinstimmung derselben desto deutlicher übersehen zu können

Am Ende erinnert er noch, daß das, was er von der Persischen Sprache gezeigt, auf gleiche Art und aus eben den Gründen von der Türkischen gelte. Er bezieht sich aber, statt des Beweises, blos auf die, vor einigen Jahren hierüber ans licht getretene Schrift des Herrn Sueno Bring.

Griechische Sprache. S. 15-23.

Die Verwandtschaft zwischen der Griechischen und Gothischen Sprache ist so gros, daß sie der Verfasser, nebst dem Junius, nicht blos für zwo verwandte Sprachen, sondern nur für 2 Dialecte hält. Er beweist hier zuerst, von S. 16-20 die Wirklichkeit dieser grosen Verwandtschaft, und hernach von S. 21 bis 23, untersucht er die Ursachen derselben.

Die Verwandtschaft der Griechischen Sprache mit der Schwedischgothischen und vornämlich mit der Mösogothischen (denn mit dieser ist die Aehnlichkeit noch weit gröser und sichtbarer, als mit jener,) wird, mit Uebergehung aller derer Gründe, die theils nur einen betrügerischen Schein von Aehnlichkeit haben, theils blos für den geübten Etymologen überzeugend sind, auf eine ungemein faßliche Art dargethan. Den Anfang macht

der

der Verfaſſer mit einem Verzeichnis von Gothiſchen Wörtern, die in der Lateiniſchen Sprache eben ſowol als in der Griechiſchen gefunden werden. Hernach vergleicht er die Zahlwörter. Den dritten Grund nimt er daher, daß beyde Sprachen, die Griechiſche und Gothiſche, in einer und eben derſelben Gattung von Dingen mehrere Wörter mit einander gemein haben. z. E. Wörter, die eine Blutsfreundſchaft anzeigen, als Vater, Mutter, Tochter: ferner Wörter, die in die Schiffart einſchlagen. Auch aus der einförmigen Homonymie verſchiedener Wörter erhellet die Verwandtſchaft. Inſonderheit aber iſt die Vergleichung der Partikeln und Vorwörter ein ſchätzbares Stück dieſer Abhandlung (S. 18. 19.). Nächſtdem haben beyde Sprachen gewiſſe Anomalien und Idiotiſmen mit einander gemein. Endlich zeigt ſich auch in dem Gebrauche des Duals, wenigſtens was die Zeitwörter und einige Vorwörter anbetrift, eine Uebereinſtimmung des Gothiſchen mit dem Griechiſchen; aber freylich iſt dieß nicht weiter als auf den Möſogothiſchen Dialect anwendbar. Sonſt ſcheint hier der Verfaſſer, bey ſeinem Ausſpruch vom Mangel des Duals in andern Sprachen, ſich nicht an den Dual der Hebräiſchen Nennwörter erinnert zu haben.

Hierauf folgt die Unterſuchung der Urſachen von der groſen Verwandtſchaft zwiſchen dem Gothiſchen und Griechiſchen. Die Haupturſachen ſind wol theils in dem gemeinſchaftlichen Urſprung der Griechen und Gothen oder Geten: theils in den Colonien der Griechen unter den Gothen, zu ſuchen: denn was der Verfaſſer S. 21. aus der Lage der Stadt Creſtan (die man nach ihm in Thracien, nicht in Italien ſuchen muß),

muß), und S. 22. aus der Zahl und Beschaffenheit der Griechischen Buchstaben herleiten will, ist schon bey Gelegenheit einer andern Schrift des Verfassers in dieser historischen Bibliothek (Th. 7. S. 20. und 22.) unrichtig befunden worden. Den Ursprung der Griechen zu beschreiben, nutzt er besonders eine sehr ergiebige Stelle im Strabo: ich hätte gewünscht, daß er auch den Thucydides und Dionys von Halicarnaß hiebey zu Rathe gezogen hätte. So viel ist wol unstreitig aus den Alten gewiß, daß vor der Ankunft der Hellenen, einige andere Stämme, die von den Griechen (d. i. von den Hellenen) unter die Barbaren (d. i. unter die Völker, die nicht Hellenen waren) gezählt wurden, und unter welchen die Pelasger sich besonders hervorthaten, Griechenland zuerst, und zwar von Thracien aus, bevölkert haben. Insonderheit werden die Attiker aus Thracien hergeleitet. Nun wohnten freylich in Thracien (dem ersten Lande, das die aus Asien herübergehende Colonien betreten musten) vielerley Völker untereinander, nicht blos Geten allein, wie unser Verfasser immer unerwiesen voraussetzt. Aber wenn man noch andere Umstände, die sich klar aus den Alten darthun lassen, zu Hülfe nimt; so sieht man doch, daß die ersten Bewohner Griechenlandes Geten waren. Herr von Ihre rechnet diese Geten zu den Scythen: aber meiner Meinung nach gehören sie zum Stamme Javan, und ich halte sie für die Kithim oder Ketim des Moses, wie schon oben beyläufig gesagt worden. Diesen Getim oder Geten geselle ich auch noch die Dodanim des Moses bey, und halte sie beyde für die ersten Stämme, die Griechen-

land

land bevölkert haben: obwol hernach der gröste Theil von ihnen, bey der Ankunft der Hellenen, das ist, der Colonie des Hellen, eines Sohns des Deucalions und Enkels des Prometheus, folglich von Scythischer Herkunft, oder welches hier einerley ist, vom Stamme Magog, Griechenland verlassen, und sich anderswo, insonderheit in Italien, gesetzt haben. Man mag nun dem Systeme des Verfassers, der die ersten Bewohner Griechenlandes für Geten und Scythen ausgibt, folgen, oder meine Meinung, die ich noch erst zu beweisen habe, und anderswo auch beweisen zu können hoffe, für wahrscheinlicher halten; so wird doch bey der einen Meinung, wie bey der andern, begreiflich genug, woher die grose Aehnlichkeit zwischen der Griechischen und Gothischen, und vornämlich der Mösogothischen Sprache rühre: nichts von den Colonien der Griechen unter den Gothen zu gedenken, die zwar allem Ansehen nach keine Hauptänderungen in der Gothischen Sprache verursachet, aber doch einigen Einfluß auf diese Sprache gehabt haben mögen.

Da nun die Griechische und Getische Sprache Schwestern sind (obgleich nicht, wie der Verf. hinzusetzt, beyde auch Töchter der Scythischen Sprache); so läst sich das Getische oder Gothische mit ungemein glücklichem Erfolge und mit Zuversicht aus dem Griechischen erläutern: wie fast alle Seiten in dem Glossario des Verfassers zeigen. Aber nicht selten findet man auch, zur Wiedervergeltung, die verlohrnen Stammwörter der Griechen in der Gothischen Sprache: wovon der Verf. in seinen Fragmentis Vlphilanis Proben gegeben hat, denen er hier noch einige neue beyfügt.

Latei-

Lateinische Sprache. S. 23/29.

Der Verf. beweist zuerst, daß die lateinische und Gothische Sprache in der genauesten Verwandtschaft stehen, nur werden sie hier wieder nach dem falschen Grundsatze unrichtig Töchter der Scythischen Sprache genannt. Aus dieser Verwandtschaft wird hernach mit Recht geschlossen, daß man das Gothische aus dem lateinischen, und dieses aus jenem erläutern könne: so wie man das Hebräische aus dem Syrischen, Arabischen ꝛc. erläutert. Beyspiele von Wiederherstellung lateinischer Wurzelwörter aus dem Gothischen hat der Verf. schon in andern seiner Schriften gegeben: er fügt ihnen aber hier, als am eigentlichsten Orte, neue bey, die man mit Wohlgefallen bey ihm S. 26. und 27. nachsehen wird. Die Proben bestehen in einfachen, in zusammengesetzten und in abgeleiteten Wörtern, deren Wurzeln man vergeblich im lateinischen sucht. Auf gleiche Art hilft auch hinwiederum das lateinische zur Erläuterung des Gothischen, wie S. 28. durch einige Beyspiele gezeigt wird. Woher komt nun diese grose Verwandtschaft der beyden Sprachen? Dieß wird noch am Ende dieser Abhandlung untersucht. Die Haupturſache ist in den Pelasgischen Colonien zu suchen, die aus Griechenland zu verschiedenen Zeiten nach Italien abgegangen sind: erstlich unter der Anführung des Oenotrus aus Arcadien, daher die Aborigines Italiens: das zweyte Pflanzvolk bestand aus denen, die nach Vertreibung des letzten Pelasgischen Königs in Thessalien, des Grăcus, zuerst nach Epirus zu den Dodonäern (Dodanim beym Moses) und darauf nach Italien gezogen sind: die dritte Colonie führte Evander aus Arcadien dahin. Da nun

nun diese Pelasger einerley Herkunft mit den Geten oder Gothen hatten (nur muß man sie nicht mit dem Verf. von den Scythen herleiten); so sieht man leicht, woher die Verwandtschaft des lateinischen und Gothischen komme. Diesen fügt der Verf. noch, Colonien aus Germanien bey. Wenn er darunter eigentliche Teutsche versteht, so möchte ihm der Beweis schwer fallen. Doch er scheint Celten zu meinen, und alsdenn hat er meines Erachtens recht: nur hätte er die Celten, wie er thut, nicht von den Scythen ableiten sollen. Endlich trugen auch die Gallier oder Celten in Oberitalien das Ihrige mit zur Verwandtschaft der Sprache bey. Darf ich hierüber meine Meinung sagen, so stelle ich mir die Sache so vor. Italien und Teutschland wurden zuerst durch Gallier bevölkert: dieß sind die ersten und unvermischten Celten. Darauf kamen nach Italien Pelasger (von Javanischem Stamme) aus Griechenlande; und nach Teutschland aber theils Scythen oder eigentliche Teutsche, theils Slaven: wodurch die Gallier oder die alten und ersten Celten weiter nach dem von ihnen genanten Gallien sowol, als nach den Brittischen Inseln zu gehen veranlaßt worden sind. Das Nachrücken anderer unceltischer Völker brachte nach und nach verschiedene Vermischungen der Stämme zuwege, und daher kam es nach meiner Meinung, daß mit der Zeit die Sprache der ersten Celten oder Gallier, deren Ueberreste man noch jetzt in Irland und Schotland findet, den Mundarten der spätern oder mit andern vermischten Celten, die noch in Wales und Bretagne geredet werden, etwas unähnlich geworden ist. Sonst ist bekant, daß, um dieses noch hinzuzu-

setzen,

setzen, die Celten schon zu Herodots Zeiten in Spanien bis an die Säulen des Hercules, doch mit vielen untergemischten andern Stämmen, vorgerücket waren.

Mösogothische Sprache. S. 29 und 30.

Aus der Mösogothischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulphilas oder besser Wulphilas, deren Fragmente der aus Teutschland nach Upsala gekommene Codex Argenteus enthält, sieht man, wie die Gothische Sprache schon vor 1400 Jahren beschaffen war: ein Vorzug, dessen sich keine Europäische Nation rühmen kan. Hieraus erhellet zugleich die Wichtigkeit der Ulphilanischen Ueberbleibsel, um die sich unser Verfasser durch verschiedene Schriften so grose Verdienste erworben hat. Diese Ueberbleibsel stellen uns die Gothische Sprache schon im 4ten Jahrhundert nach Christi Geburt als eine ausgebildete und schöne Sprache dar: und der Verfasser schliest mit Recht daraus, daß die Gothen schon lange zuvor einen eingerichteten Staat gehabt haben müssen (Auch erhielten selbst die Griechen ihre ersten Weisen aus Thracien.).

Sehr angenehm ist die Nachricht, die der Verf. von der Beschaffenheit der Mösogothischen Sprache ertheilt. Er redet zuerst von ihrer Form. Sie hat 3 Conjugationen, und alles ist regulär, das einzige Zeitwort Gaggan ausgenommen, welches reden bedeutet. Sie hat nur 2 Tempora, das Praesens und Imperfectum (dieß möchte aber wol mehr ein Mangel, als eine Vollkommenheit seyn, aber es ist doch zugleich ein Beweis des Alters: denn je einfacher die Dinge dieser Art sind, desto älter sind sie). Sie

gebraucht den Dual, der sich aber hernach in ihren Schwestern und Töchtern, das Griechische ausgenommen, verlohren hat, oder vielleicht auch bey einigen nie da gewesen ist. Der Declinationen hat Herr von Ihre 36 herausgebracht: es sind nämlich so viel Flexionen, als Endungen, und alles ist regelmäßig, so daß man aus jedem Casu zum voraus den Nominativ zuverläßig errathen kan. Nicht so im lateinischen, wo man z. E. die Endung ex auf sehr verschiedene Art flectirt: Lex legis, Pellex pellicis, Supellex supellectilis, Senex senis etc. Die Adiectiva haben im Gothischen zwo Endungen, die eine von unbestimter, und die andere von bestimter oder emphatischer Bedeutung, z. B. gods heist gut, ἀγαθὸς, und goda der gute, ὁ ἀγαθὸς, von welcher Feinheit der Lateiner nichts weis. Die Gothen setzen, wie die Griechen, den Nennwörtern Artikel vor. Im übrigen überhaupt, und besonders im Syntax, ist im Gothischen fast alles, wie im Griechischen. Daher macht Gothisch und Griechisch nicht 2 besondere Sprachen, sondern nur 2 Dialecte einer einzigen Sprache aus.

Von der Materie der Gothischen Sprache. Diese Sprache ist nach dem Verfasser Scythischen Ursprungs, und die Griechische, Lateinische und Slavonische sollen ihre Schwestern seyn. Was hievon zu halten, wird aus dem obigen erinnerlich seyn. Die Gothische und Griechische sind allerdings Schwestern: die Lateinische ist zwar auch ursprünglich eine Schwester derselben, aber sie ist durch Vermischung mit der Celtischen etwas ausgeartet. Hingegen die Slavonischen Sprachen sind nur nahe Verwandtinnen.

Die

Die Materie der Gothischen Sprache besteht also erst aus griechischen und lateinischen Wörtern. Die Colonien der Griechen unter den Gothen und Scythen überhaupt, und sodann die Herrschaft der Römer über Mösien, wo die Gothen wohnten, die die Mösogothische Mundart geredet haben, verursachten Vermischungen der Sprachen, die es oft sehr schwer machen, zu bestimmen, ob ein Wort ursprünglich Gothisch, oder Griechisch, oder lateinisch sey. Auch Slavonische Wörter machen die Materie der Gothischen Sprache mit aus: denn die Gothen lebten zum Theil unter den Slaven, und hatten sonst wechselsweise Umgang, auch wol Krieg mit einander. (Nicht zu vergessen, was meiner Meinung nach eine Hauptursache der Verwandtschaft des Gothischen mit dem Slavonischen ist, daß Javan, von dessen Stamme die Gothen sind, und Madai, zu dessen Stamme die Slaven gehören, nach dem Moses verbrüderte Stämme waren.). Daher verdient der Wunsch des Verfassers alle Aufmerksamkeit, daß nämlich ein Kenner der Slavonischen Sprachen sich die Mühe geben möchte, sie mit der Mösogothischen zu vergleichen. Wachter hat hierin schon einen Versuch in der Dissert. de Lingua Codicis argentei gethan, aber er hat verschiedene rein Gothische Wörter zu Slavonischen gemacht, wie unser Verf. in seinen Analectis Ulphilanis zu zeigen bemühet war.

Aber die Hauptmaterie der Gothischen Sprache, das ist, die gröste Anzahl ihrer Wörter, ist einheimisch. Diese einheimischen Wörter von den fremden zu unterscheiden, dienen besonders die Angelsächsische, Allemannische, Isländische und die übrigen neuern ver-

wandten Mundarten: vornämlich aber die Angelſächſiſche und die Isländiſche oder altgothiſche Sprachen, die ihre alte Mutter, die Möſogothiſche, am wenigſten verläugnen.

Angelſächſiſche Sprache. S. 30 und 31.

Ob der Verf. mit Rechte behaupten könne, daß die Gothiſche Sprache ehemals die Mutterſprache des gröſern Theils von Germanien war, daran zweifle ich ſehr. Freylich ſo weit Gothen wohnten, redete man natürlicher weiſe Gothiſch: aber ſonſt überall redete man Teutſch und zum Theil Slavoniſch, alſo zwar nicht Gothiſch, aber doch Sprachen, die mit der Gothiſchen ungemein nahe verwandt ſind. Auch getraue ich mir nicht zuverſichtlich mit dem Verf. zu behaupten, daß die Angelſächſiſche Sprache eine Tochter der Möſogothiſchen ſey. Eher laſſen ſie ſich als 2. ſehr verwandte Dialecte betrachten. Ueberhaupt würde ich die erſten Sätze in dieſer Abhandlung ungefähr ſo ausdrücken: wie die Gothiſche Sprache im 4ten Jahrhundert beſchaffen geweſen, lehrt uns ein Dialect derſelben, die Möſogothiſche Sprache im Ulphilas: und wie ſie 400 Jahre hernach eingerichtet war; und welche Veränderungen ſie inzwiſchen erlitten, gibt uns einigermaſſen, doch nicht überzeugend, der Angelſächſiſche Dialect im Cädmon (Aelfred), dem älteſten Angelſächſiſchen Schriftſteller, zu erkennen. Beym Angelſächſiſchen muß überdieß meines Erachtens noch einige Rückſicht auf den Umſtand genommen werden, daß Aelfred für die von ihm angelegte Schulen die Lehrer aus Frankreich berufen hat. In dieſen Schulen bildeten ſich die Prediger,

und

und andere Gelehrte der Angelsachsen, welches nicht ohne beträchtlichen Einfluß des Fränkischen in die Angelsächsische Sprache, besonders in die Büchersprache der Angelsachsen (vermuthlich selbst auch in die Schriften des König Aelfreds selbst) geschehen konnte.

Von grosem Nutzen würde es allerdings seyn, wenn jemand, wie der Verf. wünscht, die 4 alten Sprachen, nämlich die Mösogothische, Angelsächsische, Allemannische und Isländische, synoptisch darstellen möchte, wovon schon Hickesius in seiner Angelsächsischen Grammatik eine Probe gegeben, auch findet man hier bey unserm Verf. ein Paar Verse aus dem Matthäus nach der Mösogothischen und Angelsächsischen Bibelübersetzung verglichen. Der Gebrauch des Angelsächsischen in der Untersuchung der Schwedischgothischen Sprache ist nach dem Verf. besonders darum wichtig, weil erstlich die Angelsächsische Sprache die älteste unter ihren Schwestern ist, und manches erhalten hat, das die andern verlohren haben: sodann weil die ersten christlichen Lehrer im Norden gröstentheils aus England waren: drittens weil die vornehmsten gerichtlichen Personen fast insgesamt Bischöfe gewesen: daher insonderheit die gerichtlichen Wörter und selbst die alten Gesetze der Schweden nicht ohne Nutzen mit den Angelsächsischen würden verglichen werden.

Allemannische, Teutsche und Holländische Sprache. S. 31-34.

1. Von der Allemannischen, d. i. der alten Hochteutschen Sprache. Ob die alte hochteutsche Sprache vom Verfasser mit Recht die Allemannische

konnte genannt werden, brauche ich nicht zu bemerken. Indessen lebten doch die ersten Schriftsteller, die wir haben, in Allemannien, aber freylich in einem meistens von andern Leuten als die waren, welche Clodovåus bezwungen hat, bewohnten Allemannien. Die ältesten vorhandenen Schriften in dieser so genannten Allemannischen Sprache sind aus der Mitte des 9ten Jahrhunderts und aus dem 10ten. Der Verfasser nennt sie, sie sind aber unter uns aus Schilters Thesauro bekannt genug. Bey der Anzeige der Eidesformel zwischen den Königen Ludwig und Karl ist dem Verfasser der Name des Kaiser Karls des Grosen zur Unzeit in die Feder gekommen. Die gedachten Könige Ludwig (der Teutsche) und Karl (der Kahle) waren bekanntlich Söhne des Kaiser Ludwigs des Frommen, nicht Karls des Grosen. Doch dieß ist eine Kleinigkeit. Noch Otfried klagt über die Unbeugsamkeit und unbändige Widerstrebung der Allemannischen Sprache gegen den Zwang der Grammatik. Der Verf. gibt von der Unregelmäsigkeit derselben einige Beyspiele, läst übrigens dahin gestellt seyn, ob die Unbeständigkeit in der Flexion von der öftern Veränderung der Wohnpläze oder von der Vermischung der Teutschen mit andern Völkern herrühre, und schliest zulezt daraus, daß auch um deswillen der Codex Argenteus, dessen Sprache so regelmäsig ist, keinen Franken zum Verfasser haben könne. (Aber Fränkisch und Allemannisch ist auch zweyerley: doch davon zu einer andern Zeit ein mehrers.)

So unbeugsam und unregelmäsig indessen die alte Teutsche Sprache ist, so befrägt sie doch der Gothische Wortforscher nicht ohne Nuzen. Denn auser-

dem

dem, daß Gothisch und Teutsch sehr verwandte Sprachen sind (wovon der Verf. nichts sagt, vermuthlich weil er es als bekannt voraussetzt), haben die ersten Lehrer des Christenthums in Schweden, die häufig aus Teutschland, wie aus England dahin giengen, viel eigenthümliches aus ihrer Sprache in die Schwedische gebracht. Hiernächst gieng um diese Zeit mit der Teutschen Sprache, wie mit der Angelsächsischen und den übrigen, eine grose Veränderung vor. Die gezwungenen wörtlichen Uebersetzungen lateinischer Schriften, die man zwischen die Zeilen des Grundtextes schrieb, und die Glossen über einzelne schwere Wörter gaben jenen Sprachen allmählich einen völlig Lateinischen Zuschnitt: machten den Gebrauch der Verborum auxiliariorum nothwendig, um das perfectum, plusquamperfectum, futurum u. s. w. wovon die alte Teutsche und Gothische Welt zuvor nichts wuste, auszudrücken: und eigneten endlich vielen Wörtern fremde Nebenbedeutungen, so wie sie dieses oder jenes lateinische Wort hatte, zu, wovon der Verf. einige Beyspiele giebt. Bey dieser Verwirrung der Sprachen schlichen sich auch in das lateinische selbst so wol fremde Wörter, als auch neue Bedeutungen alter Wörter ein, wie man aus des Dufresne Glossario Latinitatis medii aevi sehen kan. Um nun auf einen Blick die Aehnlichkeit der alten Teutschen Sprache und der Schwedischen übersehen zu können, so setzt der Verfasser aus Lucä I, 27. 28. 29. die Uebersetzung des Tatian und die Schwedische neben einander.

2. Von der Neuteutschen Sprache. Hier hätte ich gewünscht, daß der Verfasser das Hoch- und

Platteutsche gehörig unterschieden, und das eine, wie das andere, mit dem Schwedischen besonders verglichen hätte. Vorzeiten war die Aehnlichkeit zwischen dem Hochteutschen und dem Schwedischen so gros, daß, wie schon die vorhin aus dem Tatian beygebrachte Probe zeigt, beyde Nationen einander verstehen konnten. Jetzt ist der Unterschied ziemlich merklich (Verstehe in der Büchersprache, in welcher der Meißnische Dialect tyranniſirt; so daß die Niedersächsische Mundart ganz aus den Büchern verdrängt worden, und die übrigen hochteutschen Dialecte als Provinzial von ihrer Tyrannin geachtet werden. Sonst hört man so wol in Oberteutschland, als auch in den niederteutschen Ländern aus dem Munde gemeiner Leute, ja auch oft der Vornehmen manches gute und kernhafte alte Teutsche Wort, manche schöne oder nachdrückliche Redensarten, die unsere jetzige Büchersprache nicht kennt, oft verwirft, nicht selten aber mit Nachtheil entbehrt: die hingegen der Teutsche Wortforscher mit Vergnügen hört, oder zum Verständnis alter Schriften in den Glossarien nachschlägt, und nur bedauret, daß man dergleichen noch nicht von allen Gegenden Teutschlandes, so gut wie von Hamburg, von Bremen ꝛc. hat.). Bey dem allen sind sich doch das Teutsche und Schwedische noch ähnlich genug geblieben. Der Verfasser leitet dieses daher, weil erstlich in Schweden Könige von Teutscher Herkunft im 14ten Jahrhundert regierten, die mit einem zahlreichen Gefolge dahin kamen, da denn der Hof auch hierin zum Theil den Ton für das Land gab: zweytens weil häufig Teutsche Soldaten in Schwedische Dienste getreten, die hernach öfters im Lande geblieben sind.

Vor-

Vornämlich aber ist eine Haupturſache davon die gemeinſchaftliche Handlung mit den Hanſe-Städten, ſonderlich mit Hamburg und Lübeck. Auf dieſe Art verlohr die Schwediſche Sprache ihre alte Reinigkeit, und nahm viel Fremdes auf. Unter die Zahl fremder Wörter rechnet der Verfaſſer alle die Zeitwörter, die ſich im Schwediſchen von er, be, und bi anfangen, z. B. erſätta, erſetzen, ertappa, ertappen oder erlangen, befrynda, befreunden, bidraga, beytragen, und faſt unzählige andere. In Richey's Idiotico Hamburgenſi fand Herr von Ihre ſehr wenige Wörter und Redensarten, die das Schwediſche nicht auch hat. Den Unterſchied des Altſchwediſchen und des jetzigen unreinen Schwediſchen kan man ſehr leicht wahrnehmen, wenn man die alten Geſetze, die Königliche Unterweiſung oder Konunga Styrelſen und andere alte Schriften der Schweden mit der heutigen Sprache vergleicht. Er räth hiernächſt einem jeden, der die Schwediſche Sprache vollkommen lernen will, an, die alte Teutſche Sprache ſo wol als die Angelſächſiſche fleißig zu ſtudieren, und rühmt bey dieſer Gelegenheit Wachters Gloſſarium, bewundert auch, auſer andern, die Verdienſte Leibnitzens um die Etymologie.

3. Von der Holländiſchen Sprache. Hier iſt der Verfaſſer ſehr kurz, weil von dieſer Sprache eben das gilt, was er zuvor von der Teutſchen geſagt hat. Zuletzt lobt er noch Cornelii Kiliani *Duſlaei* Etymologicon Teutonicae Linguae, wiewol es, wie er dabey erinnert, mehr ein Wörterbuch, als ein Etymologicon iſt.

Isländische Sprache. S. 34 und 35.

Island ist bekannter massen erst im 9ten Jahrhundert entdeckt, und, welches wol zu merken, grösstentheils durch Norweger bevölkert worden. Da nun diese Insulaner von Fremden selten besucht worden sind, so hat sich unter ihnen die alte Norwegische Sprache meistens reiner, als in Norwegen selbst, erhalten. Einige Veränderungen, obwol nicht viele, hat sie dennoch erlitten. Das Isländische ist noch jetzt wenig vom Schwedischgothischen verschieden. Wie viel ähnlicher musten sie beyde einander vor 900. Jahren gewesen seyn? durch Vergleichung des Isländischen mit dem Codex Argenteus hat der Verf. gefunden, daß die Isländische Mundart nicht nur überaus viele Wörter, sondern auch die Einrichtung und das Eigenthümliche der Sprache des Codex Argenteus, kurz die Materie und die Form der Mösogothischen Mundart behalten hat. Das Isländische ist also für einen Schwedischgothischen Wortforscher von auserordentlich groser Brauchbarkeit: wie man denn in dem Glossario des Verfassers auf allen Seiten Gebrauch davon gemacht findet. Bey dieser Gelegenheit macht der Verfasser eine feine Anmerkung. Die Isländischen Dichter, sagt er, haben eine ganz eigene Schreibart: sie gebrauchen in ihren Gedichten nicht nur sehr viele alte vaterländische Mythologie, und eine Menge kühner und auf morgenländischen Schwulst hinauslaufender Allegorien, sondern auch sehr viele Wörter, die in der Prose nicht gebraucht werden können, und mit andern Gothischen Dialecten keine Verwandtschaft haben. Etwas

was ähnliches findet man auch bey den Angelsächsischen Dichtern.

Diese Bemerkung des Verf. sage ich, ist fein, und sie hat mir viel Vergnügen gemacht: aber die Ursache von dieser Einrichtung der Isländischen und Angelsächsischen Dichtersprache hat der Verfasser, meines Erachtens, nicht getroffen. Er meint, diese Dichtersprache wäre schon mit dem Horsa und Hengst nach England gekommen, oder, welches ihm einerley ist, Odin, der im Norden für den Vater der Skalden gilt, habe damit, als gleichsam mit poetischen Kunstwörtern, die er aus andern Scythischen Dialecten genommen, die Gothische Sprache ausschmücken und bereichern wollen. Allein so weit darf man diesen nordischen Dichtergeschmack nicht herholen. Man findet ihn ganz nahe, seit dem 11ten und 12ten Jahrhundert, in der dichterischen Manier der Provenzalen, die ihn ohne Zweifel von den Arabern in Spanien empfangen haben. Aus dieser morgenländischen Quelle ist alles, was man Gothisch und Scholastisch, in der Baukunst, in der Schreibkunst, in der Dichtkunst, in der Philosophie und Theologie ꝛc. nennt, zu uns gekommen, oder vielmehr das meiste ist an Ort und Stelle persönlich geholet haben. Und so holeten auch die Englischen, die Teutschen, die Isländischen Dichter auf ihren Reisen jene Arabisch-Provenzalische Dichtersprache, bis endlich dieser Geschmack im Lande selbst epidemisch war, und die Reisen nach Frankreich, Spanien und Italien entbehrlicher wurden. Wo ich nicht irre, so läst sich hieraus auch das höchste Alter, das die Gedichte Oßians und anderer seiner Landsleute haben können, bestimmen.

Zuletzt

Zuletzt äusert der Verf. noch den Wunsch nach einem reichern und vollständigern Lexicon der Isländischen Sprache, als man zur Zeit hat: bey welcher Gelegenheit die jetzt vorhandenen Hülfsmittel zur Kenntnis dieser Sprache kürzlich angezeigt werden.

Französische, Spanische und Italiänische Sprache. S. 35-39.

Allerdings läst sich auch aus der Französischen, Spanischen und Italiänischen Sprache manches zur Aufklärung der Schwedischgothischen nehmen.

1. Französische Sprache. Die ersten Bewohner von Frankreich waren Gallier oder Celten, und im Belgium liesen sich Teutsche nieder. Bey der Völkerwanderung setzten sich darin Franken, Allemannier, und Völker von Gothischem Stamme, Burgunder und Westgothen, feste. Auch die Einfälle der Normänner, und die Besitznehmung derselben von Neustrien, so von ihnen noch jetzt die Normandie heist, kommen hier mit in Anschlag. In einigen Gegenden ward selbst die Lingua Danisca (so hies bisweilen in alten Französischen Jahrbüchern die Sprache der Skandinavier) geredet. Zu merken ist hiebey, daß Ulphilas seine Evangelia westgothisch geschrieben. Daher haben die Franzosen ihre, von der Art der übrigen Europäer abweichende Rechtschreibung empfangen: von der westgothischen Manier rührt es her, daß sie ai wie e oder ä, ou wie u, au wie o, g und j zischend aussprechen. Eben daher haben sie, nach Art der Griechen, Artikel, verba auxiliaria etc. welches alles sie nicht von den Lateinern haben konnten, da diese dergleichen

nicht

nicht hatten. Avoir ist zwar von habere, aber j'ai, tu as, il a, und so auch bey den Spaniern yo he, tu has, aquel ha, sind vom Mösogothischen Zeitwort aigan herzuleiten, wo die 3. Personen des praesentis in der einfachen Zahl also lauten: Aih, aihs, aih. (Beyläufig läst sich auch aus dem bisherigen abnehmen, wie die alten Griechen αι, ου ꝛc. mögen ausgesprochen haben? Allem Ansehen nach, wie die Gothen oder Geten, das ist, nicht wie die Diphthongen der Griechen meistens heut zu Tage ausgesprochen werden z. E. αι, wie *ai*, sondern ᾱι wie å ꝛc.)

Zuletzt werden noch einige Französische Wörter aus dem Gothischen erklärt, mit Beziehung auf das Glossarium selbst, woselbst deren eine grösere Anzahl vorkomt. So viel sieht man indessen, daß die Franzosen für ihre Sprache noch mehr Nutzen vom Gothischen und Teutschen haben, als diese von dem Französischen.

2. **Spanische Sprache.** Sie ist zwar der lateinischen ähnlicher geblieben, als ihre Schwestern, die Italiänische und Französische; aber man findet demungeachtet noch sehr viel Gothisches in ihr, welches der Verfasser durch ein, zwey Seiten langes Verzeichnis verglichener Wörter aus beyden Sprachen darthut, und dabey den Wunsch äusert, daß jemand, der des Spanischen und Altgothischen kundig genug ist, die Vergleichung vollständig ausführen möchte.

3. **Italiänische Sprache.** Die ersten Bewohner Italiens waren nach dem Verfasser **Pelasger**, das ist, Scythen, und nachher auch **Celten** oder **Gallier**. Meiner Meinung nach verhielt sichs just umgekehrt:

Italien

Italien ward zuerst durch Gallier d. i. durch die ersten oder alten Celten, und hernach theils durch Pelasger, die aber bey mir nicht Scythen, sondern vom Javanischen Stamme sind, theils mit der Zeit auch im obern Theile von den jüngern Celten aus Gallien bevölkert. So verschieden ich auf diese Art vom Verfasser in dem Bevölkerungssysteme Italiens denke; so werden doch die Folgerungen, die aus beyden Systemen gezogen werden können, ungefähr einerley seyn: beyderseits folgt, daß Italien zuerst durch Nationen bevölkert worden, die sehr nahe und zum Theil die nächsten Verwandten der Gothen waren. Bey der Völkerwanderung liesen sich daselbst sowol Teutsche, als auch Gothen, und besonders die Ostgothen und Langobarden nieder.

Wie viel Gothisches indessen das Italiänische enthalte, kan ein dieser Sprachen kundiger leicht bemerken, wenn er *Ferrarii* Origines Italicas vor sich nimmt, welchem Schriftsteller es aber an nichts so sehr, als an Kenntnis des Gothischen gefehlt hat.

Ich wundere mich, daß der Verfasser hier die vierte Tochter der Lateinischen, die Wallachische Sprache vergessen hat. Sie kan an den Gothischen Wortforscher eben die Ansprüche machen, als ihre z. in dieser Abhandlung aufgeführte Schwestern. In der Wallachey, einem Theile des alten Daciens, wohnten ursprünglich Geten, und mit diesen haben sich zur Zeit der römischen Herrschaft römische Colonien vermischt, so wie vor und zur Zeit der Völkerwanderung Dacien immer der Ruheplatz der wandernden Völker war, von welchen doch manche Reste hier zurück geblieben

seyn

seyn mögen: so daß sichs mit Dacien in Ansehung der ersten und folgenden Bewohner fast durchgehends eben so verhielt, wie mit Gallien, Spanien und Italien.

Finnische und Lappische Sprache. S. 39, 41.

Mancher wird vielleicht über diese Rubrik bey dem Verfasser stutzen, da bekanntermassen die Finnische und Lappische Sprachen zwar unter sich nur zwo Mundarten einer einzigen Sprache ausmachen, aber von der Schwedischgothischen Sprache beynahe so weit abgehen, als Spanisch und Arabisch. Ich gebrauche mit Fleis diese Vergleichung, weil sich der Verfasser wegen dieses Artikels ungefähr auf eben die Art rechtfertigt, wie sich einer rechtfertigen müste, der in dem Proömium zu einem Spanischen Glossarium eine Abhandlung über die Arabische Sprache einrücken wolte. So fremd Arabisch und Spanisch einander an sich sind, so läst sich doch das Arabische mit dem Spanischen darum vergleichen, weil die Araber lange Zeit in Spanien geherrschet haben. Unser Verfasser weis es wol, und sagt es auch gleich Anfangs ausdrücklich, daß Finnisch und Schwedisch zwo verschiedene Sprachen sind; aber das hindert nicht, sie mit einander zu vergleichen, da, wie er mit Leibnitzen und andern annimmt, vor der Ankunft des Odins (warum nicht lieber überhaupt der Gothen?) die Finnen und Lappen in Schweden wohnten, und zwar die ursprünglichen und ersten Bewohner desselben, so wie auch von Rußland vor der Ankunft der Slaven waren.

Was der Verfasser hierauf von der Herkunft der Finnen von einem Sarmatischen oder Hunnischen Stam-

Stamme sagt, darin hat er meinen Beyfall nicht. Man sieht wol, daß er bey den Hunnen an die Ungarn denkt; aber daß Hunnen und Ungarn eins sind, ist noch nicht erwiesen: ob es wol richtig ist, daß Finnen und Ungarn zu einem und eben demselben Völkerstamme gehören. Dieß beweist die Sprache der Finnen und Ungarn ganz deutlich, wovon auch der Verfasser eine ziemliche Anzahl von Wörtern zum Beyspiel angeführt hat. Ein reicheres und auch auf andere Finnische Dialecte sich erstreckendes Verzeichnis von Wörtern habe ich Gelegenheit gehabt, in dem Vocabulario MS. des Herrn Prof. Fischers zu Petersburg, das jetzt das historische Institut zu Göttingen als ein sehr angenehmes Geschenk dieses gelehrten Mannes besitzt, nachzusehen; wie denn auch Herr Fischer in einer seiner Abhandlungen, die vor kurzem unter dem Titel: Quaestiones Petropolitanae zu Göttingen herausgekommen sind, die genaue Verwandtschaft der Finnen und Ungarn (nicht der Hunnen) aus der Uebereinstimmung ihrer Sprachen erwiesen hat.

Die Finnische Sprache, sagt der Verfasser S. 40, hat viel Wörter mit der Mösogothischen gemein: richtig. Aber wozu braucht er, um dieß begreiflich zu machen, erst die Nachbarschaft von Ungarn und Mösien zu Hülfe zu nehmen: da die Finnen nie so weit unten im Süden Europens gewohnt haben, sie müsten denn zum Stamme Tiras beym Moses, der etwa zu den Zeiten Mosis um den Fluß Tyras oder Dnester herum seinen Sitz hatte, gehören. Man kan aber das, was der Verf. von der Uebereinstimmung des Gothischen und Finnischen in einigen Wörtern sagt, näher haben. Herr von Ihre hat ja oben selbst behauptet, daß die Finnen

die

die ursprünglichen Bewohner von Schweden waren, und daß sie erst mit der Zeit durch die Gothen des Odinus weiter nach Norden verdrängt worden. Ist dem so, so solte ich denken, daß hieraus allein schon der Gebrauch der Wörter, die die Finnen mit den Gothen gemein haben, begreiflich gemacht werden könnte.

Sonst ist es, wie der Verf. versichert, und man ihm auch gerne zuglauben wird, oft schwer zu bestimmen, ob die Wörter, welche die Gothen und Finnen gemeinschaftlich besitzen, von den Finnen zu den Gothen, oder von diesen zu jenen gekommen sind? Manchmal kan eines wie das andere geschehen seyn: wovon der Verfasser selbst nun die Ursache darin sucht, daß die Finnen die ersten Einwohner von Schweden waren. Daß aber auch im Finnischen ursprünglich Gothische Wörter sind, hält er darum für richtig, weil die nämlichen Wörter auch im Isländischen gefunden werden. Ein beygefügtes Verzeichnis neben einander gestellter Finnischer und Isländischer Wörter, die einerley sind und einerley bedeuten, setzt dieses auser Zweifel. Aber manche Aehnlichkeiten von dieser Art mögen, wie ich glaube, so wie hier, also auch sonst, zuweilen nur Ueberbleibsel der ersten Sprache des menschlichen Geschlechts seyn.

Ueberdieses, wie der Verf. gegen das Ende dieser Abhandlung bemerkt, lassen sich auch verschiedene Namen der Dörfer, Seen, Flüsse und Berge in Schweden nicht anders, als aus der Finnischen und Lappischen Sprache erklären, wie derjenige finden wird, der sich die Mühe gibt, eine Untersuchung hierüber anzustellen. Herr von Ihre wünscht zuletzt, daß jemand

ein Gloſſarium Fennonicum verfertigen möchte: welches in vielem Betrachte nützlich, und den Schweden inſonderheit dazu dienlich wäre, um zu ſehen, was ſie den Finnen an Wörtern abgegeben, und was ſie dagegen von dieſen wieder zurück empfangen haben.

Jetzt folgt mit S. 41. der zweyte Abſchnitt des Proömiums, er leidet aber keinen Auszug. Der Verf. zeigt hier, wie Schwediſchgothiſche Wörter aus andern Mundarten und Sprachen gebildet worden ſind. Er folgt darin der Ordnung der Buchſtaben. Zuerſt iſt allemal mit ein paar Worten die Regel angezeigt, nach welcher Buchſtaben bald vorgeſetzt, bald gegen andere ausgetauſcht, bald weggeworfen oder auch verſetzt werden u. ſ. w.; und hernach folgt allezeit eine ganze Reihe von Wörtern, die nach einer ſolchen Regel gebildet worden, und als Beyſpiele dienen können.

So weit das Proömium. Die bisher aus demſelben mitgetheilten Auszüge werden meines Erachtens jeden leicht in den Stand ſetzen, von der Einrichtung und Methode des Gloſſariums ſelbſt ſich einen hinlänglichen Begriff zu machen: wie denn auch der Verfaſſer das Proömium in der Abſicht vorangehen laſſen, um ſeine Art zu etymologiſiren zu erläutern, und zugleich zu rechtfertigen. Gern wolte ich aus dem Gloſſarium ſelbſt einige Proben mittheilen, aber es iſt ſolches unmöglich, wenn ich nicht auf eine unverantwortliche Art weitläuftig ſeyn wolte. So viel kan ich überhaupt verſichern, daß der Verf. alles geleiſtet hat, was man von einem ſo ſcharfſinnigen, gelehrten, beleſenen und unermüdeten Manne, als Herr von Ihre iſt, nur immer erwarten konnte. Sehr viele ſeiner Etymologien

ſind

sind ungezweifelt gewiß: andere erreichen einen gewissen, bald höhern, bald niedrigern Grad von Wahrscheinlichkeit: einige bleiben auch nur in den Grenzen des Muthmaßlichen zurück. Doch man kennet schon die Einrichtung guter Glossarien, unter welchen des Herrn von Ihre seines gewiß einen der obersten Plätze verdient.

10.

Io. Brunatii Chartarum Coenobii S. Iustinae Explicatio. Patavii MDCCLXIII. ex Typographia Conzatti Superiorum permissu 4. S. 158. mit Kupfern.

Der Ruhm des Klosters S. Justina in Padua, daß allda das beste und reichste Archiv aufbehalten werde, hat uns veranlaßt dieses Buch zu verschreiben. Herr Abt Brunacci, der durch sein Buch von den Paduanischen Münzen sich hervorgethan hat, ist wegen seiner Uebung und Erfahrung in diplomatischen Studien in Italien so berühmt, daß wir dieses als die zwote Ursache einer Begierde, seine Werke näher kennen zu lernen, ansehen können. Er hat aber eine Schreibart, die in Italien die einige in ihrer Art ist, sie ist schwer, verschraubt, oft abgebrochen, ohne sichtbare Ordnung. Es kostet also Mühe und Geduld, wenn man ihn mit Nutzen lesen will, aber seine Leser finden doch allemal etwas gründliches.

Diese Abhandlung ist dem Herrn Bischof Johann Augustin Gradenigo von Chioggia zugeschrieben, welcher aus dem nämlichen Benedictinerorden Cassinensischer Congregation ist, von welchem die Mönche zu S. Justina sind, und sich ebenfalls durch seine Diplomatische Untersuchungen Ehre erworben. In dieser Zueignungsschrift rühmt sich Herr Brunacci, daß er unter dem Schutz des Herrn B. Gradenigo das Archiv von S. Giorgio Maggiore zu Venedig so wie das Archiv von Castello durchsucht, und in 5. Monaten aus denselben fünfhundert alte Pergamenurkunden vom eilften und zwölften Jahrhundert, meistens von ihren Originalien abgeschrieben. Hierzu kam hernach noch das Archiv von S. Justina, welches dem B. schöne Entdeckungen gewährte, wovon wir hernach sprechen wollen.

Die Zierrathen dieses Werks bestehen in Kupfern. Das erste Kupfer stellt den ersten Plan des Klostergebäudes vor, welcher mehr Symmetrie hat, als der jetzige ohne Geschmack verkünstelte Bau anzuzeigen scheint. Das zweyte entwirft den Riß vom alten Theater von Padua, in den Urkunden Zairo genannt, ganz nach diesen Urkunden gezeichnet. Das dritte führt den Stein des Opilio an, der in der Paduanischen Geschichte zu so vielen Betrügereyen Anlaß gegeben. Das vierte ist auf dem Titelblatt, und stellt die h. Justina vor. Sie erscheint mit der Krone auf dem Haupte und dem Apfel in der Hand. Dem Herrn Br. ist es hauptsächlich um die Form der Buchstaben zu thun, um zu erweisen, daß diese Arbeit aus dem XII. Jahrhundert herrühre. Der h. Prosdocimus, der diese Kirche erbaut, ist am

Ende

Ende vorgeſtellt. Zwo Münzen von den Carrigeris ſind ganz neu. Zwo bleyerne Bullen, auf deren einer Seite das Wapen des Hauſes Gradenigo ſteht, beweiſen das Daſeyn dieſes Wapens im XV. Jahrhundert und Herr Br. macht den beſten Gebrauch von ſolchen Sigillen. Ueberhaupt erwählt er dieſe Methode, keinen einigen Satz in der Geſchichte von Padua anzunehmen, den er nicht mit einer noch nie herausgegebenen Urkunde beleuchtete. Wir wollen davon in einem kurzen Auszuge Beyſpiele geben.

1. Das Kloſter der h. Juſtina war ſchon zu den Zeiten der Longobarden vorhanden. Den Beweiß gewährt eine im Kloſter vorhandene Urkunde, die über tauſend Jahre alt iſt. Dieſelbe beſagt, daß excellentiſſimus rex Flavius Ildebrandus a jure ipſius monaſterii poſſeſſiones ac terras penſionis nomine detinuit. Dieſe Worte läßt Herr Br. ſo wie ſie lauten. So bald er aber dieſe Penſion erklären ſoll, ſo entſcheidet er nichts, weil die Urkunde nichts entſcheidet. Entweder kan Ildebrand pacto penſionis Kloſtergüter an ſich gebracht, oder er ſeine Güter dem Kloſter geſchenkt und ſich vom Kloſter ausbedungen haben, daß ſie ihm unter einer gewiſſen Penſion gelaſſen werden ſolten. Das letztere iſt nach den damaligen Zeiten wahrſcheinlicher. Herr Br. aber entſcheidet doch nichts, weil die Urkunde nichts entſcheidet. Wir hätten hier gewünſcht, daß Herr Br. nur ein kleines Muſter von der Schrift dieſer Urkunde nach der Methode des Abts Lami in Florenz hätte in Kupfer ſtechen laſſen.

2. Die Urkunde dieser Ildebrandischen Schenkung wird durch eine Bulle des P. Gregorius IV. bestätigt. Wider diese Bulle haben Petz und Muratori viele Einwendungen gemacht, und Herr Br. gesteht, daß das Kloster die Urschrift nicht habe, wohl aber zwo Pergamene als Abschriften besitze. Beyde nennt er (S. 7.) in totum ineptissimas; denn eine Abschrift ist vom XII. die andere vom XIII. Jahrhundert, zu welcher Zeit Gregorius IV. diese Güter unmöglich bestätigen konnte. Hingegen behauptet er doch (zum Besten des Klosters) eas in suis partibus esse bonas, und die Abschreiber haben nur das, was vorhanden gewesen, gesammlet, damit diese Denkmale nicht zu Grunde giengen. H. Br. nimmt also alle Zusätze hinweg, und bringt die Bulle Gregorius des IV. heraus. Wir bergen nicht, daß uns hier doch noch in der Einkleidung dieser Bulle einige Zweifel übrig geblieben. Wenigstens wird dieser Beweiß niemals zur ersten Classe von diplomatischen Beweisen können gerechnet werden.

3. Die Macht und das Ansehen des Klosters erhellt aus dem Instrumente des Bischofs Rorigo vom J. 874. Auch diese Urkunde ist wegen einiger Ausdrücke angefochten worden. Rorigo oder Rorius stiftete einen Hospital, unter der Bedingung, daß der Abt Christian von S. Justina und seine Nachfolger eine gewisse Anzahl Arme gegen gewisse Stiftungen für das Kloster verpflegen und erhalten solten. Da diese Urkunde bisher noch nicht gedruckt war, so liefert sie Herr Br. ausführlich, nebst den Unterschriften des Bischofs und des Advokaten Ercomarius u. a. Hätte es doch

dem

dem H. Abt gefallen, nur eine kleine Probe dieser Schrift in Kupfer stechen zu lassen.

4. Sind die Urkunden des Opilio vom J. 928 ächt? und haben sie eine beweisende Kraft in der Paduanischen Geschichte? Mit dieser Untersuchung giebt sich der H. V. viele Mühe. Die gleichzeitige Schriftsteller gedenken ihr nicht. Der nächste, der sie berührt, ist der Verfasser der Lebensbeschreibungen der h. Justina und des h. Prosdocimus — ein Schriftsteller, der die Sache nicht verstand und alles unter einander warf (S. 21.). Andere nach ihm irrten mit ihm. Zu unsern Zeiten hätten Mabillon, Tillemont, Petz, Beretti, Bacchini, Fontanini, Muratori merken sollen, wie falsch die Vermuthungen der Paduaner gewesen. Sie merkten es aber nicht, und irrten mit den Paduanern, ob sie wohl der H. V. mit grosser Bescheidenheit entschuldigt. Der Streit war, ob die von den obengedachten Diplomatikern angeführte charta donationis Opilionis ächt sey. Diese setzt Br. einstweilen auf die Seite, findet aber in dem Archiv von S. Justina eine ganz neue Chartam locationis, welche bisher noch keiner gesehen hatte. Er prüft sie, und findet, daß sie vom Anfange des zehenden Jahrhunderts sey. (Warum macht er doch seine Leser nicht so glücklich, nur eine Probe in Kupfer zu sehen, damit sie seiner Prüfung mit völliger Ueberzeugung folgen können. Wäre es hier nicht gedoppelt nöthig gewesen, da er doch auf eine Vergleichung mit andern Originalurkunden dringt: Chartae similes huic nostrae cum se produnt, eas existimamus originales: hoc enim judicium sibi volunt earum signa, modi, partes.) Nun

vergleicht er die a) chartam donationis mit der b) charta locationis. Er findet in der Natur der damaligen Verträge mit den Klöstern eine glückliche Uebereinstimmung. Opilio a) schenkte, und b) empfieng wieder. Ante donationem possidebant tanquam domini. post eam retinebant ut vectigales. Weil nun die Schenkung vorausgeht, so untersucht er zuerst das Schenkungsinstrument des Opilio. Dasselbe ist gedoppelt: In beyden findet er die Urkunde nach den Jahren eines Kaiser Constantins bezeichnet. (Auch hiebey läßt sich in der Geschichte noch etwas weiters gedenken, wenn man den Fontanini gelesen hat.) Er sucht in den Urkunden nach, welche offenbar vom Anfang des X. Jahrhundert sind, was dies für ein Kaiser Constantin sey. Er findet, daß es Constantin Porphyrogeneta ein Sohn des Leo ist, von dem die Italiänische Schriftsteller von Ober- und Unteritalien so vieles melden. Er war in dieser Gegend bekannt. Davon zeigt Dandulus. Bey gerichtlichen Verträgen wurden in Venedig die Namen der Griechischen Kaiser vorgesetzt. Davon zeugt in der Anwendung auf gemeldten Constantin eine Urkunde bey Cornaro. Andere Urkunden von Constantins Enkel bringt er aus den Archiven von Chioggia und Castello bey. Vom Porphyrogeneta aber bringt er noch 12. Urkunden bey. Alle sind in Alarino, Benevent, Neapel, Capua gegeben, alle setzen einen ungewissen Anfang seiner Regierungsjahre.

Alle diese Vordersätze wendet er auf seine Urkunde an, die er untersucht, und findet sie mit derselben übereinstimmend. Opilio schenkt dem Kloster Güter im Gebie-

Gebiete von Bologna Auch hier hätten wir gewünscht, daß die Erdbeschreibung von Italien in den mittlern Zeiten etwas mehr aufgeklärt worden wäre, weil Beretti noch bey weitem nicht alle Schwierigkeiten, welche in den Diplomen Italiens vorkommen, berichtigt hat. Herr Lami hat vom Gebiete von Florenz einen glücklichen Versuch gemacht, und gezeigt, was man in dieser Sache leisten könne.

Muratori wandte aus Gelegenheit der Schenkungen des Opilio im Bologneser Gebiet ein, daß diese Urkunde sich solcher Formeln bediene, welche in der Stadt und im Gebiete von Padua gar nicht gewöhnlich waren. H. Br. antwortet, so habe sie doch Formeln, die in andern Provinzien, besonders im Exarchat, worzu Bologna gehörte, gewöhnlich waren. Daß nun diese Formeln: non adeundum judicium, non supplicandum principibus, neque per ecclesiasticam interpellationem, in andern Urkunden von Ravenna und Rom von eben diesen Zeiten vorkommen, wird durch eine Menge Beyspiele erwiesen. Gleiche Formel findet er in Mayländischen, Pistojeser, Seneser Urkunden. Nur die Venetianische nimmt er aus. Denn natürlicher Weise war diese Formel keinem Staate weniger anständig als dem Venetianischen.

Einen andern Unterscheid zwischen beyden Urkunden übergehen wir. Herr Br. hat überhaupt sehr viele Gelehrsamkeit in Entwicklung der dunkelsten Umstände gezeigt. Das Resultat aller Beweise ist endlich dieses: Opilio war ein kaiserlicher Patricius, ein Griech, der sich einen Römischen Patricius mit gleichem Rechte nennt, mit welchem die Griechische Kaiser sich Römi-

sche Kaiser nannten. Er wurde mit Truppen, besonders mit Armenischen Völkern nach Italien geschickt, kam vermuthlich, denn dies sagt die Urkunde nicht, nach Rom, und ließ hier das Schenkungsinstrument aufsetzen. Es haben also diese Urkunden alle Kennzeichen, daß sie ächt sind und die Schwierigkeiten, die Muratori am Ende findet, sind nicht so stark, daß sie verdächtig werden könnten, weil eine genaue Kenntniß des Jahrhunderts alle Umstände derselben sehr leicht entwickelt. Noch überdies hält er sie für Originalurkunden, welche von der Hand des Opilio selbst unterschrieben sind. Uns gieng ein Umstand bey, den der Herr Abt nicht erklärt hat, und das vielleicht doch noch mehr Licht aus Griechischen Schriftstellern dieser Zeiten hätte erhalten können. War Opilio ein kaiserlich Griechischer Patricius, warum ist das Instrument lateinisch? Darauf antwortet er S. 46. das wisse er nicht. Wie kommt es, daß er so viele eigene Güter in Italien bey Bologna hat? Der Recensent sieht die Möglichkeit leicht ein, daß ein kaiserlicher Patricius Güter, viele Grundstücke in Italien sich erwerben konnte: Waren es nun Italiänische Grundstücke, warum solte er sich nicht vorzüglich der Lateinischen Sprache bedient haben?

Diese historische Untersuchung ist ein Beweiß von der Geschicklichkeit des Herrn Verfassers, die dunkelste Urkunden zu beleuchten. Man bewundert seine Fertigkeit und Erfahrung in diesem noch nicht genug bearbeiteten Felde.

6. Mit gleicher Gründlichkeit beleuchtet er eine Urkunde vom J. 971. von einem gewissen Gauslinus, der das von den Hungarn zerstörte Kloster wieder aufge-

aufgebaut. Den Beweiß theilt er in seine Theilsätze. Erstlich thut er aus Urkunden dar, wie viel Unheil die Ungarn in der Gegend um Padua angerichtet, wovon wohl dieses für die Geschichte ein groser Verlust ist, daß sie die meiste Klosterarchive verbrannt. Hernach erweißt er, daß sie auch das Kl. S. Justina verbrannt. Drittens daß der Bischoff Gauslinus das Kloster neu aufgebaut, nicht aber der erste gewesen, der den Mönchen diesen Ort angewiesen, wie Muratori glaubte. Daß aber monasterium facere die Bedeutung von der Wiederherstellung eines Klosters habe, davon führt er unendliche Beyspiele an, und die Formeln aus dem mittlern Zeitalter sind ihm so bekannt, als einem andern die Formeln der guten Latinität, geläufig sind. Viertens thut er mit glaubwürdigen Beweisen aus unwidersprechlichen Urkunden dar, daß damals in den Klöstern eodem tecto masculi ac foeminae ad servitium Dei continerentur. (S. 76.) Männer weyheten und übergaben sich den Weiberklöstern, Weiber den Mannsklöstern. Beyde versprachen, wie der Verf. wieder aus einer Menge Formeln darthut, entweder oblationem sui, oder obedientiam, oder servitium oder perpetuitatem propositi oder nomen monachicum oder habitum monachicum. Weil diese historische Entdeckung in Italien einige Bewegung gemacht, so wollen wir hier die Worte des Verf. beybehalten: Additi viri foeminis, et additae foeminae viris eodem claustro, altera pars alteri bona fuit: cultum Dei, mores honestos, domesticas opes invicem curabant: foeminae viris et viri foeminis uno loco fraterna velut

aequa-

aequalitate cenſeri. — Viri foeminae ſimul uno concilio, voto, conſenſu negotia communitatis adminiſtrabant. Daß aber auch Aebtißinnen und Nonnen damals frey auf dem Lande herum gereißt, iſt eine bekannte Sache, die ein jeder, der Italiäniſche Urkunden kennt, aus der Erfahrung wiſſen muß. Wie viele Aergerniſſe daraus entſtanden, und was dieſer Umgang für gefährliche Folgen gehabt, verſchweigt der Verf. eben ſo wenig. Er bringt ungedruckte Zeugniſſe aus dem Archiv des Kloſters S. Giorgio Maggiore ſelbſt bey. Er iſt aber auch ſo freymüthig, von den Camaldulenſern, welche ſich dieſer Entdeckung widerſetzt haben, zu ſagen, daß ihm einer eingeſtanden, ſe ſcripſiſſe, coactos. (S. 92.) Es ſcheint faſt, daß Herr Br. über dieſen Widerſpruch ſehr bös iſt. Er wiederholt es alſo noch einmal aus dem Geſtändniſſe der Biſchöffe von Padua ſelbſt: Tam familiariter agebant, ut abbatiſſa frequens pareret, ut ſorores uterum continuo geſtarent, ut notoria prolis intra monaſterium ſuſceptio fieret.

7. Bey der Schenkung des Biſchofs Urſo vom J. 1014, welche, wie es heißt, pro — Imperatore noſtro Henrico, pro Ducibus et clero populoque geſchehen, findet der Verf. die Schwierigkeit, daß ſie vom 2. Februar iſt, zu welcher Zeit Heinrich noch nicht Kaiſer war.

In Oberitalien findet man dieſes öfters in Urkunden, daß die Notarien den König der Lombardie Kaiſer nennen.

8. Bey

8. Bey dem Schenkungsbrief des B. Burchards vom J. 1034. erklärt er das in Urkunden vorkommende Quaranteſima, quartiſia, decima et quarta, eine Art von Zehenden, den die Prieſter von Padua wohl verſtehen, (earum ſe profitentur callidiſſimos).

9. Die Reiſe des P. Leo IX. nach Ungarn zum Beſten des Kaiſers wird aus Paduaniſchen Urkunden erwieſen. Die Päbſtliche Formeln von Ungarn in ſervitium S. Petri ſind aus dem Kollarius bekannt. Daß man dieſe Reiſe des Pabſtes auf das Jahr 1052 ſetzen müſſe, wird weitläuftig dargethan. Nachdem er die teutſche Reiſe dieſes Pabſtes, ſeine Schlacht mit den Normannen, ſeine Gefangenſchaft in Benevent berichtigt, macht er eine diplomatiſche Beobachtung über eine Bulle dieſes Pabſtes, welche er eben deswegen für verfälſcht ausgiebt, weil ſie das Datum hat. Einige päbſtliche Befehle haben die Indiction nicht, ſondern andere Formeln. Einige haben die Indiction ohne die andern Formeln. Zuweilen wird der Ort weggelaſſen, zuweilen iſt er da. Aliud in his abundat, aliud autem deeſt. S. 124.

S. 126. giebt er uns eine angenehme Nachricht, er habe ſchon lange einen diplomatiſchen Codex bey ſich bereit liegen, ſi caetera vel ceteri mihi meaeque diligentiae reſpondeant, ut decet. Wir wünſchen die Ausgabe dieſes Werkes bald zu ſehen, weil wir wiſſen, daß in Padua noch ſo viele Denkmale für unſere teutſche Geſchichte verborgen liegen.

Aus einer Urkunde des B. Ulrichs vom J. 1064 lehrt er, daß man aus solchen Schenkungs- und Bestätigungsformeln nicht allemal die Wahrheit einer Begebenheit erweisen könne, weil jene allzufrey von andern abgeschrieben werden. Eine Regel zur Vorsichtigkeit, welche in diesen Zeiten wohl beobachtet werden muß!

Die Güter des Kl. S. Justina nahmen immer zu. Diese Mönchen bekamen einen Theil von Lignaro in der Grafschaft Sacco, und wurden uneingeschränkte Herrn davon. Herr Br. schließt mit einem Placito kaiserlicher Richter. Denn es ist unstreitig, daß die Kaiser ihr Recht über Padua ungekränkt ausgeübt. Ein besonderes Recht derselben in dieser Urkunde scheint uns das kaiserliche Recht über die Theater zu seyn.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Gelehrter, wie Brunacci, sich entschliessen möchte, ein Sammlung der Paduanischen Geschichtschreiber herauszugeben. Er schmeichelt uns mit dieser angenehmen Hofnung, und hierdurch würde das Verlangen des Molino endlich einmal erfüllt. Uns dünkt er viele kritische Kenntnisse zu besitzen, welche dazu unentbehrlich sind. Die Geschichte unserer teutschen Fürsten müßte dabey gewiß etwas gewinnen.

II.

Della B. Beatrice d'Este etc. vita antichissima ora la prima volta publicata con dissertazioni dell' Abbate Brunacci. In Padova MDCCLXVII. nella Stamperia del Seminario. con licenza de' Superiori. gr. 4. S. 198.

Uns ist es in diesem Buche viel weniger um die Lebensbeschreibung einer Heiligen zu thun: denn diese überlassen wir gern den Bollandisten zu ihrem Gebrauche. Wir fanden aber so viele Entdeckungen von der Geschichte des Hauses Este darinnen, daß wir es der Mühe ohnerachtet, welche die Schreibart des Herrn Abts Brunacci verursacht, gern lasen. Die Geschichte der Heiligin macht nur wenige Blätter aus, hingegen sind die Brunacciſche Untersuchungen die Hauptsache.

Das erste Capitel handelt von den Voreltern der Beatrix von Este und von den Stammvätern dieses Hauses. Der Stifter des Hauses ist Adelbert oder Azzo, der den Titel eines Markgrafen hatte. Er und seine Voreltern besassen Güter in der Lombardie, in Ligurien und in Toscana. Wenn dieses Geschlecht die Benennung von Este angenommen, darüber wurde lang gestritten. Muratori fand sie erst um das Jahr 1171. Herr Brunacci hingegen fand im Archiv von S. Bonifacio in Padua eine Urkunde K. Friederichs I. vom

J. 1165.

J. 1165. allwo sich Obizo und Bonifacius schon als Markgrafen von Este unterschrieben: Der Sächsische Annalist, den Leibniz in seiner Einleitung zum dritten Band Rer. Brunf. anführt, nennt diesen Adelbert einen Markgrafen der Lombardie von den Castellen Calim und Estin (d. i. Este und Calaone.) denn es gab damals in der Lombardie viele solche Markgrafen. Adelbert aber unterschied sich von andern durch sein festes Schloß Calaone und Este.

Azzo hatte zwo Gemahlinnen, die eine aus einem alten teutschen Hause, die andere aus einem französischen Geschlecht. Er hinterließ von beyden drey Söhne, wovon sich einer in Frankreich, einer in Teutschland, der dritte in Italien festsetzte. Er kam gegen die Helfte des eilften Jahrhunderts in der Gegend von Este an, und starb im J. 1097. in einem Alter von mehr den 100. Jahren. Sein Sohn Folco setzte den Italiänischen Stamm fort, zeugte den Obizo, dieser den Azzo und dieser wieder einen Azzo den Vater der h. Beatrix von Este.

Auf die Bestimmung des Lebensanfangs des Obizo komt nach Herrn Br. viel an. Er hinterließ Enkel und Urenkel bey seinem Tode, welchen in der Geschichte ihre Stelle angewiesen werden muß. Es wird also Muratori hier häufig verbessert. Folco starb im Dec. 1128. Seine Gemahlin 1115. Obizo, der fast das ganze zwölfte Jahrhundert durchlebte, starb 1193. den 25. Dec. Dieses ist nunmehr historisch gewiß. Obizo sahe das Glück seines Hauses mit seiner Gemahlin Sophia, und bleibt einer der angesehensten Markgrafen von Este.

Azzo der Sohn des Obizzo hatte 2 Kinder, einen Sohn Azolino und eine Tochter Agnes. Diese heirathete in das Haus von Onara den Ezzelin II. zugenant den Mönchen, starb aber an der Geburt. Azzo III., oder Azzolina, zum Unterschied von seinem Vater also genant, nahm das Castell Fratta ein, und wurde in einer Fehde mit den Veronesern gefangen. Seine erste Gemahlin war Sophia † 1202. Auf diese Weise wird nun Muratori aus neuen Diplomen verbessert.

Azzolino hatte drey Gemahlinnen: 1) Eine Tochter des grosen Ildebrandino von Toscana und Schwester eines andern Gr. Ildebrandino von Toscana, die 3200. Pfunde Morgengabe zubrachte, und von welcher der Name Ildebrandino in das Haus von Este übergetragen wurde. 2) Eine Tochter des erlauchten Grafen von Savoyen, welche als eine besonders reiche und vornehme Prinzeßin 5000. Pfund Morgengabe erhielte. 3) Eine Tochter Rinalds, Fürsten von Antiochien, welche 2000. Mark Silber Morgengabe erhielte. Diese Sätze erweißt der Herr Verf. aus dem Testamente des Obizzo, und in diesen Entdeckungen übertrift er den Muratori allemal.

Im II. Cap. macht der Herr Verf. eine Ausschweifung von den Aldobrandinern, welche in einigen Urkunden vom J. 1163 bis 1213. Grafen, in andern Pfalzgrafen von Toscana heissen. Denn im XI. Jahrhundert hatten noch andere Familien die Würde der Pfalzgrafen, im XII. aber hatten die Grafen von Toscana diese Ehre. Das Haupt dieser Familie Ildebrandinus, starb im J. 1225. ohne Erben. Sein Bruder Bonifacius erhielte die Belehnung von den

Staaten des Erstgebohren. Der dritte Bruder Wilhelm setzte den Stamm fort, und zeugte 2 Söhne Ubertus und Aldobrandinus, der in den Chroniken Conte di Marema; oder Maritima, das ist, von den Gegenden an der See im Gebiete von Siena genannt wird. Dieser letztere nennt sich noch im J. 1269. von Gottes Gnaden Pfalzgraf von Toscana.

Die Macht dieser Pfalzgrafen Ildebrandini war in der That beträchtlich. Sie beherrschten die Stadt Grosseto, die Stadt Soana, die Stadt Ansidonia und Civitella, und das ganze Gebiet von Valdelsa. Wegen Grosseto hatten sie mehr denn 6 Grafen unter sich. Wegen Ansidonia besassen sie Portoercole, Portoseníli, Monteargentario samt andern Castellen und Inseln. Ihre Gerichtsbarkeit zur See erstreckte sich auf 100 Meilen. Sie hatten rechtliche Ansprüche auf das Herzogthum Massa. Sie führten Kriege mit Pisa und Siena, ja sie trotzten den kaiserlichen Vikarien selbst. Sie rühmten sich mehr Castelle zu besitzen, als Tage im Jahre sind. Sie waren Advocaten von Klöstern z. B. von Amiati. Auch diese Ausführung von den Pfalzgrafen von Toscana ist viel richtiger und gründlicher als die Muratorische.

Im dritten Capitel macht H. Br. neue Entdeckungen zur Geschichte von Savoyen, verbessert den Guichenon und zeigt den Schriftstellern, welche die Geschichte des Camaldulenserordens aus Diplomen beschrieben haben, sehr grobe Fehler. Humbert, Graf von Savoyen, hatte 3 Gemahlinnen. Die dritte war eine Tochter des Grafen Gerard von Vienne eines Neffen vom Gr. Renaut von Burgund und der Beatrix. Mit

der-

derselben zeigte er die Prinzeßin Sophia, die zwote Gemahlin des Markgrafen Azzo, welche eine Schwester des Grafen Thomas von Savoyen war. Sophia aber starb im J. 1202. den 3. Dec. und hinterließ die Prinzeßin Beatrix geb. im J. 1191. Auch dieses Beyspiel beweißt, wie viel die Geschlechtsregister der angesehensten Häuser noch durch diplomatische Untersuchungen berichtigt werden können. Denn das ist die beständige Manier des H. Br. keine einige Person in einem Geschlechte aufzustellen, deren Verbindung mit dem Hause und Grad der Verwandtschaft nicht aus Urkunden erwiesen werden kan.

Die dritte Gemahlin Alisia des Grafen Azzo gibt dem Verf. Gelegenheit, im IV. Cap. vom Hause des Fürsten Rinaldo von Antiochien zu sprechen. Dieser Graf war 16 Jahr in der Gefangenschaft der Saracenen, während welcher Zeit seine Gemahlin Constantia verwittwete Gräfin von Antiochien starb, deren Sohn ersterer Ehe im Fürstenthum nachfolgte. Doch behielt Rinaldo noch die Benennung von Antiochien. Saladin hieb diesem kriegerischen Prinzen mit eigener Hand den Kopf ab, im J. 1187. Der Hr. Verf. widerspricht hier dem Baronius und Muratori, welcher ohne Grund diesen Rinaldo eines Verständnisses mit den Saracenen beschuldigt. Seine Töchter wurden glücklich: Eine heirathete den König von Ungarn, die andere den König von Armenien, die dritte den Azzo von Este. So meldet es der Mönch Albert, Beichtvater der Prinzessin Beatrix, welcher also von der Erzählung des Alberici abgeht. Mit der Alisia zeugte Azzo einen Sohn gleiches Namens und eine Prinzeßin Constantia.

Es war also damals der Hof von Este, der gemeiniglich in Rovigo residirte, einer der glänzendesten. Vier Prinzen vom Hause, (so viele wenigstens hat man bisher aus der Geschichte entdeckt) zwo Prinzeßinnen gaben ihm ein schönes Ansehen. Die vornehmste Prinzen dieser Zeiten kamen dahin. Azzo hatte sich auch im J. 1212. grose Verdienste um den K. Friedrich II. erworben, da er die Alpen glücklich überstiegen und den Kaiser auf seine Kosten bis nach Cur gebracht hat. Dieser kriegerische Fürst bezwang Verona und Ferrara und eroberte die ganze Ankonitanische Mark. Er starb im J. 1212. und wurde in der Abtey Vangadizza begraben. Auf seinem Grabmal fanden die Camaldulenser das Wort Vorpal. Wie viele Mühe kostet dieses Wort einem Italiäner? Sagt man ihm das Plus ultra Carl des V., so wird er auch das Vorpaß des Azzo begreifen. Die Annalisten von Camaldoli haben überhaupt an ihrem grosen und kostbaren Werk unausstehliche Fehler. Wie weit übersieht sie Brunacci in diplomatischen Studien?

Die Geschichte des Markgrafen Aldobrandins beschäftigt den Verf. im V. Cap. Kaum war Azzo den 18. November gestorben, so belehnte der Pabst den Aldobrandino gleich hernach den 11. Jänner mit der Mark Ancona. Dieser Herr übernahm anfangs eine Menge Podessarien von Verona, Mantua, Ferrara. Er verfiel in einen schädlichen Krieg mit Padua, schloß ihn aber durch einen guten Frieden. Um die Mark Ancona einzunehmen, hatte er Geld nöthig. Er verpfändete deswegen nicht nur die Güter seines Hauses, sondern auch seinen jungen Bruder Azzo, den er den Armen sei-

seiner weinenden Mutter entriß, an Florentiner, durch deren Hände damals die gröste Summen Gelds giengen. Ein gleiches Beyspiel vom teutschen Ast des Estenischen Hauses steht in der Stederburgischen Chronik bey Leibnitz. Im J. 1214. führte er den Titel als Markgraf von Ancona und Legat und Vikarius von ganz Apulien. So päbstlich er gesinnt war, so war doch sein Oheim Bonifacius ein Sohn des Obizzo auf der Gegenparthey. Es kostete ihn also viele Mühe, die Ruhe in seinem Hause wieder herzustellen. Aber unvermuthet starb auch dieser Regent den 10. Oct. 1215. Alisia regierte nun die Staaten des Hauses von Este als Vormünderin für ihren noch minderjährigen Sohn, und ließ die Güter des Hauses zwischen dem Markgrafen Bonifacius und ihrem Sohne Azzo theilen. Hierdurch wurde die Macht dieses Hauses in etwas geschwächt.

Hierzu kam noch nach dem Inhalt des VI. Cap. eine Theilung der Güter zwischen Alisia und der Prinzeßin Beatrix, welche wegen der Morgengabe ihre Mutter gesichert seyn wolte. Aber diese ganze Summe gieng für den Staat zu Grund: dann sie übergab alles dem Kloster Gemmola, heut zu Tag von S. Sofia in Padua, in welchem noch so viele Denkmale des Hauses Este aufbehalten werden. Beatrix hielte sich meistens in Calaone auf: der Markgraf Azzo Novello aber, der im J. 1217. mit der Mark Ancona im J. 1218. mit einigen Castellen vom Bißthum Padua belehnt wurde, und dem auch das Fürstenthum Ferrara zustand, wohnte meistens in Ferrara. Beatrix flüchtete von Hof, ließ sich nach damaligem Geschmack von Mönchen rauben, und gieng in das Kloster Salarola.

Die Geschichte dieses Klosters, welches in der Folge nach Padua verlegt worden, den Namen des h. Matthias hat, und ein gutes Archiv besitzt, führt Herr Br. im VII. Cap. aus. Das Haus Este hat zu Bereicherung desselben das Seinige beygetragen. Von Salarola begab sich Beatrix nach Gemmola und stiftete allda selbst ein Kloster. Azzo Novello aber heirathete im J. 1221. eine Prinzeßin Johanna von Apulien, welche das Geschlecht von Este fortsetzte.

Im achten Capitel beschreibt der Verf. die Stiftung des Klosters Gemmola. Er bestätigt wieder die Beobachtung von den gedoppelten Klöstern, die man in Italien so ungern hört, d. i. von solchen, wo beyde Geschlechte beysammen wohnten. Der ganze Unterschied bestand darinnen, daß oft die Schwestern, oft die Brüder die herrschende Partey war. Hernach ist er auch mit den Bollandisten sehr unzufrieden, daß sie in ihren Beschreibungen den historischen Glauben so zweifelhaft machen. Auch in ihren geographischen Schilderungen weichen sie ganz von der Natur der Lagen ab. So beschreiben sie Gemmola als einen waldigen verlassenen Ort, da doch die Natur nicht leicht eine schönere Gegend gebildet. Und aus Urkunden erweißt er, daß auch im XII. XIII. XIV. Jahrhundert diese Gegend sehr bewohnt gewesen. Das IX. Capitel macht es sehr wahrscheinlich, daß das Stift Gemmola ein adeliches Stift gewesen, in welches sich fürstliche und gräfliche Damen begeben haben. Eben so wenig läßt uns das X. Cap. denken, als daß dieses Kloster ein sehr berühmtes Kloster gewesen, wo über 42 Nonnen wohnten. Das XI. beschreibt den Tod der Prinzeßin

Bea-

Beatrix in diesem Kloster, den Herr Br. aus Urkunden auf den 10. May 1226. setzt. Sie ist die erste Heiligin, welche das Haus Este hat. Auch hier verräth der H. V. einen Abscheu wider die Geschichten der Heiligen, wordurch die wahre Geschichte so sehr verunstaltet worden. Seine unendliche Diplomen geben ihm freylich mehr Gelegenheit die Wahrheit zu untersuchen, als einem andern.

Das XII. Cap. ist unterrichtender, und klärt die Geschichte des Hauses Este auf. Azzo, dem die Geschichtschreiber den unterscheidenden Namen Novello geben, wurde im J. 1225. vom P. Honorius III. in die Mark Ancona (oder Guarniero, wie sie in den damaligen Urkunden heißt,) berufen, wohin er auch mit seinem Oheim Bonifacius abgieng. Im J. 1226. war er in dem Kirchenstaat, und wurde vermittelst der Fahne mit dem Herzogthum Ancona belehnt. Im J. 1227. war er in Padua, im folgenden Jahre aber fand er sich schon wieder in seinem Herzogthum ein.

Bonifacius, den Muratori gar nicht kennt, war viel weniger geschäftig, als sein Neffe Azzo. Er hielte sich meistens in Vicenza und Padua auf, und starb im J. 1228. Die Vormünderin des Azzo Alice schenkte ihre meiste Güter den Klöstern. Johanna, die Gemahlin des Azzo, endigte ihr Leben den 19. Nov. 1233.

Aldobrandino, der älteste Bruder des Azzo, hatte eine Prinzeßin hinterlassen, welche dem Hause Este den Ruhm gebracht, nicht nur eine Königin von Ungarn, sondern auch eine zwote Heilige Beatrix aus ihrer eigenen Mitte zu verehren. Diese zwote Beatrix

vermählte sich mit dem K. Andreas von Hungarn im J. 1234. Sie verlor aber ihren Gemahl gleich das folgende Jahr, entflohe, um sich der Verfolgung ihrer Stiefsöhne zu entziehen, und gebahr hernach einen Prinzen Stephanus, den sie sorgfältig erzog, und das Vergnügen hatte, daß endlich der Sohn dieses Stephanus wieder König in Ungarn wurde. Sie selbst aber begab sich hernach in das Kloster Gemmola, allwo sie im J. 1239. starb. Eine dritte Beatrix, die Tochter des Azzo Novello begab sich in Ferrara in ein Kloster. Der Name Beatrix wurde hierdurch ein sehr beliebter Name des Hauses Este, aus welchem jetzo (im J. 1769) eine Beatrix mit einem Oesterreichischen Prinzen verlobt ist.

Azzo heirathete nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Prinzeßin Mobilia, deren Namen Muratori blos nent, ohne zu wissen, aus welchem Hause sie abstamte. Sie war eine Tochter des Markgrafen Guido Palavicini, wie H. Br. es aus ihrem Testamente darthut, setzte aber den Stamm Este nicht fort.

Das XIV. Capitel enthält zwar lauter diplomatische Beweise von den Reichthümern und dem Ansehen dieses Klosters und von der Freygebigkeit des Hauses Este gegen demselben; es zeigt aber auch zugleich, wie sehr diese Fürsten ihre eigene Einkünfte geschwächt, da sie nicht nur Allodialgüter an dasselbe verkauft, sondern so gar edle Theile ihrer Regalien demselben abgetreten haben. Noch im XV. Jahrhundert übte das nämliche Haus das Advocaten Recht über das Kloster aus: Im Grunde aber mußte es doch sehen, daß alle Güter seines Hauses und das Kloster selbst unter die Herrschaft eines frem-

fremden Fürsten gerathen. Indessen behielte es noch immer eine gewisse Verbindung mit dem Kloster und noch im vorigen Jahrhundert begaben sich die Fürsten selbst nach Este um das Angedenken ihrer Beatrix und des Klosters zu erneuren.

Im XIV. Cap. liefert er eine Berechnung, nach welcher das Kloster nur für Ankaufung von Gütern in 70. Jahren zehentausend Lire aufwenden konnte. Eine damalige Lira (Pfund) zu 20. Solidis berechnet, beträgt diese Summe 10tausend Golddukaten. Man setze die erstaunliche Schenkungen hinzu, die dieses Kloster, jetzo S. Sofia genannt, bis auf unsere Zeiten bekommen, um überzeugt zu werden, daß dieses vielleicht eines der reichsten Klöster in Italien ist. Wie sehr wünschten wir, daß Herr Br. auch aus diesem reichen Archive noch vieles hervorbrächte! Wir kennen keinen Gelehrten, der die Archivalkenntnis in diesen Gegenden auf einen höhern Grad gebracht, als er. Möchte er nur das auch hervorziehen, was in den Archiven von Padua von unsern teutschen Fürsten noch verborgen liegt! Nachdem der Herr Graf Giulini in den Mayländischen Archiven so viele schöne Entdeckungen gemacht hat, dem fast kein einziges Archiv, als das von Monza verschlossen war, so hoffen wir, daß auch in den Paduanischen Archiven zum Behuf unserer teutschen Geschichte noch viele Entdeckungen könnten gemacht werden.

12.

Die allgemeine Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge. Von D. Friedrich Eberhard Boysen — Alte Historie IV. Band. 1768. Mit der Vorrede und dem Register 768 Seiten, nebst 3 Kupfertafeln. V. Band, 1769. zusammen 736 Seiten, nebst 3 Kupfertafeln. Halle bey Joh. Justin. Gebauer. In gros Octav.

Der Herr Oberhofprediger Boysen fährt, wie man sieht, unermüdet in der Bearbeitung seines Auszugs aus der alten Welthistorie fort. Es ist bereits aus den bisherigen Theilen dieses Werks bekannt genug, daß man darin nicht blos einen Auszug aus dem Werke der Engländer über die allgemeine Weltgeschichte, sondern häufig auch ganze Ausführungen solcher Materien, wovon in dem Englischen Werke nichts steht, findet. Davon kan sich derjenige, der es noch nicht wissen solte, gleich durch das blose Anschauen der ersten Abschnitte des 4ten Bandes überzeugen. Der Verf. redet darin von der Sprachkunst, Redekunst, Philosophie, Geschichtkunde und von verschiedenen andern Wissenschaften, die die Griechen bearbeitet haben. Diese Statistik der Griechen wird mit einer Nachricht von ihrer Staatsverfassung, Handlung und Schiffart, von ihren

häus-

häuslichen Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen u. s. f. beschlossen.

In der Geschichte der **Griechen** selbst, die von S. 151. an erzählet wird, folgt der Verf. der Ordnung des grösern Werks. Diesem nach macht die älteste Griechische Historie in dem fabelhaften Zeitalter und so weiter hin bis auf die Errichtung der Freystaaten in Griechenland den Anfang. Hierauf wird die Geschichte von Athen, von Lacedämon, von Theben, vom Achäischen sowol als vom Aetolischen Bunde, von Epirus, von den Griechen in Kleinasien, und von den Griechischen Inseln Rhodus, Creta, Cypern und Samos beschrieben.

Auf der ersten **Kupfertafel** ist das alte und neue Athen vorgestellet. Die zweyte besteht in einer Landkarte, die zur Erläuterung des Rückzugs der 10,000 Griechen verfertiget worden. Die dritte endlich enthält die Landkarte vom alten Griechenlande nebst den herumliegenden Inseln.

Im **fünften** Bande geht voran die Geschichte von Sicilien bis auf die Zeit des Kaisers Arcadius. Sodann folgt die Geschichte der Carthaginenser. Den übrigen grosen Theil des Bandes macht die Geschichte der Macedonier so wol vor, als nach Alexander dem Grosen, bis auf die Herrschaft der Römer, aus: da denn natürlicher Weise auch die Historie der Staaten, in welche die Macedonische Monarchie zergliedert worden ist, in guter Ordnung erzählet worden.

Die 3. **Kupfertafeln** bestehen in Landkarten. Auf der ersten ist das alte Sicilien, auf der zweyten Carthago mit den umliegenden Gegenden und auf der dritten Macedonien, Thessalien und Epirus vorgestellet.

Die

Die übrige alte Geschichte nach dem Plan der Welthistorie, hofft der Verfasser in 4 Bänden gar zu erschöpfen; so daß also das ganze Werk, insoweit es die alte Geschichte im Auszuge betrift, zusammen 9. Bände ausmachen wird.

13.

Neues Lehrgebäude der Diplomatik, welches in Frankreich von einigen (zween, deux im Original) Benedictinern von der Congregation des heil. Mauri ausgefertiget worden. Aus dem Französischen übersetzt. Erfurt, bey Joh. Friedrich Webern, privilegirtem Universitätsbuchhändlern. Vierter Theil, 1766. Mit der Vorrede und dem Register, 3 Alphabet, weniger 3 Bogen, und 27. Kupfertafeln, von Num. 24-60. Fünfter Theil, 1767. Mit der Vorrede und dem Register, 3 Alph. weniger $7\frac{1}{3}$ Bogen, und 11 Kupfertafeln, von Num. 61-71, nebst 4 durch A. B. C. D. bezeichnete Kupfertafeln mit 116. Siegeln. Sechster Theil, 1768. Mit der Vorrede und dem Register, 3 Alph. weniger Einen Bogen, und 2 Kupfertafeln, nämlich Num. 72 und 73, nebst noch 2 besondern und durch E und F bezeichneten Kupfertafeln mit Siegeln. Siebenter Theil, 1769. Mit der Vorrede und dem Register, 3 Alph. und 2 Bogen, und 15 Kupfertafeln von Num. 74-88, und eine durch G bezeichnete Tafel mit Siegeln. Achter Theil,

1769.

1769. Mit der Vorrede (denn dieser Theil hat kein Register) 2 Alph. und 8 Bogen, nebst 8 Kupfertafeln, von Num. 89-99. Neunter und letzter Theil, 1769. Auser den Registern, die noch nicht geliefert worden, 3 Alph. und 14 Bogen, nebst Einer Kupfertafel, Num. 100. In gr. Quart.

Die 3 ersten Bände dieser Uebersetzung des wichtigsten und weitläuftigsten Werks, das wir zur Zeit über die Diplomatik haben, sind im zweyten Theil dieser allgem. historischen Bibliothek S. 202-296 angezeigt worden. Hier zeigen wir die folgenden 6 Bände an, die das ganze Werk beschliesen. Wer sie übersetzt habe, wissen wir nicht: nur so viel hat man uns versichern wollen, daß der Uebersetzer ein Landgeistlicher sey, der in der Nähe von Leipzig lebe. Er mag seyn, wer er wolle: genug er hat sich bey der Uebersetzung dieses auserordentlich schweren Werks als einen geschickten und fleißigen Mann bewiesen. Und dennoch stosen uns auf jeder Seite Uebersetzungsfehler auf, unter denen auch viele sind, die den Sinn der Verfasser verstellen. Wenn man doch einmal anfienge die gelehrten Werke der Ausländer lieber durch einen guten und wolfeilen Nachdruck, als durch Uebersetzungen, unter uns gemeiner zu machen! Wir haben ja Beyspiele genug vor Augen, die uns leider! hinlänglich überzeugen, daß auch die guten Uebersetzungen das Original demjenigen, der ein Werk in ernstlichen Gelegenheiten gebrauchen will,

will, nicht entbehrlich machen, welches sie doch ihrer Absicht nach, thun sollen.

In der Vorrede zum 9ten Theil versichert der Uebersetzer, daß der Verleger entschlossen sey, auch das Französische Werk L'art de verifier les Dates etc. nach der neuen Auflage ins Teutsche übersetzen zu lassen. Um künftigen Schaden zu verhüten, protestiren wir aufs feyerlichste gegen diese Entschliesung, und ersuchen vielmehr den Verleger, der uns ein rechtschaffener Mann zu seyn, und den öffentlichen Nutzen, nicht blos seinen eigenen, bey seinen Verlagsbüchern vor Augen zu haben scheint, daß er uns Teutschen das gedachte Werk nur in einem getreuen Nachdruck auf gutem Papier und mit unabgenutzten Breitkopfischen Buchstaben in die Hände liefern möchte.

Um unsern Abscheu gegen teutsche Uebersetzungen zu rechtfertigen, wollen wir ein Stück aus der vorhabenden Uebersetzung nach dem Original prüfen. Wir haben dazu S. 128 bis S. 155 des 5ten Bandes erwählt. Im Original steht es im 3ten Bande S. 570 bis S. 596. Allerdings wird hier die allerschwerste Wissenschaft in dem ganzen diplomatischen Gebiete erklärt, die Lehre von den Tironischen Noten: auch gestehen wir gern, daß die Benedictiner durch ihren Vortrag diese an sich schwere Materie noch schwerer und dunkler gemacht haben. Beydes kan dem Uebersetzer, wenn er gefehlt hat, zu einiger Entschuldigung dienen. Aber wird auch durch diese Nachsicht die Uebersetzung selbst weniger fehlerhaft, wird sie eben so brauchbar, als das Original? Dieses kan man gleich bemerken, daß der Uebersetzer die Sache, wovon hier die Rede

ist,

ist, nicht verstanden, geschweige erst völlig ergründet habe, welches doch nöthig ist, wenn man die schwere Wissenschaft auf irgend eine erträgliche Art in teutscher Sprache vortragen will. Er hat aber auch bey diesem Abschnitt in Dingen gefehlt, zu deren richtiger Uebersetzung nicht einmal eine Kenntnis der Tironischen Noten, sondern blos Aufmerksamkeit auf den Französischen Grundtext erfordert wird. Die folgenden Beyspiele sollen dieses beweisen.

Sehr oft, welches wir einmal für allemal erinnen, gebraucht der Uebersetzer **Tironische Note** und **Tironische Zeichen** als gleichgeltende Ausdrücke. Dieß ist schnur gerade gegen die Definition der Tironischen Noten: es verursacht allemal grose Zweydeutigkeit, oft eine gänzliche Unverständlichkeit, und bisweilen sehr erhebliche Irrthümer. Die Tironische **Noten** (Notes) bestehn aus **Figuren** (Figures) und die Figuren bestehen aus **Zeichen** (Signes.). Wie können Tironische Zeichen und Tironische Noten als gleichgeltende Worte gebraucht werden?

Nach dieser allgemeinen Erinnerung wollen wir jetzt einzelne Beyspiele von Uebersetzungsfehlern in diesem Abschnitte, insonderheit solche, die der Verständlichkeit hinderlich sind, anführen. Die Umständlichkeit, mit welcher dieses geschehen muß, wird, wie wir hoffen, denen nicht misfällig seyn, die erwägen wollen oder können, daß dadurch das Werk selbst in einem seiner schwersten Theile verständlicher und folglich brauchbarer werde.

S. 128. §. 174. „welche (nämlich Tironische Noten) so gar Gelehrte wegen der Unmöglichkeit ihrer seits solche zu lesen, als solche ansehen, die gar nicht vorhanden

handen wären„ Comme non avenues, das ist, die an sich selbst unerklärlich sind.

S. 130. §. 177. „noch wie die und jene Zeichnungen ꝛc. Im Grundtexte steht les figures, die Figuren. Das Wort Zeichnungen schickt sich gar nicht hieher, und macht alles unverständlich.

S. 131. §. 179. „Manche sind so abgekürzt, daß sie noch aus Tüpfelgen und kleinen Strichen bestehen.„ Noch für nur ist vermuthlich nur ein Druckfehler, aber er hindert doch den Verstand, deswegen ich es nicht vorbeylassen wolte. Eben daselbst §. 180. „Buchstaben unsers vernünftig beurtheilten Alphabets.„ Warum nicht lieber systematischen Alphabets, Alphabet raisonné? Eben daselbst in der Anmerkung P) „Um solches (das N) von dem M zu unterscheiden, setzet man ein Tüpfelgen mitten unter die Linie, so bedeutet dieses Tüpfelgen so viel als ein i oder einen dritten Schenkel; weil dieser abgekürzte Buchstab zu einem Punct wird, parce que cette lettre abregée se reduit au point; soll heisen: weil dieser Buchstab, wenn er abgekürzt wird, aus weiter nichts, als aus einem Punct besteht.

S. 132. §. 181 f. und so überall, wird Monogrammes durch Namenszüge gegeben. Das Wort läst sich zur Zeit nicht gut übersetzen: drum haben es die Franzosen beybehalten, und wir müssen es auch beybehalten. Namenszüge oder verzogene Namen machen nur eine einzelne Gattung der Monogrammen aus, die noch dazu die seltenste in Tironischen Noten ist. Folglich läst sich dadurch nicht wol das Ganze überhaupt bezeichnen. Es kommt noch dieses hinzu. Der Di-

ploma-

plomatist hat, wenn er allen Bedürfnissen in dieser Art abhelfen, und sich überall genau und richtig ausdrücken will, ein Wort nöthig, das nicht nur als Substantiv gebraucht werden kan, sondern das sich auch in ein Adjectiv und Adverb verwandeln läst. Monogramm und monogrammatisch sind hiezu völlig bequem. Wer uns für das Griechische Wort ein Teutsches geben will, muß uns ein eben so bequemes Wort geben: sonst versetzt er uns in Dürftigkeit.

Eben daselbst §. 182. „Man muß daher sich nicht einbilden, als ob es gleichgültig wäre, ein aus Zeichen (Tironischen Noten) lateinisch aufgesetztes Stück französisch oder griechisch zu lesen. Man kan es nicht anders als in selbiger Sprache zu lesen ohne es zu übersetzen.„ Das Wörtgen zu ist ohne Zweifel nur durch einen Druckfehler in die Uebersetzung gekommen; aber dem ungeachtet ist doch der ganze letzte Satz nicht deutlich genug. Wir würden es so übersetzt haben: Es läst sich nur allein lateinisch lesen, ohne daß man es übersetzen könne.

Ebendaselbst in der letzten Zeile: „wenn man solche nicht in den Anfangs- sondern in den Schluß der Mittelzeichen suchet;„ soll heisen: wenn man solche nicht in den Anfangs- sondern in den Schluß- oder (denn der ist ein den Verstand hindernder Druckfehler) in den Mittel-Noten suchet, non dans les *notes* inchoatives, mais dans les finales *ou* les médianes.

S. 133. §. 184. „Was thun unsere Zeichenschreiber als Erfinder? nos notaires inventeurs, unsere erfinderische Zeichenschreiber.

S. 134. §. 187. „So daß es nicht mehr von einer 3. als einer arabischen Ziffer unterschieden ist„ d'un 3. en chifre arabe; soll heisen: so daß es völlig aussieht, wie die arabische Ziffer 3.

Ebendaselbst §. 190. „Wir entdecken das Capital E nicht ganz unter den tironischen Zeichen, hingegen aber sehen wir das Uncial und runde E daselbst.„ Deutlicher so: das Capital E findet man in den tironischen Noten nicht in vollkommener Gestalt (en entier), hingegen aber sehen wir das uncial und runde E oft daselbst (souvent steht noch im Text).

S. 135. §. 191. „Wenn aber dieser ein O ist, so befindet er sich allezeit am linken (droite steht im Text, also am rechten) Ende. Das Anfangs F ist bisweilen eine gebrochene Linie, oder die einen von der linken Seite ohne (muß offenen heisen, ouvert) Winkel macht.„

Ebendaselbst §. 192. „Ohne nur daß es alsdann merklich stumpf ist, an statt daß dieses gerade ist.„ Muß rechtwinklicht heisen, droite.

Ebendaselbst §. 193. „Das H wird bisweilen halbgetheilt„ reduite à la moitié: das heist auf Teutsch: vom H erscheint zuweilen nur die vordere Hälfte.

Ebendaselbst §. 194. „Wenn es (das l) wagrecht liegt, so erhält (für behält, conserve) es noch oft eben dieselbe Bedeutung.„

S. 136. §. 198. „Zum öftern ist sein (des Buchstabs N) erhabener Schenkel zur Rechten„ son jambage elevé est à la droite. Die Benedictiner wol-

len

len sagen: Oft ist die Schräglinie des N gegen die Rechte gezogen, nämlich so N.

Ebendaselbst §. 199. „Das O endiget sich öfters in einr (Druckfehler für eine oder einer) Spitze von oben, en pointe vers le haut; es endiget sich oben in eine Spitze.

S. 137. §. 202. „Das minuskel *r* wird auch unter dem Mittel R kentlich„ ist völlig unverständlich; an statt daß es heisen solte: daß Minuskel *r* trift man auch unter den Mittelnoten oder unter den Mittelzeichen an: La minuscule *r* s'y reconnoit aussi *parmi les medianes*

. . . §. 203. „Das S gibt dreyerley der vornehmsten Gestalten„ anstatt: nimmt drey Hauptgestalten an, ofre trois formes principales.

S. 138. ganz oben: „Das Cursiv *u* zeiget sich öfters unter den Mittel *u*, als in deduc„ ist zweydeutig und zum Theil ganz falsch übersetzt, anstatt es zu geben: „das Cursiv *u* zeigt sich oft unter den Mittelzeichen (nicht just unter dem Mittel u, parmi les medianes), wie zum Beyspiel in deduc.

. . . §. 207. „ist daselbst schlechthin uncial„ völlig oder rein uncial, purement.

Ebendas. §. 208. „Um darinnen glücklichen Fortgang zu haben solte man auser der Kentnis der Buchstaben die Gestalten aller Zeichen vor Augen haben, welche die tironischen Endungen ausdrucken, die von andern Zeichen abgesondert und in alphabetischer Ordnung gestellet wären.„ Aus dieser Uebersetzung wird man den Sinn der Verfasser schwerlich errathen. Es soll heisen: die Gestalten aller tironischen Endungszeichen,

ganz auser aller Verbindung mit andern Zeichen, und in alphabetiſche Ordnung geſtellt, vor Augen haben; il faudroit avoir ſous les yeux les figures de tous les ſignes qui expriment les terminaiſons tironiennes, detachées des autres ſignes et rangées par ordre alphabétique (*detachées* und *rangées* geht nicht auf *terminaiſons*, ſondern auf *figures*).

S. 139. in der Anmerkung Q) finden wir zwar verſchiedene nicht gut Teutſch gegebene Ausdrücke, z. E. bekannt machen werden, für zu erkennen geben werden feront connoitre, verſchaffet nichts neues von den tironiſchen Zeichen, für enthält nichts neues; auch iſt vor den Worten „Diaconus zu Monte Caſſino„ der Name deſſelben Pierre, Petrus ausgelaſſen; allein wir wollen uns nicht dabey aufhalten.

S. 140. §. 210. „Die Neben- und untergeordneten Zeichen ſind diejenigen, welche dem Hauptzeichen folgen und die davon abgerückt ſind, wenn ſie von dem Schlußzeichen unterſchieden werden„ qui en ſont detachés, die davon abgerückt werden (nicht ſind), quand ils ſont diſtingués du final, wenn ſie von dem Schlußzeichen verſchieden ſind (nicht werden).

Ebendaſ. „Die einfachen Noten, ſo mehr oder weniger von Zeichen zuſammengeſetzt ſind, die ihrentheils auch öfters zuſammengeſetzt werden ꝛc. deutlicher ſo: Die einfachen Noten, die aus mehr oder weniger Zeichen beſtehen, welche gleichfalls oft zuſammengeſetzt ſind ꝛc.

Ferner ebendaſ. „Die doppelten Noten, welche von der Vereinigung der Noten eines Beyworts und

ſeines

seines Hauptworts und vornämlich des Vorworts und des Nennworts, welches jenes regieret (hier ist das Wort resultant ausgelassen), werden seltener ꝛc. Wir übersetzen so: Die doppelten Noten, welche aus der Vereinigung ——— welches jenes regiert, entstehen (resultant, das vom Uebersetzer ganz übergangen worden), werden seltener ꝛc.

S. 141. ganz oben: „Nachdem man also nach der ordentlichen Lehrart in saeculum vorgestellet hat, so verschaffet blos ein kleiner Zug, ein hinzugefügtes Endungszeichen ferner das Wort saeculi etc. C'est ainsi qu'après avoir représenté etc. Wir geben es: So, wenn man zum Beyspiel nach der gewöhnlichen Regel, in saeculum vorgestellt hat, so darf man, wenn man noch überdieß das Wort saeculi mit ausdrücken will, nur noch einen kleinen Zug, ein Endungszeichen hinzuthun, und alsdenn heist es zusammen in saeculum saeculi.

Ebendaselbst §. 211. Dieser ganze Paragraph ist sehr nachläßig übersetzt. Er heist so: „Wenn unterschiedliche Noten sich in einer Zeichnung vereinigen (Wie mehrere Noten zusammen ein einziges tironisches Ganzes ausmachen können), so ist es eben so wol gebräuchlich, daß eine einige Note sich in zwo zertheilet (so ist es auch eben so gewöhnlich, daß eine einzige Note in zwo zertheilt werde). Aber die Noten werden aus keiner andern Ursache aufgelöst (getrennt, se decomposent), als weil das Wort wirklich zusammengesetzt ist: wie es sich zuträgt in Ansehung der Zeitwörter (wie es bey Zeitwörtern geschieht), so die aus zweyen Worten gebildet sind, oder davon gewisse Vorwörter einen Antheil ab-

geben (Theil ausmachen). Also kan man frey (ohne Bedenken, librement) zwo Noten von exercere — machen: ob es schon wenigstens gleich (eben so) gebräuchlich ist, nur eine daraus zu machen.„

Ebendas. §. 212. „unter den Zeichen, welche zur Bildung einer Note kommen,„ concourent à former, das ist, die zusammen eine Note ausmachen.

In der Anmerk. S.): „Da es was seltenes ist, daß die dem ersten nachkommende Zeichen„ deutlicher so: die Zeichen, die auf das erste folgen.

S. 142. „Auf regelmäsige Art (Nach der Regel) solte ein jedes dieser Zeichen ein einziges seyn — Wir sehen auch die Stammzeichen nicht (leicht) vervielfältigen (vervielfältiget) als nur in Ansehung der eigenen (eigenthümlichen) Namen — der Worte der neuen Zeitangabe (de nouvelle date, aus neuen Zeiten) ꝛc.

Ebendas. in der Anmerkung ist vieles undeutlich; Namenzüge oder verzogene Namen stehen für Monogramme, abändern für decliniren, Abwandlungen und Abänderungen für Conjugationen und Declinationen: auch ist zweymal nach dem Worte Schlußzeichen der Ausdruck ou terminatif oder Endungszeichen ausgelassen worden, gerade als wenn Schlußzeichen (final) und Endungszeichen (terminatif) im Grundtext einerley wäre. Doch wir dürfen uns hiebey nicht aufhalten.

S. 143. §. 213. „Aber wenn ihre Vielfältigkeit Zweifel verursachen könnte über der Noten selbst oder

der

der Wörter ihre (über dieselbe der Noten selbst oder der Wörter, sur celle des notes même)

Ebendas. ganz unten, sagen wol die teutschen Worte: Unterredungen und Gespräche der lebendigen Stimme nicht eben das, was die französischen Worte les discours et les entre viens de vive voix in dieser Verbindung sagen sollen.

S. 144. ganz oben: „Aber indem man der Zeichen geschonet „ (soll heisen die Zeichen gespahrt, en épargnant) — jene pfleget nicht so kurz (laconisch, laconique) gefast zu seyn — die Stämme (Wurzeln racines) von vielen andern werden — fället sie zum Theil in das Langweilige (in Weitläuftigkeiten, dans les longueurs) — der Fortgang der Noten war ehe diese Kunst ausartete, allezeit überein flüchtig (der Gang der Noten war — in allen Zeiten gleich schnell, la marche egalement rapide).

In der Anmerkung T.): „Die Schrift mit Tironischen Zeichen druckt unterschiedliche Worte durch Buchstaben aus oder durch schlechte Siglen (durch einfache Siglen, simples). Am Ende der Anmerkung ist der Sinn aus Unachtsamkeit ganz verfehlt, und für einen, der das Original nicht bey der Hand hat, oder der die Sache, wovon geredet wird, nicht so schon versteht, völlig unverständlich. Der Uebersetzer schreibt so: „Man muß sich noch weit mehr verwundern, daß man einen so geschickten Mann, als Herr Heumann, öffentlicher Lehrer in Altorf ist, die tironischen Noten mit den ordentlichen vom Baringius erklärten tironischen Zeichen so (so ist überflüßig,) vermengen sieht.„ Wie wunderlich! Heumann soll tironische

Noten mit tironischen Zeichen verwechselt haben, und mit tironischen Zeichen, die Baring erklärt haben soll, Baring, der sein Tage nichts von den tironischen Noten geschrieben, auch wol nichts davon verstanden hat? Es muß so heisen: die tironischen Noten mit den gewöhnlichen, vom Baring erklärten Abbreviaturen (avec les abréviations ordinaires, expliquées par Baringius) verwechseln sieht.

S. 145. §. 216. „Ordentlicher Weise wird man keine wahre Sigle, das ist, einen einzelen Buchstab, gezeichnet haben, da die am meisten zusammengesetzte Note nicht schon geendiget worden.„ Der Sinn ist dieser: Auch die zusammengesetzteste Note läst sich geschwinder schreiben, als eine Sigle, das ist, ein einzelner Buchstab. — Haben zwo Siglen — schlechterdings unterschiedliche Bedeutungen (ganz verschiedene Bedeutungen, ablolument disparates) — sie verwechseln ihre Zeichnungen (muß heisen Figuren, auch steht im Texte selbst figures: Figur ist ein unentbehrliches Kunstwort in der Lehre von den tironischen Noten und es darf nicht, wenn man deutlich und genau seyn will, gegen andere verwechselt werden), — sondern machen ihre Zeichen nur verschieden, nachdem die Worte sich unterscheiden (je nachdem die Worte verschieden sind).

Ebendas. Note V): „Wenn alles von einerley Kopf herkäme, der, zum vorausgesetzt, fein ordentlich (bien methodique, also kurz und gut: Wenn das ganze tironische Lehrgebäude von einem einzigen guten systematischen Kopf entworfen worden wäre), wie viel Schwierigkeiten würden denen überhoben

ben seyn (wie unteutsch? anstatt: wie viel Mühe würde man denen erspahret haben), welche man zur Ausübung dieser Kunst bestimmt hatte!„

S. 146. §. 217. „Die tironischen Zeichen (Noten) hingegen sind nur für vornehmliche deutliche (mit einem Worte, für articulirte) Töne gemacht, pour des sons articulés.

Ebendaselbst in der Anmerk. „Hier ist die Ursache von ihrer grösten Schwierigkeit. Solche hat aber nur statt in Ansehung ihrer sehr kleinen Anzahl. Die mehresten von einander durch besondere Züge unterschiedene Worte machen einem Leser, der ihrer gewohnt ist, keine Mühe mehr — Wahr ist es, daß dergleichen Lehrart bey unsrer Sprachwissenschaft noch fehle.„ Wie unteutsch, und zugleich wie unverständlich, da im Grundtexte alles ganz deutlich ist! Dieß ist die Ursache (soll es heisen), warum sie (die tironische Noten) so sehr schwer sind: wiewol diese Schwierigkeit sich doch nur bey einer sehr kleinen Anzahl derselben äusert. Die mehresten Wörter haben ihre eigene, und von andern so sehr unterschiedene Züge, daß sie einem Leser, der ihrer gewohnt ist, keine Mühe mehr machen — Wahr ist es, daß dergleichen Lehrgebäude unserer Litteratur noch fehle ꝛc.

Zu Ende eben dieser Anmerkung heist es so: „Ein wahres tironisches Alphabet muß die Sprachkunst und das Wörterbuch von diesen Noten seyn. Wenn man weder das eine noch das andere thut, so lernet man solche nicht lesen.„ Das letztere ist ganz wider den Zusammenhang und unverständlich. Es soll heisen: Wer weder das eine noch das andere (d. i. weder Sprachkunst noch Wörterbuch) verfertigt, der leh-

ret solche nicht lesen. Die Benedictiner beurtheilen nämlich hier des Carpentier, Alphabetum Tironianum, das weder Sprachlehre noch Wörterbuch für das Tironische System ist.

S. 147. §. 220. „Die Noten müssen unter zwo verschiedenen Seiten angesehen werden,„ ist unteutsch für: die Noten müssen von zwo verschiedenen Seiten, oder den Worten der Verfasser gemäser sous deux faces, unter zwo verschiedenen Gestalten, angesehen werden — „so unterscheiden wir erstlich (gleich Anfangs d'abord) zwo Gattungen von Characteren.„

. . . §. 221. „Die ersten Grund- Haupt- und unveränderlichen Zeichen ꝛc. Dafür würden wir der Deutlichkeit wegen setzen: Die ersten Zeichen das ist, die Grund- Haupt- und unveränderlichen Zeichen ꝛc. Hernach würden wir lieber für Zeichen, entweder mit den Verfassern aus dem vorigen Absatz Characteres oder noch besser Figuren setzen: denn leider! sind auch die Verfasser selbst in dem Gebrauche der Kunstwörter, die sie einmal festgesetzt haben, nicht allemal beständig genug: welches den Vortrag ihres Lehrgebäudes hier und da ohne Noth schwer und dunkel macht.

S. 148. von der Mitte an; „Die Zeichnung (die Figur, la figure) von tempus, est, und es scheint schlechterdings einerley. Das zur Rechten des einen, und zur Linken des andern angebrachte Punct, und bey dem dritten mangelt, dienet nicht allein ꝛc. Für das letzte, das gar keinen begreiflichen Sinn gibt, würden wir sagen: das zur Rechten des einen, und zur Linken des andern gesetzte, hingegen dem dritten gänzlich fehlende Punct dient doch nicht allein ꝛc.

Eben-

Ebendaselbst gegen das Ende: „Dieses bemerket man vornehmlich in den Worten, welche ein X führen in ihrer ersten Vergleichungstafel (ganz unverständlich für à leur positif, es soll heisen: in den Worten, die unter ihren Radicalbuchstaben ein X haben) ob sie schon solches in den Casibus obliquis (im Grundtext heist es: dans *les tems* nicht cas, obliques) verliehren.„

S. 149. fängt der Uebersetzer gleich mit diesen unverständlichen und den Sinn selbst verfehlenden Worten an: „Wenn man von den Endungszeichen, welche öfters mehr die Note eines jeden Worts, als die Buchstaben, welche es ausmachen, zusammensetzen, in Gedanken eine Absonderung anstellt, so sind die Anfangszeichen ꝛc.„ Im Original fängt sich der Text mit Abstraction faite an. Auf Teutsch heist es so: Ohne jetzt auf die Endungszeichen zu achten, die oft eine Note zusammengesetzter machen, als die (Radical-) Buchstaben, aus denen das Wort besteht, so sind die Anfangszeichen u. s. w.

S. 150. §. 224. „Wenn man diese Benennung nicht den untergeordneten Zeichen eines jeden Buchstabs einer Note — beygelegt hätte.„ (de chaque caractère, heist nicht eines jeden Buchstabs, sondern caractère ist hier, wie meistens bey den Verfassern, so viel als Figur). — — „Wenn sie vereiniget oder getrennt sind, so verstatten sie oft einige Zusammenfügung von Buchstaben oder von Zeichen.„ Muß heisen: Sie mögen nun vereinigt oder getrennt seyn, so verstatten sie ꝛc. —„ Bald stehen selbige zu seiner Linken und zum öftern (am öftesten, le

plus

plus souvent) zu seiner Rechten, und alsdenn bleiben solche hinter demselben.„ Dieß letztere ist ganz ohne Sinn: elles marchent à sa suite, sagen die Verfasser, das ist, sie stehen mit der Hauptnote in Einer Lienie hin, (nicht über und nicht unter derselben). „Dieß ist also ihre natürlichste Ordnung und in der That auch die gewöhnlichste (nämlich daß sie mit der Hauptnote in Einer Linie stehn); obschon die obere und untere Stellung nicht selten ist.„ (Besser und deutlicher so: wie wol sie auch nicht selten ihre Stelle über oder unter der Hauptnote finden).

In der Anmerkung X.) „Dieses gilt bisweilen gleichviel mit einer Sigle. Z. B. (in) *rd.* redde entführt das *d* sein *e*.„ Im Französischen heist es: Dans *rd.* redde le *d* emporte son *e*, das ist, in *rd.* redde, führt das *d* sein *e* bey sich, oder schliest es mit ein. Emporter heist hier nicht, entführen, sondern, mit oder bey sich führen, entschliesen. Diese Anmerkung gilt von mehrern Stellen, wo der Uebersetzer emporter durch entführen gegeben hat.

S. 151. in der ersten Zeile: „Zur Unterscheidung der eignen Namen und der Personen und Oerter,„ soll heisen: der eignen Namen sowol der Personen als der Oerter.

Ebendas. Zeile 5. steht durch einen Druckfehler Salea anstatt Saba, welches wir darum erinnern, weil der Druckfehler alles folgende, wo die tironische Note von Saba erklärt wird, unverständlich macht.

Ebendas. Zeile 9. „den Namen des Orts„! für, den eigentlichen Namen eines Orts: und Z. 11. ist zweymal des für das verdruckt.

Eben-

Ebendas. in der Mitte der Seite: „Wenn man gar seine Zuflucht zu dem Grundsatz nehmen will, welcher wegen der umgekehrten Buchstaben festgestellt ist, und die vielmal in die Schrift mit Noten sicher gebraucht werden, so wird die Zeichnung — in nichts unterschieden seyn von den ältesten Minuskel *a*, die man kennet.„ Diese Stelle haben wir ohne das Original schlechterdings nicht verstehen können. Es solte heisen: Will man gar die Sache aus dem Grundsatz erklären, nach welchem sich die umgekehrten und andere ungezweifelte Buchstaben der tironischen Schrift richten, so wird die Figur (nicht die Zeichnung) . . von den ältesten bekannten Minuskel *a* in nichts unterschieden seyn.

Ebendas. Zeile 26 ist das Wort hier, ici, ausgelassen, das zum Verstande nöthig ist.

S. 152. §. 226. „Aber sie zeigen sich nicht allezeit überein gleich, unteutsch, anstatt: Aber sie entdecken sich nicht immer auf einerley Weise —„ Bald nimmt ein und eben derselbe Bubstab einen andern mit sich hinweg (führt ihn bey sich, schliest ihn ein, emporte), ohne ihn auszudrucken.„

— „Inzwischen ist es das *s* und das *a*, welche die Note machen und die Abkürzung von sententia.„ Wieder ohne Sinn, für: Inzwischen ist es das *s* und das *a*, welche so wol die tironische Note als auch die Abbreviatur des Worts sententia ausmachen.

Ebendas. §. 227. „Auserdem, daß die Sache nichts anders enthält, als was für sich selbst sehr glaubwürdig ist, hauptsächlich für diejenigen, welche nicht daran zweifeln, daß die Römer eine flüchtige (courante

rante) Schrift gehabt haben. ꝛc.„ Kürzer und deutlicher lassen sich die Worte der Verfasser so im Teutschen geben: Auserdem daß die Sache an sich selbst sehr glaubwürdig ist, insonderheit für diejenigen, welche nicht daran zweifeln, daß die Römer eine Currentschrift gehabt haben ꝛc.

S. 153. ganz oben: „Beyde haben also überein egalement, einer wie der andere, oder auf gleiche Weise) die Bedeutung der Sigle A.„

Ebendas. Zeile 9: „und ein Zeichen besonders bildet (à part, ein eigenes Zeichen, oder ein Zeichen für sich).„ Gleich auf der folgenden Zeile, so wie auch in der letzten Zeile dieses Paragraphen und in allen übrigen Stellen wird immer das Wort caractère, das die Verfasser meistens für figure gebrauchen, durch Zeichnung gegeben: anstatt daß es durch Figur übersetzt werden solte.

Ebendas. §. 228. „Ob er gleich ein wenig üblicher ist (d'un bien plus grand usage, also viel üblicher).

Ebendas. §. 229: „Die Zeichnungen, welche zu der Zusammensetzung der Noten kommen, sind sehr oft neuer Zusammensetzungen fähig ꝛc.„ Es soll heisen: Die Figuren, die zur Bildung zusammengesetzter Noten dienen ꝛc. — —„ Im Gegentheil gehört es zum Wesen der zusammengefügten Buchstaben, daß sie einen Theil davon verliehren, und einerley Zug zu mehr als einem Gebrauch anwenden.„ Diese Stelle würden wir so übersetzen: Im Gegentheil gehört es zum Wesen zusammengefügter Buchstaben, daß sie einen

Theil

Theil von sich, einen und eben denselben Zug, der zu verschiedenem Gebrauche dient, verliehren.

Ebendas. in der letzten Zeile ist nach den Worten: solche bey den Abkürzungen, der Ausdruck ordentlicher Weise, ordinairement, den der Uebersetzer übersehen hat, einzurücken.

S. 154. gleich in den ersten 4 Zeilen: „und das tironische Zeichen, (anstatt, die tironische Note) — wenn es dergleichen nicht hat, so gebrauchet das tironische Zeichen die Abkürzung, welche ihm natürlich ist (so gebraucht die Note das Recht der Abkürzung, das ihm von Natur zukommt).

Ebendas. §. 232. „Aber es geschiehet öfterer.„ Warum denn öfterer und nicht öfter? Doch ich sehe, daß auch gute Schriftsteller aus dem Comparativ öfter bisweilen einen neuen Comparativ öfterer machen, oder vielmehr unserer Sprachlehre aufdringen.

Ebendas. ganz unten: „Wenn die Unterscheidung (der Unterschied) dieser Buchstaben alsdenn schwerer zu bemerken ist, so ist sie doch darum nicht weniger wirklich).„

Diese mühsame Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original noch weiter fortzusetzen, würde für unsere Leser zu eckelhaft seyn. Auch ist sie unnöthig, weil das bisher gesagte zum Unterrichte derjenigen hinlänglich scheint, die sich die Lehre von den tironischen Zeichen, eine Lehre, die für neue und ungemein nützliche Entdeckungen ein sehr weites Feld darbietet, aus dieser teutschen Uebersetzung bekannt machen wollen. Man wird inzwischen aus dem bisherigen leicht sehen, daß

das Französische Werk in der Teutschen Uebersetzung einen guten Theil seines Nutzens verliehren müsse, woferne nicht in einem Supplementbande die Uebersetzungsfehler, die eine nochmalige aufmerksame Vergleichung mit dem Original leicht entdecken wird, angezeigt und verbessert werden. Wir hoffen, daß sich der rechtschaffene Verleger dazu nicht ungeneigt finden lassen werde: da wir aus der Vorrede des 9ten Theils mit Vergnügen sehen, daß er entschlossen sey, alles dasjenige in Supplementbänden nachzutragen, was ihm geschickte Männer zur Ergänzung des Französischen Werks, besonders in Absicht auf die Diplomatik von Teutschland, mittheilen werden. Wir wünschen herzlich, daß er viele eben so gelehrte, als gutwillige Arbeiter hiezu finden möge. Aber ums Himmels willen, daß man ja damit nicht buchhändlerisch eile!

III.

Historische Nachrichten und Fragen.

Fortsetzung der Denkwürdigkeiten von Constantinopel durch Herrn Grafen Dadich.

Diese Griechen hatten damals einige Wallachen auf ihrer Seite, welche, weil ihnen das Unglück des Brancovanischen Hauses zu Herzen gieng, ihn noch nach seinem Tode zu rächen suchten. Sie waren äusserst aufmerksam, Gelegenheit zu finden, damit sie diese Fürstenthümer an sich bringen möchten. Ihr Fleiß war auch nicht ohne Wirkung. Sie entdeckten zu ihrem Vergnügen die Unterhandlungen des Cantacuzens mit dem Wiener Hof. Einige starke Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten waren hinreichend den Türken neuen Verdacht zu erregen. Endlich gab Nicolaus

Maurocordatus der Sache des Fürsten Cantacuzens den letzten Stoß. Er war Fürst von der Moldau und ein Sohn Alexanders I. der als Dragoman bey der türkischen Pforte gedient und sich durch seine grose Einsichten in Staatssachen ein groses Ansehen erworben hatte, so daß er die Ehre hatte, der zweyte unter den zehen türkischen Bevollmächtigten der Osmannischen Pforte bey dem Carlowitzer Friedensgeschäft zu seyn. Nikolaus sein Sohn suchte es dahin zu bringen, daß er selbst den Wallachischen Thron bestiege, welches ihn auserordentlich geschäftig machte, den Untergang Cantacuzens zu betreiben. Die Türken wolten zwar diese beyden Fürstenthümer zween Paschen übertragen, um sich dieser Gegenden desto mehr zu versichern. Verschiedene Ursachen aber hielten sie davon ab. Beyde Fürstenthümer hatten sich den Türken unter dieser Bedingung ergeben, daß sie die Freyheit haben solten, sich nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren. Ueberdies mußten sie auch wegen der angrenzenden Mächten sichere Maasregeln nehmen, wider welche diese beyde Staaten gleichsam zur Vormauer dienten. Dieselbe würden auch ohne Zweifel sich der nahen Macht der Türken desto mehr widersetzt haben, als es wider einige Friedensschlüsse stritt, diesen Ländern ihre eingebohrne Fürsten zu entziehen. Man fand daher keine bessere Auskunft, als Griechen vom Fener zu diesen Fürstenthümern zu erheben, welche durch ihren eigenen Ehrgeiz gereizt, sich eine besondere Angelegenheit daraus machen würden, die Vortheile der Pforte zu befördern; worzu noch kam, daß ihre Anverwandte, Familien, Anhänger beständig in Constantinopel waren, welche als Geissel dienten, an die man

sich

sich in Verbrechen ihrer Blutsfreunde halten könnte. Der Ausgang bestätigte diese Meinung, und brachte in diesen Staaten eine gänzliche Aenderung hervor. Die Griechen waren sehr freygebig, den Ministern und den Grosen der Pforte Geschenke zu machen, um in ihren Angelegenheiten Gönner zu haben, und unter ihrem Schutz sich in ihren Würden zu erhalten. Anfangs waren solche Pensionen sehr mäsig. Der Stolz und Ehrgeiz der Griechen aber hörte niemal auf; immer fanden sich neue Mitwerber, und eben hierdurch vermehrte sich auch die Geldgier der Türken, welche von der Thorheit anderer sich bereicherten. Ein jeder fieng an, von seinen Unterthanen unermesliche Summen zu erpressen, welche er vor nöthig hielte, um die Ministers der Pforte zu gewinnen, und zu seinem Zwecke zu gelangen. Dieses ist die Ursache, warum zu unsern Zeiten diese unglückliche Staaten in die äuserste Armuth gerathen sind. Die Fürsten derselben sind beständigen und höchst beschwerlichen Abwechselungen des Glücks unterworfen, und haben meistens weiter nichts von ihrer Würde, als einen blosen und eitlen Titel, der ihrem Ehrgeize schmeichelt.

Aus gleichen Beweggründen handelte auch Maurocordatus, Fürst von Moldau. Er ließ durch seine Unterhändler an der Pforte die Absichten Cantacuzens auf der gehäßigsten und verdächtigsten Seite vorstellen, und brachte es endlich dahin, daß der Sultan sich entschloß, den Cantacuzen wieder abzusetzen, und das Fürstenthum der Wallachey gemeldtem Maurocordat zu übertragen, der sich durch seine Entdeckung jenes Verständnisses ein groses Verdienst erworben hatte, und

unter diesem Vorwand seinen ungemessenen Ehrgeiz, der seine andere Gaben verdunkelte, und seine Begierde nach einer der reichsten Provinzien zu bemänteln wußte. Die Pforte glaubte, am sichersten zu handlen, wenn sie den Cantacuzen nach Constantinopel berief, damit er seine Gefahr nicht merkte und ihr entwischte. Es wäre auch dieses desto leichter möglich gewesen, weil die Macht, welche Brancovan in der Wallachey gegründet hat, noch nicht gänzlich verschwunden war. Man schrieb ihm also in den höflichsten Ausdrücken zu, er möchte sich mit seinem Vater nach Hof begeben, damit man mit ihnen sich in einer sehr wichtigen Angelegenheit berathschlagen könnte. Man sprach damals davon, daß der Vizier im Sinne hätte, die Venetianer zu bekriegen, das Königreich Morea wieder zu erobern, und wenn sich Oesterreich mit Venedig in ein Bündniß einliese, auch diesem Hause den Krieg anzukündigen. Cantacuzen glaubte, daß dieses die Ursache sey, warum man ihn nach Hof beriefe, und gedachte nicht, daß eine so auserordentliche Ehrenbezeugung seines Sultans eine widrige Folge haben könnte. Er reisete also mit seinem Vater, seiner Gemahlin und seinen Söhnen nach Constantinopel ab, und nahm nicht nur ein ansehnliches Gefolge, sondern auch vornämlich beträchtliche Summen Geldes mit sich, womit er sich neue Freunde und Gönner zu erwerben hofte. Aber nach einigen Tagen erfuhr er, daß er in Ungnade gefallen. Er und sein Vater wurden mit Ketten beschwert nach den 7. Thürmen abgeführt. So bald seine Gemahlin Nachricht von diesem Unglücke erhielt, so rettete sie aus Vorsichtigkeit in gröster Eile ihre Kleinodien, ihr Geld und andere

Kost-

Kostbarkeiten. Weiter konnte sie nichts der Raubbegierde der Türken entziehen, welche auf Befehl der Pforte gleich herbeyliefen, und das Cantacuzenische Vermögen confiscirten. Gleich hernach wurde der Scharfrichter mit der zu Bluturtheilen bestimmten Wache nach den 7 Thürmen abgeschickt, allwo der Fürst und sein Vater erdrosselt und ihre Leichname in die nahe gelegnen verlassene Strassen den Hunden vorgeworfen wurden. Die verlassene und bestürzte Gemahlin wußte sich noch mit ihren Söhnen zu flüchten, und hierzu half ihr der Holländische Gesandte, Graf Collier. Er ließ sie auf ein Holländisches Schif bringen, und der Capitän desselben, ein verschlagener Mann, wußte die schärfeste Ausspähungen der Türken zu täuschen. So eifrig auch diese Leute waren, sie zu finden, und so unvermeidlich die Besichtigung und genaue Durchsuchung aller Schiffe, von welcher Nation sie auch seyn mögen, wenn sie durch den Canal bey den beyden Castellen Sesto und Abido vorbeyfahren; so brachte er sie doch alle glücklich davon, indem er alle Seegel einzog, und sein Schiff bey Nacht der Gewalt des Meers überließ, welches in dieser Meerenge sehr stark strömt. Weil es aber fast unmöglich ist, daß dem wachsamen Auge der Wachten etwas, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht es auch seyn mag, entwischen könnte: So löschte er alle Lichter auf dem Schiffe aus, zündete aber nur auf seiner Cajute eines an, welche er mit einem grosen Seegel versahe, damit man dieselbe vor das grose Schiff hielte und es indessen durchsuchte, bis er mit seinem Schiffe davon geseegelt seyn würde. Diese List hatte einen glücklichen Erfolg. Kaum war der Capitän

auf offener See, so steckte er alle Seegel auf und fuhr mit gutem Winde davon, erwartete aber an einem sichern Orte die Ankunft des kleinen Boots, dessen Leute sich stellen mußten, als ob sie mit Briefen vom Holländischen Gesandten nach Smirna geschickt würden. Weil man auf demselben nichts fand, das dem Zoll unterworfen war, so wurde es entlassen und holte den Capitän bald wieder ein. Auf diese Weise wurden diese Unglückliche gerettet. Sie reiseten hernach lang in Italien herum, und hielten sich geraume Zeit in Venedig auf. Nach Verfluß einiger Jahre wurde einer von den Söhnen vom Wiener Hof in Dienste genommen, der andere suchte sein Glück am Rußischen Hofe zu machen. Beyde hätten sich auch ein groses Glück versprechen können, wenn sie mehr Klugheit in ihrer Aufführung gezeigt hätten. Der ältere wurde von Wien verwiesen, und irrt in der Welt herum. Der andere wurde auf Ansuchen von Rußland in einer Oesterreichischen Vestung zur beständiger Gefangenschaft verdammt, welches Schicksal er wegen eines schweren Verbrechens wohl verdient hatte. Die Mutter starb endlich nach abwechselenden Schicksalen in Siebenbürgen an einem erbärmlichen Zustand. Der Zar Peter beklagte die Schicksale des Brancovans und hatte deswegen einen starken Haß auf den Thomas Cantacuzenus geworfen, der von ihm desertirte, und den er beständig als einen Betrüger und als die Ursache des Brancovanischen Unglücks angesehen hatte.

Nach diesen tragischen Auftritten bestimmte der Vezier den Sultan zu einem neuen Auftritt wegen
1714 des Königreichs Morea. Der Krieg, den er der

Re-

Republik Venedig ankündigte, war nur ein Anfang von denenjenigen Eroberungen, welche man von den Christen, als deren unversönlichen Feind sich dieser Vezier erklärt hatte, zu machen beschlossen hatte. Man berief den Kriegsrath zusammen um den Plan zu entwerfen, den man in diesem Krieg befolgen wolte. Ein jeder sagte seine Meinung: Als aber die Reihe endlich an den Capitän Bassa Gianum Hozia kam, so brachte dieser in Vorschlag, daß, während daß sich der Vezier mit Eroberung von Morea beschäftigte, er mit der Flotte in den Adriatischen Meerbusen gehen wolte, allwo er durch seine Streifereyen von Zara bis nach Istria verhindern würde, daß kein Succurs aus Venedig ausfahren könnte, auf diese Weise wolte er die Stadt gleichsam belagern und so lang blokirt halten, bis das Königreich Morea erobert wäre, worauf er erst nach Corfu gehen und sich dieser Insel bemeistern wolle. Ein fataler Plan, wenn er genehmigt worden wäre! Aber es gefiel der Vorsehung ihn allein durch den Ehrgeiz des Veziers zu zernichten, der keine Nebenbuhler im Kriegsruhm leiden konnte. Er stellte vor, daß dieser Vorschlag allzugewagt seye, indem die Republik nicht nur Schiffe auf der See hätte, sondern auch bald starke Geschwader aus ihrem Arsenale auslaufen lassen könnte, welche im Stande wären, ihn zu bezwingen, und an die feindliche Küsten zu jagen. Er fügte noch hinzu, daß die Schiffarth in diesen Gewässern sehr schwer sey, daß es unendliche Summen und Mühe kosten würde, eine von dem Osmanischen Reiche so weit entfernte Flotte mit Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfnissen zu versehen, man müsse sich gegenwärtig damit begnügen,

was sehr leicht zu erobern sey und andere Unternehmungen auf das folgende Jahr verschieben. Man gab dem Gutachten des Veziers wegen seines Ranges und Ansehens Beyfall und machte alle Zurüstungen zur Ausführung desselben. Es gelang ihm auch, nachdem er sich mit einer ansehnlichen Flotte und Mannschaft vor Morea gezeigt hatte, diese Halbinsel zu erobern. Und man wird diesfals nicht leicht entscheiden können, ob er seinen Endzweck durch die Ueberlegenheit seiner Waffen, oder durch andere menschliche Unvollkommenheiten erlangt habe, welche auf dieser Welt gemeiniglich ungestraft bleiben, wenn es solche niederträchtige Seelen giebt, welchen ihr Gewissen, ihre Pflicht und die Vaterlandsliebe feil ist. So gefiel es der göttlichen Gerechtigkeit, daß dieses Königreich im J. 1715. innerhalb 29 Tagen mehr geraubt, als erobert wurde, wegen dessen Verlust so viele betrübte und um die Republik wohl verdiente Familien ihre Thränen noch nicht abgetrocknet haben, welche bey dieser Gelegenheit ihr Leben und Vermögen verloren.

Die Türken, welche nach ihrer Gewohnheit wegen eines so schnellen Glücks sehr aufgeblasen waren, machten alle Zurüstungen auf das folgende Jahr um den wichtigen Platz Corfu zu belagern. Das Haus Oesterreich erklärte sich indessen ebenfals wider die Pforte und vereinigte seine Macht mit der Republik.

Der Vezier, der voll guter Hofnung wegen des guten Anfangs seines Glücks war, bekümmerte sich nicht viel darum, noch einen andern Feind auf dem Halse zu haben, und glaubte im Stand zu seyn, wider beyde Alliirte zugleich mit Vortheil zu kriegen. Er

zog

zog also mit einem starken Heer wider die Oesterreichische Macht in Ungarn, allwo der Prinz Eugenius von Savoyen commandirte, nach Corfu aber wurde der Seraschier Kara-Mustafa-Bassa und der Capitän-Bassa Giacun-Hoza bestimmt, der eine Flotte von 62 Schiffen von der Linie und einige Galeeren unter seinen Befehlen hatte, wovon die letztern zum Transport von Mannschaft und Kriegsgeräthe in das Lager vor Corfu dienten. Gott schützte die Sache der Christen. Corfu, diese Vormauer von Italien und der Christenheit, wurde gerettet, so viele Mühe sich auch die Türken gaben, diesen Platz zu erobern. Bey Peterswardein glückte es dem Prinzen Eugenius, einen herrlichen obwohl blutigen Sieg über die Türken zu erfechten, und in dieser Schlacht wurde der Vezier selbst durch zween Musketenschüsse todtgeschossen.

Das ganze Türkische Heer mußte fliehen und wurde zerstreut. Der Prinz rückte gleich vor Temeswar, welches sich nach einigem Widerstand an den Sieger ergab. Der Ungarische unglückliche Feldzug machte, daß sich die Türken entschlossen, die Belagerung von Corfu aufzuheben und ihr Heer zurückzuziehen. Dieses war schon 42 Tage in den Transcheen gestanden, hatte bey dieser Belagerung ungemein viel erlitten, und hatte noch überdies das Unglück, daß nicht nur bey dem Landheere unter den Anführern Streitigkeiten entstanden, sondern daß endlich die Land- und Seeofficiere in grose Erbitterung wider einander verfielen. Zu dieser Uneinigkeit und Unregelmäsigkeit der Angriffe kam noch ein so starker und anhaltender Regen, mit Donner und Blitzen vermischt, welches unter diesem Himmelsstriche

ſtriche im Mohat Auguſt eine ſehr ſeltene Erſcheinung iſt, ſo daß nach Verfluß eines Tages alle Linien und Gräben mit Waſſer angefüllt wurden. Das ganze Heer gerieth in groſe Gefahr und zog ſich auf die benachbarte Hügel zurück. Alle Mund- und Kriegsbedürfniſſe waren naß, die Lebensmittel waren beſchädigt, die Erde war kothig und voller Sumpf, der Soldat konnte ſich nicht lagern, die Zelten waren durch das Waſſer niedergeriſſen und verderbt worden. Bey dieſen bedenklichen Umſtänden war der Seraſkier in groſer Verlegenheit und wußte nicht, wie er ſich helfen ſolte. Indem er aber ſeinen traurigen Gedanken nachhieng, kam ein Fieman, er ſolte den Platz in die Luft fliegen laſſen, wenn er ihn erobert, oder wenn er ihn noch nicht erobert hätte, ihn zu verlaſſen. Er befolgte das letztere, ließ das Heer bey Nacht aufbrechen, lagerte ſich am Ufer des Hafen Guino, wo er an Land geſtiegen war, hier warteten die Galeeren und Transportſchiffe auf ihn, welche ihn an das auf der andern Seite gelegene Ufer von Butrinto überſetzten. Der Seraſkier beeilte ſich mit ſeinen Völkern dahinzukommen, und nahm zu dieſem Ende nichts mit ſich, als was leicht war, damit er deſto ſchneller an den Ort ſeiner Beſtimmung kommen möchte. Er hinterlies 92 Canonen von verſchiedenem Caliber, alles Kriegsgepäck mit vielen Zelten, eine groſe Menge Lebensmittel und einige Transportthiere. Die Befreyung von Corfu, das verlohrne Treffen in Ungarn, und die Einnahme von Temeswar gaben dem Feldzuge der Chriſten eine ganz andere Geſtalt, welche nun anfiengen, beſſere Hofnung zu haben.

Die-

Dieses verhinderte aber nicht, daß der Krieg nicht das folgende Jahr fortgesetzt wurde. Die Venetianer suchten mehr sich zu vertheidigen. Sie liessen zwar eine starke Flotte in die See stechen, schienen aber mehr die Absicht zu haben, zum Vortheil der Oesterreichischen Waffen eine Diversion zu machen, als Eroberungen vor sich selbst zu versuchen, wenn man anders nicht die Eroberungen von Prevesa, Vonizza, Butrinto und die Wiedereinnahme der Insel S. Maura anführen wolte, welches aber im Grund geringe Vortheile waren, wodurch die auserordentliche Kosten, die man auf diesen Krieg verwenden mußte, noch lange nicht ersetzt wurden. Ihre Flotte maß sich die ganze Zeit dieses Kriegs über wol siebenmal mit den Türken: **Niemals** aber vermochte die Ueberlegenheit der letztern den Muth und die Tapferkeit der erstern zu bezwingen. Es haben auch die türkische Flotten niemal durch **ihre Seeschlachten** vieles zu grosen Eroberungen beygetragen. Sie kosten sehr grose Summen, verursachen einen auserordentlichen Aufwand, und dienen zu nichts, als sich in der Welt durch verzweifelte Streiche einen Namen zu machen, der in der That selbst dem Türkischen Reiche mehr schädlich ist, so glänzend auch das äusere Ansehen seyn mag. Das Beyspiel anderer Machten bewegte sie, sich zur Vermehrung ihrer Seemacht zu entschliessen, welche vieles zur Ehre, aber wenig zum Nutzen beyträgt, obwohl die Nothwendigkeit sie zu rechtfertigen scheint.

Das folgende Jahr erschien Prinz Eugenius vor Belgrad der stark bevestigten Hauptstadt von Servien, welche zwischen den beyden Flüssen der Donau und der

Sau

Sau liegt. Seine Anordnungen aber bekamen hier eine solche Aussicht, daß er sehr befürchten mußte, es möchte der ganze Kriegsruhm, den er sich das vorige Jahr erworben hatte, vor Belgrad scheitern und das Christliche Heer einer gewissen und augenscheinlichen Gefahr ausgesetzt werden. Ein heilsamer Entschluß, den ihm seine Klugheit an die Hand gab, rettete ihn aus einer grosen Verlegenheit. Er war in der Mitten zwischen der belagerten Stadt und einer zahlreichen Türkischen Armee, welche unter den Befehlen des neuen Grosveziers der Stadt zu Hülfe eilte. Man sagt, daß ihn der Kummer wegen seiner gefährlichen Lage so sehr durchdrungen habe, daß ihm die Thränen in den Augen stunden. Er berief in dieser dringenden Gefahr den Kriegsrath zusammen, man beliebte einen plötzlichen Angrif und dieses solte das entscheidende Mittel bey der damaligen Gefahr seyn. Unvermuthet wurden bey dunkler Nacht die Transcheen der Türken überfallen, die Mannigfaltigkeit von falschen Angriffen vereitelte alle Anstalten der Türken, und der Prinz drang auf diese Weise mit dem Kern seiner Völker in die Transcheen und mitten in das feindliche Lager ein. Ein so wohl überlegter und glücklich ausgeführter Streich hatte die allerbeste Wirkung.

Kaum sahen sich die Türken angegriffen so waren sie, ohne in der Verwirrung und vor Schlaf zu wissen, wo sie sich am meisten widersetzen solten, in einem Augenblick überwunden. Bey dem Anbruch des Tags kannten sie ihren Verlust, und diese glückliche Kriegslist bließ dem Prinzen, seinen Officiers und Soldaten wieder einen Muth ein, nachdem er den vorhergehen-

den

den Tag gar sehr gewankt hatte. Die Stadt, welche die Niederlage ihrer Hülfsvölker sahe, ergab sich unter guten Bedingungen und alles wurde mit der besten Ordnung ausgeführt.

Da nun die Sachen der Türken eine so unglückliche Wendung nahmen, da sie einen mächtigen Feind auf dem Nacken hatten, der des Siegens gewohnt war, da Belgrad diese Vormauer der Hauptstadt erobert war, so blieb ihnen nichts übrig, als gröserm Unglück durch einen Frieden vorzukommen. Engelland und die Generalstaaten wurden als Mittler erwählt, und in wenigen Tagen wurde in Passarowiz ein vor das 1718
Haus Oesterreich höchst vortheilhafter Frieden geschlossen. Der Besitz dessen, was man erobert hatte, war vor beyde Alliirte einer der wesentlichsten Punkten: Auf denselben folgten noch einige andere Artikel, die Handlung und die Gränzen betreffend, welche zwischen den beyderseitigen Ländern festgesetzt und beobachtet werden solten.

Der Passarowizer Friede hatte nunmehr unter den Christen und Türken in Europa die Ruhe wieder hergestelt und zu Anordnungen Anlaß gegeben, welche die Nothwendigkeit bey solchen Zeitumständen erforderte. Die Türken selbst bemühten sich ihren Europäischen Provinzen auf dieser Seite wieder eine gute Verfassung zu geben, nicht ohne Befremdung und Besorgniß derjenigen Machten, welche im vorigen Kriege die Oberhand behauptet hatten. Der Wiener Hof hatte als Bevollmächtigten zum Passarowizer Friedensgeschäft den Grafen Virmont, und die Republik Venedig den Ravalier und Procurator Carl Ruzzini, der hernach Doge

gewor-

geworden, abgeschickt, und diese Herrn waren so glücklich, den Frieden in Europa, wenigstens auf dieser Seite wieder herzustellen.

Es verflossen aber kaum 4 Jahre, so mußten
1722 die Türken ihre Aufmerksamkeit auf Asien wenden.

Die Verwirrungen und Unruhen in Persien eröfneten eine neue Schaubühne, auf welcher auch die Türken ihre Rolle zu spielen genöthigt wurden. Persien, dieses uralte Reich, welches der Osmanischen Pforte die Oberherrschaft in Asien so lang streitig gemacht und dem Türkischen Eroberungsgeist zu verschiedenen malen ein Ziel gesetzt, fand in seinem eigenen Busen den fatalen Anfang seines Umsturzes. Es ist ein merkwürdiges Beyspiel, wie sehr die Schläfrigkeit und die Schwäche der Regenten auf einer Seite, auf der andern aber Ehrgeiz und die Geldbegierde der vornehmsten Ministern und der ersten obrigkeitlichen Personen einem Reiche gefährlich werden können, und wie viel die Unmäßigkeit und Schwelgerey der Grosen, und die Laster eines müßigen Volks, welches sich noch dessen rühmt, was in einer jeden andern, folglich auch in dieser bürgerlichen Verfassung fehlerhaft ist, darzu beytragen, ein Land der unmäßigen Begierde seiner eigenen Bürger preiß zu geben. Der ganze Muth und die Seelenkräfte der Perser waren so feige geworden, daß sie nicht merkten, wie sie nach und nach in einen tiefen Grad der Entkräftung verfielen, bey welchem sie so gar den Namen des Kriegs vergasen. Wenn weitläuftige und blühende Provinzen, wenn eine glückliche Handlung, wenn Ruhe mit seinen Nachbarn zu nichts anders dienen, als daß aus dem Genusse der natürlichen und erworbe-

worbenen Reichthümer Gährungen entstehen und daß man die Glückseligkeit des Staats mißbraucht, so ist ein Fürst mit seinen Ministern höchst unglücklich, wenn er sich durch einen solchen blosen Schein dahin reissen und täuschen läßt: denn alle diese Quellen können leicht versiegen, wenn man die Ordnung in der Regierung vernachläsigt. Dies war der Fall, in welchem sich Usseim-Saah befand. Dieser König von Persien war der letzte Regent aus jener Familie, welche über dieses weitläuftige und grose Reich nach der Eroberung des Yengis-Kam einige Jahrhunderte über geherrscht hat. Er war zu einer Zeit auf den Thron gekommen, da die Mißbräuche im Regimente schon zu einer gewissen Stärke angewachsen waren. Es fehlte zwar nicht an Ministern, welche, mit einer eifrigen Rechtschaffenheit bewafnet, die Unterthanen zur Tugend zurück riefen, und sich alle Mühe gaben, dem gänzlichen Umsturz zuvorzukommen, womit sie ihr ganzes Reich bedrohet sahen. Die Laster aber hatten so starke Wurzeln gefaßt, daß man all ihre Bemühung und Erinnerungen sehr wenig achtete. Die Schwachheit des Regenten und die Schaar von Schmeichlern, welche ihn umgaben, verstopften allen Verbesserungsplanen den Zugang. Die Eitelkeit herrschte bey Hofe, und die Hofveränderungen selbst hatten eine Folge, welche dem vielleicht guten Regierungssystem eine verderbliche Richtung gab.

Am Persischen Hofe sind, so wie an andern orientalischen Höfen, viele Verschnittene. Es ist dieses eine Art von Leuten, welche von der allerniedrigsten Classe von Menschen entsprossen sind, und durch einen ohngefähren Zufall in die Serrails der orientalischen Prinzen als

Sklaven gebracht werden. Hier besteht ihr ganzer Vorzug darinnen, daß sie Diener der Leidenschaften und der Eifersucht ihres Regenten sind. So bald sie aber sich in der Gnade ihres Herrn festgesetzt, welche allein von ihrer Treue urtheilen können, so werden sie bald durch einen unermeßlichen Ehrgeiz entflammt, welcher sie reizt, sich eine ausschweifende Macht anzumasen. Gleichwie sie aber wohl wissen, daß sie eine ganz besondere Classe von Menschen ausmachen und daß sie deswegen von der andern Classe verachtet und verspottet werden: So suchen sie bey den Ergötzlichkeiten des Regenten sich fest in seinem Vertrauen zu setzen; und so bald sie dieses erreicht, so kan es ihnen nicht an Gelegenheiten fehlen, sich über andere zu erheben und ihre Gnade als das schätzbarste Geschenk zu verkaufen. In solchen Regierungen ist allemal der erste Verschnittene eine Hauptperson. Fällt diese Stelle einem Manne zu, der das Gemüth des Regenten durch sinnliche Vergnügungen zu gewinnen und zu lenken weiß, so wird er im ganzen Reiche die allergröste Macht besitzen. Wenn einmal sein Ansehen gegründet ist, so wird er einen solchen Gebrauch davon machen, daß ihn jedermann als den Mittelpunkt aller Hofverhandlungen ansehen und sich äuserst hüten wird, ihm Anlaß zu einigem Verdacht zu geben, weil er Mittel genug hat, sich an seinen Feinden zu rächen.

Gleiche Gewalt verübten sie in Persien. Sie hatten sich nach ihrer gewohnten Bosheit auf einen so hohen Gipfel der Macht geschwungen, daß die andern Premierministers alle ihre Rechte verlohren und blos die Ehre hatten, Diener der Verschnittenen zu seyn.

Weil

Weil der Geiz unter ihren herrschenden Lastern das stärkste ist, so verbanden sie sich allemal mit den feilsten Ministern, um den Nutzen mit ihnen zu theilen. Ihr schändlicher Handel war damit noch nicht gestillt: Sie griffen immer weiter, und zogen endlich nach und nach alle Geschäfte an sich. Niemand konnte sich Gehör oder irgend einige Gunst versprechen, wenn er sich nicht darzu bequemte, mit dem Verschnittenen um eine gewisse Summe Geldes übereinzukommen. Hierzu kam zum Unglücke noch die auserordentliche Schwäche und Feigheit des Königs Usseim-Saah, welcher sich ganz von ihnen beherrschen ließ und ihnen selbst Anlaß gab, mit ihm anzufangen, was sie wolten. Sie bezauberten ihn durch die schändlichste Weichlichkeit; sie fesselten ihn durch die schmeichelhafteste Bande seiner Weiber, sie verkürzten ihm die Zeit mit allen Arten von Ausschweifungen, welche bey einem solchen Ueberfluß von Sachen zu erdenken waren. Sie hatten ihn endlich in einen solchen Zustand versetzt, daß er sich gar nicht mehr um die wichtigste Reichsangelegenheiten bekümmerte, sondern so lebte, wie es seine Verschnittene wolten, welchen er Macht gegeben hatte, alles nach ihrer Willkühr zu entscheiden. Mitten unter solchen Böswichten und an einem so wollüstigen Hofe, dessen Beyspiel auch unter dem Volk Nachahmer gefunden, gab es doch noch angesehene, verständige und verdienstvolle Männer, welche über den Zustand des Reichs, der nichts als einen gänzlichen Umsturz nach sich ziehen konnte, von Herzen seufzeten. Sie waren aber in die Unmöglichkeit versetzt, dem Uebel abzuhelfen. Denn wenn sie sich ihrem Könige nähern wolten, um ihn von der

Gefahr des Reichs zu belehren, so mußten sie vorher denen Verschnittenen vor die Augen treten, welche sehr aufmerksam waren, alle Zugänge zum Könige zu verschliessen. Der vornehmste Staatsminister am Persischen Hofe ist der Atemat-Deulet, welcher etwa eben dasjenige, was bey den Türken ihr Grosvezier ist. Er ist zwar nicht verpflichtet, das Hauptcommando über das Heer zu führen, bleibt aber dessen ungeachtet allemal der erste Minister, auf welchem in Kriegs- und Friedenszeiten die ganze Last von Geschäften liegt. Zu diesen Zeiten aber war er ein bloses Bild, welchem man kaum so viele Ehre wiederfahren ließ, als sein Rang erforderte. Man pflegte sonst allemal die angesehenste Männer vom allergrösten Adel zu dieser Stelle zu befördern: derjenige aber, so damals diesen Posten bekleidete, war nicht nur von vornehmer Geburt, sondern hatte auch auserordentliche Gaben, womit er eine ausnehmende Ehrlichkeit, Treue und Liebe vor seinen König und sein Vaterland verband. Seine Tugenden zogen ihm endlich den Neid und den Haß der Verschnittenen zu, welche ihn bey dem König so anschwärzten, daß er durch ein tragisches Ende aus dem Wege geräumt wurde.

Die Gesetze von Persien verordneten, daß man die angesehenste und verdienteste Männer als Statthalter über die Provinzien setzen solle, welche dieselbe unter dem Titel als Kam oder Fürsten regierten. Sie mußten nach dem Verhältnisse der Bevölkerung und der Einkünfte der Provinz eine gewisse Anzahl Truppen erhalten, die übrige Einkünfte aber zur Schatzkammer liefern. Wenn man einen Kam ernannte, so wurde ihm die Zeit seiner Regierung nicht genau bestimmt.

Ein

Ein jeder gab sich daher Mühe, sich durch seinen Diensteifer und Pünktlichkeit im Regimente in seiner Stelle zu erhalten. Gemeiniglich folgte mit Genehmigung des Königs der Sohn seinem Vater nach, und auf diese Weise wurden die Statthalterschaften nach und nach fast erblich. Eine solche Nachgiebigkeit schadete der Unterwürfigkeit nichts, sondern sie wurde hierdurch nur desto vester, weil ein jeder durch seine vorzügliche Dienste sich beeiferte, seiner Familie hierdurch Ehre und Ruhm zu erwerben. Die Persianer, welche vorzüglich vor vielen andern orientalischen Völkern die Grade ihres eigenen Ursprungs und Adels rühmen und ihn zu erhalten suchen, haben ein so zärtliches Gefühl von Ehre und Vaterlandsliebe, daß sie mit dem Glanz ihrer Geburt auch die Pflichten gegen ihren König und gegen ihr Vaterland zu verbinden wissen. Der aufmerksame Alemat-Deulet gab sich alle Mühe; diese, so wie alle andere Ordnungen, welche das System der Regierung unterstützten, aufrecht zu erhalten: Alle seine Bemühung aber war vergeblich. Der niederträchtige Handel der Verschnittenen hatte zum grösten Schimpfe des Reichs alles in eine andere Gestalt verwandelt. Sie änderten die Statthalterschaften sehr oft und erbitterten hierdurch die adelichen Familien aufs äuserste, welchen so wichtige ihnen mit Recht zustehende Stellen auf einmal entzogen wurden. Alle obrigkeitliche Aemter, alle Stellen und Würden des Reichs, welche vormals nach den Grundgesetzen desselben verliehen wurden, konnten nun von den Verschnittenen um Geld erkauft werden, und wer dieses anbot, erhielte seinen Endzweck gewiß. Das ganze Reich wurde hierdurch in die gröste Unord-

nung gestürzt. Die Provinzen weigerten sich den neuen Statthaltern zu gehorchen, welche sie als unwürdige Leute ansahen, und von Candahar waren schon etliche male Berichte und Vorstellungen nach Hofe geschickt worden. Man bat um Hülfe, man gab dem König zu erkennen, wie weit die Erbitterung der Unterthanen gehen könnte, wenn man solche Leute über die Provinzien als Statthalter setzte, welche Creaturen der Verschnittenen wären. Endlich mußte man dem König mit drockenen Worten sagen, daß man sich mit allem Ernst darwider setzen würde, wenn man nicht diejenige Statthalter wieder einsetzte, an welche man gewohnt wäre.

Man glaubt, daß die Pforte gleich anfangs Nachricht vom Mißvergnügen der Persischen Provinzien gehabt und die Empörung heimlich unterstützt habe, weil ihre beständige Staatsmaxime diese ist, in Persien Neuerungen zu erregen um davon Nutzen zu ziehen. Obwohl der getreue Atemat-Deulet merkte, daß er sich der gröstten Gefahr aussetzte, ja ob er wohl unendliche Schwierigkeiten vor sich sahe, welche er nicht leicht überwinden konnte, so wagte er es doch, sich selbst seinem König zu nähern und ihm die äuserste Gefahr des Reichs vorzustellen, damit er noch in Zeiten dem Unglücke begegnen könnte, welches dem ganzen Reiche bevorstände. Er bat ihn keine Zeit zu verlieren, um seinen Thron und seine Staaten zu retten. Seine Vorstellung war eine der lebhaftesten und eifrigsten, ob sie wohl sonst in den Schranken der Mäsigung blieb. Jemehr aber der unglückliche Staatsminister solche redende Wahrheiten entwickelte, desto beissender war sein Verdruß, als er sahe, daß die Verschnittene ihm unverschämt

schämt widersprachen und daß der thörichte König sich ganz durch ihre falsche Vorgebungen blenden ließ. Diese Betrüger erbitterten ihren Monarchen so sehr wider den getreuesten Diener, den er hatte, daß er sich vornahm, die seinen Schmeichlern aufgebürdete Beschuldigungen zu rächen. In diesem unvernünftigen Entschluß setzte er den ersten Minister ab und ließ ihn noch überdies blenden, damit er nicht wieder zu dieser Würde erhoben werden könnte. Wann Wollüste und andere Laster, welche sich in den regelmäsigsten Staaten einschleichen, die festeste Grundsäulen derselben erschüttern: Wie vielmehr wird ein Staat seinem plötzlichen Umsturz ausgesetzt seyn, dessen uneingeschränkter Beherrscher sich solchen Leuten anvertraut, welche keine andere Empfindungen haben, als solche, die ihnen durch ihre eigene Leidenschaften eingeflößt werden? Wie muß es einem Lande ergehen, dessen Minister durch einen bosyhaften Ehrgeiz aufgeblasen und aller gemäsigten Grundsätze unfähig sind, so daß sie die wahre Staatsgrundsätze vernachläsigen, welche so wie das gröste Heiligthum der Religion die Brust eines jeden Patrioten beleben sollen? In einem Reiche, welches von Natur viele Reichthümer besitzt, bringt der Müßiggang gemeiniglich einen Keim der Verderbniß hervor, welches bey einer jeden geringen Gelegenheit sich über den ganzen Staat ausbreitet, und desto tiefere Wurzeln schlägt, je weniger man es merkt, wie sehr gewisse Neuerungen den alten Begriffen und dem Wohl des Staats widerstreben. Eine gleiche Wirkung hatten die Laster in Persien. Sie beförderten den gänzlichen Zerfall und Umsturz dieses so blühenden Reichs, und ein widriges Schicksal wolte,

daß, so viele Mühe sich auch die rechtschaffenste Männer gaben, die bevorstehende Gefahr zu hemmen und dem eindringenden Verderben zu steuren, endlich doch der Stolz und Eigensinn einiger Wenigen, der Eigennutz und die Raubgier einiger anderer, und das betäubte Gemüth eines schwachen und weibischen Monarchen die Oberhand behielte.

Die Afganen, Völker, welche die Gegenden um Candahar bewohnen, entweder durch die Nachläßigkeit des Hofs erbittert, der ihre Vorstellungen nicht achtet, oder durch die Türken aufgehetzt, empören sich endlich öffentlich unter der Anführung des Myrry-Weiß, eines der vornehmsten der Nation, welcher Kam von der Provinz zu seyn suchte, von den Verschnittenen aber ausgeschlossen worden war, weil sie einen ihrer Günstlinge dazu befördern wolten. Sie dringen in Persien ein, schlagen anfangs mit Mühe einige kleine Haufen von Persischen Truppen, die sich ihnen widersetzten, bemächtigen sich aller Plätze, die sie unbesetzt fanden, durchstreiften mit einer den Barbarn eigener Unwissenheit in Angriffen und Schlachten. Das ganze Land bis nach Ispahan, und rücken endlich vor die Hauptstadt. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Unerfahrenheit der Belagerer oder die Feigheit der Belagerten mehr Antheil an dem Unglücke dieser Stadt gehabt. Genug, die Afganen erobern dieselbe, ziehen im Triumph ein, und der rechtmäßige König komt ihnen in Trauerkleidern und mit einem Trauergefolge entgegen, ernennt den Myrry-Weiß als König, setzt ihm die königliche Binde auf das Haupt, und bittet ihn um nichts anders, als daß er ihn bis an sein natürliches Lebensende mit einigen

gen Einkünften leben liese, um seine Tage in der gewohnten Gemächlichkeit schliesen zu können. Der Ueberwinder willigt darein, und ist, wie behauptet wird, aus einer gewissen natürlichen Dumheit ganz erstaunt, weil er sich in Gegenwart seines wahren Souverains einer so grosen Ehre nicht würdig schätzt. Er bedenkt sich eine Weile, ob er seine Stelle dem Ueberwundenen abtreten oder sich seines blinden Glücks bedienen solte. Indessen hält er seinen Einzug in der Hauptstadt, erbeutet unermeßliche Schätze, und hat Mühe, sich in seinem neuen Posten zu kennen; auf welchen ihn ein Zufall eines unverdienten Glücks erhoben hatte.

Als die Türken von den Unruhen der Perser und von dem glücklichen Fortgang der Afganen Nachricht erhielten, so bemäntelten sie zwar anfangs ihre Absichten unter dem Vorwand, daß in dem letzten Frieden, (welcher zwar schon vor hundert Jahren geschlossen worden war) die Gränzen noch nicht festgesetzt und seit dieser Zeit streitig wären. Im Grunde aber wolten sie diese gute Gelegenheit nicht versäumen, Eroberungen zu machen, und ihre Gränzen so weit auszudehnen, als es ihnen die glückliche Lage der Verbindungen erlauben würde. Es schiene auch bey der Verwirrung des Persischen Reichs sehr leicht zu seyn, neue Länder zu erobern. Sie drangen auf der Seite von Erzerum in Armenien ein, besetzten Erivan, welches man vor das alte Tigranocerta hält, eroberten hierauf Georgien, das vormals Iberien hies, rückten auf der Seite von Bagdad in Mesopotamien ein, bemächtigten sich der Hauptstadt, und rüsteten sich ihre Siege noch weiter auszubreiten.

Hierüber erwachte die Eifersucht der Moscowiten. Der Zar Peter war ohnedies gewohnt nichts zu versäumen, was der Handlung seiner Staaten Vortheil bringen konnte. Um nun theils neue Aeste der Handlung zu entdecken, theils so beschwehrliche und mächtige Nachbarn wo möglich von seinen Staaten zu entfernen, ergrif er die Waffen, besetzte Baku an der Mündung des Flusses Circ oder Cyrus, der sich in die Caspische See ergießt, eroberte Derbent oder das eiserne Thor, welches den Eingang zu diesem Meere eröfnet und von Alexander dem Grosen erbaut worden war, rückte in Schirwan ein, setzte festen Fuß in Gilan, welche beyde vormals das alte Hircanien ausmachten, und unterhielt ein gutes Verständniß mit den Völkern von Georgien, welche von ihm als ihrem Beschützer und Religionsverwandten Hülfe wider das Türkische Joch erwarteten. Dieses ganze Land an den Ufern der Caspischen See erleichterte seine Handlungsaussichten ungemein. Denn da diese Provinzien viele natürliche Reichthümer haben, so eröfnen ihre Produkten vor sich selbst schon eine Quelle vor eine einträgliche Handlung.

Den Türken konnten die nahe Eroberungen der Russen nicht angenehm seyn. Da sie noch überdies Peters Verständnis mit den Georgischen Völkern wohl wußten, so befurchteten sie nicht ohne Grund einen Einfall in diese Provinz, welche vor das Osmanische Reich von äuserster Wichtigkeit ist. Denn da sie an Mingrelien oder das alte Colchis gränzt, so hätte sie ihm den Weg zur Eroberung der ganzen Gegend bis an das schwarze Meer gebahnt. Es war zwar dieses mehr eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß es geschehen könnte, als ein

gegrün-

gegründeter Verdacht: Jedoch war auch jene schon vermögend zwischen beyden Mächten einen unvermeidlichen Krieg hervorzubringen, indem beyde sich in die Wette beeiferten, einander in Beraubung eines zerrütteten Reichs es vorzuthun. Die Sache gediehe zu Unterhandlungen und beyde streitende Theile behaupteten ihre Gründe. Der Französische Gesandte Graf von Bonac wurde von beyden Seiten als Mittler erwählt, und der Zar von Rußland suchte seine Sache durch Rechtsgründe darzuthun. Er stellte vor, daß eben die Beweggründe, wordurch die Türken angetrieben worden wären, ihre Gränzen zu erweitern, auch ihn bestimmt hätten, seine Handlung zu versichern. Weil im Grunde die Sache darauf ankam, daß man einen Dritten des Seinigen beraubte, so hatte der Vergleich keine grose Schwierigkeit, und man kam in Ansehung des wichtigsten Punkts darin überein, daß die Russen nicht die geringste Ansprache auf Georgien machten, welches wegen seiner Angränzung mit Mingrelien dem Türkischen Reiche zinsbar bleiben solte. Auf diese Weise wurde die wichtige Streitfrage entschieden, welche einen blutigen Krieg zu drohen schiene. Der Vergleich wurde unter Gewährleistung des Französischen Gesandten geschlossen, und der Herr Graf von Bonac schickte seinen eigenen Neffen den Herrn von Aillon an den Rußischen Hof ab, um den wichtigen und beyden erbitterten Theilen so angenehmen Vergleich unterzeichnen zu lassen.

Auf diese Weise bekam Persien eine ganz neue Gestalt. Der rechtmäsige König war abgesetzt, die Provinzien wurden von mächtigen Nachbarn erobert, die Völker zerstreuten sich und dieses blühende Reich

gerieth

gerieth in die äuserste Verwirrung. Jedoch fehlte es mitten unter solchen Zerrüttungen nicht an Grosen, welche noch Muth und Herzhaftigkeit zeigten. Einige schlichen sich aus der Hauptstadt davon, begaben sich in die getreue Provinzien, sammleten Truppen, und suchten die Hauptstadt zu retten. Tamas-Saah-Zaade, ein Sohn und der nächste Thronfolger des Königs Usseim-Saah, dem einige Grose anhiengen, gab sich Mühe den Thron seines Vaters aufrecht zu erhalten: Weil er aber eben so blödsinnig war, als sein Vater und bey der weichlichen Erziehung des Serrails eine wahre Stärke des Geistes nicht hatte erwerben können, so begab er sich nach Corasan, einer Provinz in Pactriana mehr in der Absicht sich zu flüchten, als eine ernsthafte Vertheidigung zu unternehmen, und den wankenden Thron seiner Väter, wie er wohl hätte können, zu unterstützen, um nach dem Recht der Geburt denselben zu besteigen. In Corasan verweilte er sich, und verbarg sich alda aus Furcht ohne einer kühnen Unternehmung fähig zu seyn. Der Statthalter dieser Provinz war damals einer der angehensten und edelsten Männer des Reichs, der aber eben so feig und weichlich war, als viele andere. Ihm diente Thamas ein Mann von geringer Geburt, ein Hirten Sohn, der hernach unter dem Namen Tamas-Kuli-Kan und hierauf als Saah-Nadir sich so berühmt machte. Dieser Mann, der einen kecken und unternehmenden Geist hatte, ließ sich einfallen, in der Zerrüttung des Reichs sein Glück zu versuchen und sich auf einen Posten zu schwingen den er sich vormals kaum zu begehren unterstanden hatte. Er rafte über 100 berüchtigte Räuber,

ein

ein verzweifeltes und entschlossenes Volk zusammen, und richtete seine Unternehmungen nach dem Verlangen seiner Leute ein, das ist, er that mit ihnen das, was zu ihrer Bereicherung etwas beytrug, und hierzu schafte ihm die allgemeine Unordnung Anlaß genug. Jedoch änderte er bald seinen Plan wieder, als er noch kaum seinen ersten Vorsatz versucht hatte. Er gieng entweder aus Eifer oder aus Freyheit zum Prinzen Tamas-Saah-Zaade, zeigte sich ihm mit seinem Trupp, und bat ihn sie zur Leibwache anzunehmen und ihn in den Stand zu setzen, damit er etwas Wichtiges unternehmen könnte. Der Prinz gab ihm seine Einwilligung, man steckte die königliche Fahne auf, und nachdem er einmal diese Vollmacht erlangt hatte, so zog er die wahren Vertheidiger ihrer Sekte, die Liebhaber der Freyheit, und die Verehrer des rechtmäßigen Königs an sich. Er unterließ nichts von dem, was der Begierde der Soldaten schmeichlen konnte, um an den Rebellen ihre Plünderungen zu rächen. Es stand auch nicht allzulang an, so hatte er ein zahlreiches Heer unter sich, mit welchem er sich ein besseres Glück versprach. Der Prinz Tamas-Saah-Zaade selbst bekam mehr Muth: In der erfreulichen Hofnung sich bald wieder im Besitze seines Reichs zu sehen, beförderte er den Tamas-Culi-Kam zum Seraskier, oder General und obersten Befehlshaber seiner Truppen mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten dieses Reichs. Tamas, der höchst vergnügt war, daß ihm seine Tapferkeit einen so rühmlichen und ansehnlichen Kriegsposten verschaft, brach mit der ganzen Armee auf, führte den Kronprinzen mit sich, suchte das Heer der Afganen auf, grief es an, überwand

wand es, eroberte einige Provinzien wieder, stärkte die wankende, und stürzt sich gleich über die Hauptstadt her, alwo er den Afganischen König vertrieb, und den rechtmäsigen Thronfolger Tamas-Saah-Zaade als König krönen ließ. Denn sein Vater war bereits gestorben, und vermuthlich durch die Nachstellung der Afganen ermordet worden.

Dieser schnelle und glückliche Fortgang der Unternehmungen des Tamas-Culi Kam, wodurch er das zerfallene Persische Reich wieder aufrichtete, bewegte die Türken von einem förmlichen Kriege abzustehen und durch einen vortheilhaften Frieden das zu erhalten, was sie bisher erobert hatten. Der glückliche Tamas-Culi-Kam war von der Hauptstadt entfernt, und bemühte sich, mit seinem siegreichen Heere die Provinzien wieder zum Gehorsam zu bringen, deren Statthalter sich eine unumschränkte Macht angemaßt hatten, und die Afganen, wo er sie fände, zu verjagen. Indessen wurden durch den Hassan-Bassa von Babylonien Friedensvorschläge auf das Taper gebracht, und die Türken hatten an den Persischen Hof Gesandte abgeschickt um die Friedenspräliminarien in Richtigkeit zu bringen. Der neue und schwache König hielte es sich vor ein groses Glück, Regent von einem Rest seiner Staaten zu seyn, welcher ihm doch noch das Ansehen eines grosen Monarchen gab. Weiter sahe er der Sache nicht auf den Grund: Er merkte auch die Absichten der Türken nicht, welche im Besitz ihrer Eroberungen bleiben wolten, und eben hierdurch ihn so sehr einschränken konnten, als es ihnen beliebte. Es waren auch einige vornehme Minister und Grose des Reichs, welche der bisherigen

Unru-

Unruhen und Zerrüttungen überdrüssig waren und den Frieden wünschten um sich wieder zu erholen, um hernach vielleicht wieder in den vorigen Müßiggang zu verfallen. Die Entfernung des Culikams, die Neigung der königlichen Räthe zum Frieden und die eifrige und eilfertige Unterhandlungen des Passa von Babylonien beförderten das Friedensgeschäft. Es wurden die Artikel desselben unterzeichnet und die Türken blieben im Besitz alles dessen, was sie besetzt hatten, und erhielten Georgien und Armenien mit ihren Hauptstädten. Sie freuten sich ungemein über einen so schnellen und leichten Erfolg ihrer Unternehmungen, und hielten indessen auf der Gränze in allen Vestungen starke Besatzungen, um von den Unruhen Persiens ihre Vortheile zu ziehen. Aber die Rückkehr des Tamas Culi Kam nach Hof gab der Sache eine ganz andere Gestalt. Er sagte mit einer erzürnten Mine, dieser Friede sey vor Persien höchst schimpflich, und die Nation belade sich mit einem ewigen Schandflecken, wenn sie nicht auf Rache dächte. Er protestirte wider den Friedensschluß und erwieß, daß die Persische Macht wohl hinreichend und fähig sey, ihr Eigenthum wieder zu erobern, ja ihre Eroberungen noch weiter auszubreiten und den Türken zu zeigen, wie wenig sie durch den Frieden ein Recht erlangt hätten, einen so wesentlichen Theil des Reichs vor sich zu behalten. Als er in einem allzuhohen und ernstlichen Tone die Absichten der Türken erwieß, fand er am König und seinen Ministern, welche zum Frieden gerathen hatten, starken Widerstand. In der Hitze zerriß er das Friedensinstrument, und weil er sich auf das Heer verlassen konnte, welches ihn als den Hel-

den

den von Persien ansahe, setzte er den von ihm eingesetzten König wieder ab, und erklärte ihn wegen seiner Unfähigkeit als untüchtig zum Reiche und der Krone unwürdig. Er gieng noch weiter. Er ließ den noch ganz unmündigen Sohn des abgesetzten Königs als König, sich aber durch seine Truppen und Anhänger als Saah-Nadir oder Reichsregenten erklären, bis der neue König das gesetzmäßige Alter erreichen würde. Das war wohl der stärkste Beweis seiner ehrgeizigen Absichten, welche die Grosen des Reichs bald merken mußten. Aber was wolten sie thun? Alle ihre Bemühung, den schnellen Fortgang der Sachen des Saah-Nadirs zu hindern, war fruchtlos. Als ein Sieger, der sich um das Reich wohl verdient gemacht, als ein Erhalter des Reichs, als ein tapferer Held und als ein grosmüthiger Belohner derjenigen, die sich in den Treffen hervorthaten, hatte er sich die Liebe und Zuneigung der Truppen erworben, und diese bewunderten und liebten ihn zu sehr, als daß sie ihn in seinen Unternehmungen hätten verlassen sollen. Der Titel eines Saah-Nadir, den ihr Feldherr führte, gefiel ihnen, sie unterstützten ihn, er unterdrückte seine Gegner, und behauptete seinen Thron durch Gewalt. Jedoch befestigte er ihn nicht ohne Blut. Unter verschiedenen Vorwendungen hatte er einige seiner Feinde seiner Rache aufgeopfert, und hierzu gab ihm die bisherige Zerrüttung des Reichs Stoff genug, sie einer Untreue zu überführen und zu stürzen.

Nachdem er in der Hauptstadt alles nach seiner Willkühr angeordnet und den abgesetzten König ins Gefängniß hatte setzen lassen, so forderte er die von den

Tür-

Türken geraubte Länder zurück. Unter dem Vorwand, daß sie die eroberte Provinzien von einem furchtsamen König erhascht hätten, begehrt er, daß sie der Krone Persien alles dasjenige wieder abtreten solten, was sie in Besitz genommen oder was ihnen der abgesetzte König verliehen hätte. Er zernichtete den geschlossenen Friedenstractat und kündigte ihnen den Krieg an, wenn sie sich weigern, sein gerechtes Begehren zu erfüllen. Aus dieser Verweigerung hatte ein Krieg seinen Ursprung, der in der Folge in Constantinopel eine Empörung nach sich zog, in welcher Achmet III. abgesetzt wurde, ein Krieg, der wegen seiner langen Währung den Türken so beschwehrlich und schädlich war, daß sie die verderbliche Folgen davon noch bis auf den heutigen Tag empfinden. Ihre asiatische Provinzien haben seit dieser Zeit keine feste Verfassung, auf welche man sich verlassen könnte. Einige schütteln das Joch ab, andere ertragen es mit äuserster Ungeduld, alle zusammen thun, was ihnen beliebt, und kaum kan man sagen, daß dem Sultan in diesen Gegenden ein Schatten von Macht übrig geblieben.

Hassan Bassa von Babylonien schickte in aller Eile jemand an die Pforte ab, und die Türken griffen wieder zu den Waffen. Sie schickten eine Verstärkung nach Erivan der Hauptstadt in Armenien, welche sie in dem letzten Friedenstractat mit Saah-Tamas erlangt hatten. Der Pascha Chiuporli, der als Seraskier in diesen Gegenden commandirt, machte alle Zurüstungen zur Eröfnung des Feldzugs. Culi-Kam wartete nicht bis die Türken im Felde erschienen. Er machte vielmehr alle Anstalten, sich seinen Feinden mit Nachdruck

zu widersetzen. Es ist in Armenien ein gewisses sehr hohes Gebürg, Capan-Dagh genannt, welches man mit dem Gebürge della Chiusa im Friaul vergleichen kan. Die Einwohner dieser Gebürge leben als ein freyes Volk, und sind wider die Gewohnheit der trägen Armenier kriegerisch und zu Strapazen aufgelegt. Sie machen ein Corps von 30. tausend streitbaren Soldaten aus, vertheidigen ihre Rechte und waren bisher den Persern gehorsam. In den Abwechslungen dieses Reichs behaupteten sie sich in ihrer Freyheit, so sehr sich auch die Türken bemüht haben, sie zu unterjochen. Zwischen diesem Berg und den andern, welche eine nicht geringe Kette ausmachen, ist eine enge Oefnung, welche auf die grose Strasse gegen Oberarmenien führt. Man heißt sie deswegen Capan-Dagh oder Bergthor. Durch diesen engen Weg hatte sich der Pascha Chiuporli vorgenommen mit seinem Heere einzudringen. Seine Absicht und sein Plan waren ganz gut. Er wolte sich in den Besitz dieser wichtigen Passage setzen, damit er sich den Rücken frey hielte, und diese Völker nicht zurückliese, welche ihn in seinem Marsche ungemein beunruhigen und den ganzen Lauf seiner Unternehmungen stören konnten. Er schmeichelte sich, sie überraschen zu können und sie auf diese Weise zu desto gröserer Sicherheit der ottomanischen Pforte zu unterwerfen. Er ruckte daher mit seinem ganzen Heere an den Fuß dieses Gebürgs. Die Bewohner desselben prüften von der Höhe seine Lage und berathschlagten sich, was sie zu ihrer Vertheidigung vornehmen solten. Nachdem der türkische Pascha sein Lager aufgeschlagen hatte, so schickte er einige auf den Berg, um den Häuptern dieser Nation an-

zukün-

zukündigen, daß sie sich den Türken unterwerfen solten. Sie schienen zwar darein zu willigen, indem sie aber einen ihrer Anführer an den Seraskier schicken um sich mit ihm in Verhandlungen einzulassen, so schicken sie zugleich in gröster Eile dem Culi-Kam Nachricht davon, und versicherten ihn, daß sie auf ihrer Seite alles anwenden würden um sich zu halten, daß aber alles davon abhienge, ob er sie zu rechter Zeit mit Hülfsvölkern unterstützen und hierdurch den Angrif eines so starken und zahlreichen Heeres, dem sie wohl in die Länge nicht würden widerstehen können, vereiteln würde.

Als der Abgeordnete bey dem Seraskier eingeführt worden, so hörte er zu seiner auserordentlichen Verwunderung, die stolze Anforderung der Türken, daß sie sich ergeben, Geissel stellen und die benöthigte Zufuhr in das Lager liefern, wiedrigenfals aber gewärtigen solten, daß er weder Alter noch Geschlecht verschonen würde. Der Abgeordnete antwortete in gröster Unterthänigkeit, er hofte zu seiner Gnade, daß durch die bereitwillige Unterwerfung dieses ganzen Volks seine Strenge etwas gemildert würde, indem alle sich in die Wette beeifern würden, die aufrichtigste Beweise ihrer eigenen Unterwürfigkeit von sich zu geben. Chiuporli war damit zufrieden, und entließ ihn mit den gnädigsten Zusicherungen, er wolte ihm zwey Tage Frist geben, um die Beweise des Gehorsams seiner Nation an den Tag zu legen, dessen er ihn versichert hatte. Als der Abgeordnete wieder zu seinen Brüdern zurückkam, so erzählete er ihnen, was im Gezelte des Seraskier vorgegangen, und fügte eine genaue Beschreibung von der Macht und der Stellung des Lagers

bey, welches der wahre Gegenstand seiner Abschickung gewesen war. Auf diese Nachricht säumten sie sich nicht, ein Vorhaben auszuführen, welches sie heimlich verabredt hatten. In der folgenden Nacht, als die ganze türkische Armee sorglos war, und die meisten schliefen, rückten diese Bergleute in zwoen Colonnen, jede von 6 tausend Stutten und von 10 tausend Mann ihrer keckesten und stärksten Soldaten auf die beyde Flügel des türkischen Lagers an. Die Türken hatten meistens Hengste bey ihrer Reuterey, und diese verursachten die gröste Unordnung. Denn als sie die Stutten in der Nähe merkten, so fiengen sie an zu wiehern. Je näher jene kamen, desto muthiger wurden diese, so daß sie nichts mehr zurückhalten konnte. Fast alle liefen den Stutten zu, und diese unbezwingbare Wuth der Pferde, brachte alle Türken in Unordnung, welche unbewafnet und ohne irgend etwas Böses zu vermuthen aufstunden und ihren Pferden nachliefen, um sie wieder einzuholen. Die Bergarmenier, welche die Nacht schützte, hatten noch überdies den Vortheil, daß sie die Lage der Gegenden genau kannten. Als sie daher merkten, daß die List mit den Stutten den erwünschtesten Erfolg hatte, so gaben sie ein Zeichen, stürzten sich über die Türken her, hieben alles vor sich nieder, und drangen so weit in das feindliche Lager ein, daß Chiuporli in Unordnung kam, und sich genöthigt sahe, in der Dunkelheit sein Lager aufzuheben und sich zurückzuziehen. Kaum hatte sich die Nachricht von der Schlacht des Pascha ausgebreitet, so eilten auch die andern Türken davon und liesen alles im Stich, was sie nicht hatten mit sich davon schleppen können. Die Einwohner des Gebürgs

hat-

hatten nunmehr alle Bequemlichkeit, grose Beute zu machen, und siegreich und mit Raub beladen zu den ihrigen zurückzukehren.

Culi-Kam hatte sich gleich auf die erste Nachricht auf den Weg gemacht und erhielte noch auf seinem Marsche die Nachricht von diesem glücklichen Treffen. Er rühmte die Tapferkeit dieser Nation, beschenkte sie reichlich und hielte diesen Versuch vor eine gute Vorbedeutung in Ansehung seines weitern Feldzugs. Indessen setzte er seinen Marsch beständig fort, um über die Feinde herzustürzen, welche durch den empfangenen Streich in den erbärmlichsten Umständen waren. Er holte sie auch glücklich ein, da sie sichs am wenigsten versahen. Chiuporli hatte zwar nach der Entfernung der Oerter gerechnet, daß die Zeit, welche Culi-Kam auf seinen Marsch wenden müßte, ihm Muse verschaffen könnte, den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen. Die Eilfertigkeit des Persischen Helden aber erlaubte ihm diese Ruhe nicht. Die tapfere Soldaten vom Gebürge Capan-Dagh hatten sich mit ihm vereinigt um an dem Ruhm des bevorstehenden Treffens Theil zu nehmen, und mit dieser Verstärkung rückte er bey Nacht bis an das Lager der Feinde an. Er lies seinen Truppen einige Zeit zum Ausruhen; kaum aber war der Tag angebrochen, so grif er die Feinde an, zerstreute und überwand sie, und unter der grosen Anzahl von getödteten befand sich auch der Anführer selbst Abdulla-Bassa-Chiuporli.

Nachdem er sich des Lagers bemächtigt und die Beute unter den Siegen ausgetheilt hatte, so hielte er er sich nicht länger auf, als bis sich sein abgemattetes

Heer wieder ein wenig erholt hatte. Als ein Sieger, der mit aller Nothdurft versehen war, und der durch die Bewohner von Capan-Dagh und aus andern umliegenden Gegenden mit Zufuhr unterstützt wurde, rückte er vor die Hauptstadt Erivan, welche er zu belagern anfieng. Die Türken, so alda in Besatzung lagen, hatten schon durch den Verlust ihres Haupts und des Heers allen Muth verlohren. Die Einwohner der Stadt wünschten, wieder unter die vorige Herrschaft zu kommen, und seufzeten desto mehr darnach, je mehr die Türken gewohnt sind, ihre neue Eroberungen mit aller ihrer eigenen Grausamkeit und Strenge zu behandlen, wordurch sie alle Neigung zu den vorigen Beherrschern zu ersticken glauben. Die Belagerung dieser Stadt währte nicht lang. Auf allen Seiten eingeschlossen, ohne Hofnung irgend eines Entsatzes mußte sie sich endlich ergeben. Culi-Kam eroberte sie mit dem Sabel in der Faust, wobey aber wenig Blut vergossen wurde, weil die Türken die Nacht zuvor gröstentheils in das angränzende Georgien entwichen waren. Nach Eroberung dieses Platzes und des ganzen Armeniens verfolgte er seine Feinde, rückte in Georgien ein, verjagte die Türken auch hier, und führte diese Provinz unter den natürlichen Gehorsam der Persischen Krone zurück.

Georgien, das alte Iberien und eine der blühendesten Provinzien Asiens, steht zwar unter dem König von Persien, wird aber durch seine eigene Fürsten, nach den eigenen Landesgesetzen regiert. Diese Freyheit wurde durch ein hartes Gesetz überwogen, daß der regierende Fürst sich zur Persischen Religion bekennen und

sich

sich beschneiden lassen mußte. Hierdurch aber wurden weder seine Söhne noch Enkel noch andere Anverwandte verpflichtet, welchen die freye Ausübung ihrer eigenen Religion, welches die eigentliche Religion der rechtgläubigen orientalischen Kirche ist, gelassen wurde. Auf diese Weise war das Land beständig von der alten angesehenen Familie der Wagtan-Kam beherrscht worden, und die Erbfolge wurde in demselben, jedoch unter der angezeigten Bedingung, beobachtet. Während daß die Zerrüttungen des Königreichs Persien in allen Staaten und Provinzien dieser Krone eine Aenderung nach sich zogen, wurde Georgien von den Türken besetzt, unter welchen die grausamste Feindseligkeit, Plünderungen, Feuer und Schwerdt den innern Zustand änderten, die Religion antasteten und alles der Barbarey aufopferten. Der Fürst Wagtan-Kam, der damals regierte, war auser Stand sich den Anfällen solcher Feinde zu widersetzen und sein Land von diesem grausamen Schicksal zu retten. Er sammlete daher alle seine Kostbarkeiten, und flüchtete mit denselben, samt seiner Gemahlin und Söhnen unter einer Bedeckung von tausend Mann in die von den Moscowitern besetzte Staaten Schirwan und Gilan. Als die Nachricht von der Flucht dieses Fürsten an den Rußischen Hof gemeldet wurde, und Wagtan zugleich um Erlaubnis ansuchte, der Kaiserin selbst aufzuwarten, so wurde ihm nicht nur der Aufenthalt in den Rußischen Staaten, sondern auch die Erlaubnis gestattet, nach Hof zu kommen. Jedoch waren in Gregorien noch viele seiner Anverwandten zurückgeblieben, unter welchen der Metropolit sein Bruder und Tamres oder Demetrius war, an den er seine

Schwester verheirathet hatte, aus welcher Ehe hernach der berühmte Heraclius gebohren wurde, von welchem heut zu Tag so vieles gesprochen wird. Der Metropolit wurde von den Türken gefangen gesetzt und nach Constantinopel geschickt, um von ihm die Reichthümer seines Bruders zu erpressen, von welchen sie glaubten, daß sie ihm anvertraut worden wären. Als sie nichts hatten erzwingen können, so liesen sie ihn endlich wieder nach einer langen Gefangenschaft und Landesverweisung los, und er kam wieder zu der Zeit in sein Vaterland zurück, als Culi-Kam Georgien wieder dem Persischen Zepter unterworfen hatte. Die Söhne des Wagtan-Kam nahmen unter den Rußischen Truppen Dienste, und einer von ihnen brachte es bis zur Stelle eines Generals der Artillerie, die andern hingegen haben ansehnliche Hofämter erlangt.

Der auserordentlich schnelle Fortgang des Persischen Eroberers war den Türken ein viel stärkerer Antrieb, als der Friedensbruch desselben, auf den Rest ihrer eroberten Provinzien bedacht zu seyn, besonders da es auser allem Zweifel war, daß die Widereroberung der Perser und das Glück, das mit ihren Unternehmungen verbunden war, sie reizte, den Krieg in das Herz der Türkischen Staaten zu spielen. Der Erfolg der Begebenheiten rechtfertigte ihre Vermuthung. Aber die Umstände des Serrails und die Absichten des Veziers, welches damals der berühmte Ibraim Bassa war, verursachten einige besondere Hindernisse, welche machten, daß man sich mehr nach dem Frieden als nach dem Krieg sehnte. Alle Höfe haben nach der Verschiedenheit des Characters der Nationen selbst auch verschiedene

dene Gesichtspuncte, aus welchen man die feinste Maasregeln beurtheilen muß, so zwischen Ministern und Hofleuten beobachtet werden. Immer wird man da am sichersten gehen, wo man die gröste Verstellung gebraucht. Der Vezier Ibraim, der das Gemüth seines Herrn ganz in seiner Macht hatte und 18. Jahre über Zeit gehabt, sich in seinem ansehnlichen Posten fest zu setzen, hatte eben so viele Feinde und Neider, als er Grose um sich sahe. So lang er bey Hof war, so hatte er die Oberhand vor allen. Die Nothwendigkeit eines Kriegs aber, worzu ihn die Ehre des Reichs und seines Kaisers antrieb, war vor ihn ein gefährlicher Knote, den er nicht anders als mit seinem Sturz auflösen konnte. Er mußte sich selbst an die Spitze des Heeres stellen, das in Asien zu Felde zog, um hierdurch die Macht zu beleben, die man dem furchtbarsten Feind entgegen setzte und den Osmanischen Waffen Ehre zu bringen. Man stellte auch mit Fleiß dieses als die beste Gelegenheit vor, wo er seinem Namen durch die Vortheile, so er dem Reiche erfechten würde, Ehre machen könnte, und durch dergleichen künstliche Vorstellungen sahe er sich auf allen Seiten gezwungen, auch wider seinen Willen in das Feld zu ziehen. Alles stellte ihm seinen Sturz vor, wenn er sich vom Hof entfernte, und es dünkte ihn schon seine Mitbuhler gerüstet zu sehen, allen seinen Handlungen und Schritten, so gut sie auch waren, eine böse Gestalt zu geben. Eine einige Auskunft stund ihm in seiner bedenklichen Lage noch offen. Durch gewisse feine Unterhandlungen, deren er fähig war, brachte er es dahin, daß der Sultan selbst in eigener Person in den Krieg zog, in dessen Gegen-

wart er sich vor das Beste des Reichs aufzuopfern entschlossen war, um mit seinem eigenen Blute seinen Diensteifer zu versiegeln.

Nachdem dieser vor ihn so wichtige Punkt entschieden war, so bekam er wieder neuen Muth, weil er denjenigen mit sich führte, von dem er alles hofte und alles fürchtete. Er gab gleich die gemessenste Befehle zu schleuniger Zurüstung alles dessen, was zum Marsche nöthig war. Das Lager wurde bey Scutari, vormals Christopolis genannt, aufgeschlagen, in einer Ebene, welche in Asien gerad von Constantinopel über liegt, von welcher Stadt sie nur durch einen Canal abgesondert wird. Hier kamen alle Truppen zusammen, und es wurde alles gleichsam in die Wette mit der grösten Eilfertigkeit ausgeführt. Als alles bereit war, so giengen der Sultan, der Vezier und das ganze zahlreiche Gefolg ab, welches ein so groser Monarch auf einem Marsche mit sich zu führen pflegt. Die Pracht, die Ueppigkeit und der Glanz, womit dieses Heerlager begleitet war, läßt sich kaum mit Worten ausdrücken. Ueberall blinkten die Waffen und alles ertönte von den kriegerischen Instrumenten. Nun war nichts mehr übrig, als daß man die gewöhnliche abergläubische Gebräuche entrichtete, welche die Türken vor ihren Feldzügen zu beobachten pflegen, um mit guten Vorbedeutungen auszuziehen. Aber während der Zeit, als sich das Heer bey Scutari aufhielt, entbrannte in Constantinopel der Geist der Empörung, welche sich endlich mit dem Leben des Veziers, der vornehmsten Staatsbedienten und mit der Absetzung des Sultans Achmet III. selbst endigte.

Um

Um den vornehmsten und geheimsten Ursachen dieser Begebenheit nachzugehen, müssen wir eine Materie berühren, welche bemerkt zu werden verdient, und deutlich erweisen wird, wie gefährliche Folgen der Partheygeist in einer jeden Regierung erregen könne. Der Vezier Ibraim Passa war ein Tochtermann des Sultans und erhielte vor seinen Sohn ebenfals eine andere Prinzeßin zur Gemahlin, die aber von einer andern Mutter gebohren war. Um sich angesehene Clienten zu machen, brachte er es dahin, daß zween Söhne von Passa zu 3. Roßschweifen noch zwo andere Prinzeßinnen vom kaiserlichen Geblüte heiratheten. Hierdurch erhielten diese Söhne ein gleiches Ansehen und gleiche Würde, Kraft welcher sie alle **Veziere von der Bank** genennt werden, wegen des Postens, den sie im Staatsrath haben, ohne welche Bedingung auch keiner zur Ehre gelangen kan, sich mit dem kaiserlichen Geblüte zu verbinden. Unter diesen war auch der Capitän Bassa, zugenannt **Caimak**, dessen ganzer Vorzug in der Schönheit seiner Gesichtsbildung und in dem artigen Bau seines Leibs bestand, wegen welcher er Caimak, das ist, Milchblume oder Milchgesicht zugenannt wurde. Unter der nämlichen Anzahl von Clienten war auch Meemet Chiaja, d. i. Statthalter des Veziers, ein Minister, der ihm gemeiniglich nachfolgt. Dieser Herr war ein groser Geist, zugleich aber besaß er einen so auserordentlichen Reichthum, daß er verschiedene male in Gefahr war, die gewaltsamste Wirkungen des Neids seines Regenten zu empfinden, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, den Neid durch zahlreiche und höchst grosmüthige Geschenke zu entwafnen. Viele von den Ulema waren dem Vezier

zier sehr geneigt, theils wegen seiner Freygebigkeit gegen sie, theils wegen der einträglichen Bedienungen, die er ihnen verschafte. Auser ihnen waren noch andere vornehme Personen mit ihm verbunden, welche sein Posten und seine Glücksumstände mit ihm aufs genaueste vereinigten. Ihre gemeinschaftliche Eifersucht machte auch ihr Interesse gemeinschaftlich. Diese ganze Parthey, von welcher der Vezier die erste Triebfeder war, zweckte auf nichts anders ab, als den Sultan auf dem Throne und den Vezier in seinem Posten zu erhalten, zugleich aber waren alle bereit, sich wider die geheime Nachstellungen ihrer Feinde gemeinschaftlich zu vertheidigen. Da sie ein starkes Uebergewicht über ihre Feinde hatten, so entschlossen sie sich die ganze Parthey in drey Theile zu theilen, wovon eine des Veziers, die andere des Capitän Bassa und die dritte des Meemet-Chiata Parthey seyn solte, wordurch sie allen weitern Verläumdungen zu entgehen und die Vermuthungen zu verwirren hoften, welche etwa die Feinde über diese Theilung machen könnten.

Ihre Absichten mögen nun gewesen seyn, welche sie wollen, so ist so viel gewiß, daß man schon vor der Abreise des Sultans von einer bevorstehenden Veränderung im Serrail und im Ministerio sprach. Es fehlte auch nicht an Gründen, mit welchen man diese Vermuthung bestätigen konnte. Die Macht des Veziers wurde alle Tage gröser und das Ansehen, so er sich durch seinen grosen Anhang gab, immer bedenklicher. Die Ueppigkeit, der Pracht und andere Mißbräuche, so sie eingeführt hatten, zogen zum grosen Nachtheil des Reichs eine gänzliche Veränderung unter der Nation

nach

nach sich, wodurch alle gesunde Staatsmaximen verletzt wurden. Es fand zwar die Gegenparthey keine bequeme Gelegenheit, ihren Groll gegen diese drey Partheyen auszuführen: diese aber stürzten sich endlich von sich selbst, und beförderten ihren Untergang durch einen Zufall, woran sie selbst keinen Theil hatten, der aber sich endlich mit dem tragischen Tode aller endigte. Da nun der Vezier, welcher die üble Gesinnungen der Mißvergnügten sehr wohl kannte, befürchten mußte, es möchte die Rebellion sogleich ausbrechen, so bald sich der Sultan von der Hauptstadt entfernt hatte: So schob er mit Vorbedacht den Aufbruch des Heers von Scutari beständig auf, und entschloß sich, dem Vorhaben seiner Feinde vorzukommen, und selbst eine Art eines Auflaufs zu erregen. Er hofte denselben gleich bald wieder zu dämpfen, wolte aber davon Gelegenheit nehmen dem Sultan vorzustellen, wie nöthig es wäre, daß der Kaiser in seiner Residenz zurück bliebe, daß er sich in Constantinopel verweilte, folglich das Commando der Armee einem andern tapfern Commandanten übertrüge. Er eröfnete seinen Gedanken vier der vornehmsten und angesehensten Ulema, auf deren Treue, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit in der Ausführung er sich verlassen konnte.

Es befand sich eben damals ein gewisser Soliman, ein Pascha von 2 Roßschweifen in Constantinopel, der von Albanien in Constantinopel angekommen war und ganz vom Vezier abhieng. Diesen gebrauchte der Vezier als ein Werkzeug zur Ausführung dieser ganzen Sache. Gleichwie aber jedermann wohl wußte, wie schwach die Geisteskräfte des regierenden Sultans

Achmet

Achmet waren, welches eben die gerechte Beweggründe waren, warum man ihn nicht auf dem Throne haben wolte: So solte der ganze Auflauf dahin abzwecken, zwar eine Begierde nach einer Veränderung zu zeigen, im Grunde aber die Entfernung des Sultan Achmets zu hindern. Soliman-Pascha, der mit 4 Ulema wohl verstanden war, wiegelte 4 Personen von seinem Gefolge auf, welche er genau unterrichtete, was sie zu thun hätten. Das Haupt derselben war der berühmte Ali-Patrona. Alle 4 erschienen auf dem Hippodromus mit der Fahne der Empörung, und beriefen die Muselmänner oder die Rechtgläubige unter ihre Fahnen, ohne aber ihre Anforderungen und Absichten zu erklären. Denselbigen Tag wuchs der ganze Trupp nur auf 150 Mann an, welches aber lauter elende Leute waren, die gewohnt sind, alle verzweifelte Mittel zu ergreifen, um mitten unter dem Auflaufe und der Verwirrung ihre Vortheile zu erhalten. Hievon bekam der Vezier zur rechten Zeit Nachricht. Er lief sogleich zum Sultan, und meldete ihm den Zufall, der sich ereignet. Dieser war ganz erstaunt, und wußte nicht, ob er in die Absicht des Veziers willigen oder ihn bey sich zu seiner desto grösern Sicherheit behalten solte. Den folgenden Tag aber zeigten sich unter den Rebellen viele, so mit der Regierung mißvergnügt waren, und Ali-Patrona sahe sich an der Spitze von tausend Bewafneten. Der Vezier lag dem Sultan sehr an, er möchte ihm erlauben, daß er mit einem Corps Truppen nach Constantinopel gienge, und versicherte ihn, er wolte die aufkeimende Empörung gar bald dämpfen, ein allzulanges Zaudern aber sey gefährlich, und werde die Gefahr

fahr vermehren. Er lag ihm desto mehr an, als er hörte, daß die Sache auf die abgeredte Weise gienge, indem er befürchtete, es möchte sich das ganze Volk empören, wenn er ihm Zeit liese, seine böse Absichten auszuführen. Er war des glücklichen Ausgangs der Sache ganz sicher, wenn er sich bald zeigte, indem er in den Cammern der Janitscharen noch 102 tausend Mann hatte, die unter dem Titel von Persischen Truppen bekannt, und noch nicht von dem bösen Beyspiel der andern angesteckt, sondern viemehr zu seinen Befehlen bereit waren. Zum Unglück war der höckerigte Selim Zaade ein Sohn des Sultans ein Todfeind des Veziers, und sein Haß stürzte alle. Er war zugegen, als man sich über eine so wichtige Sache berathschlagte, und als der Sultan im Begriffe stund, dem Vezier es zu erlauben, nach Constantinopel zu gehen, so hinderte er es, und erwieß, daß der Vezier ein Ungetreuer, ein Verräther und ein Böswicht sey, der durch seine Künste die Sache seines Regenten vielmehr verwirre und zerstöre, als daß er sie mit gewissenhafter Ehrlichkeit verwaltete. Der Sultan glaubte diesen Vorstellungen, und entschloß sich, selbst nach Constantinopel zu gehen, den Vezier und die andern Ministers mit sich zu führen und aus dem Serrail alles in eigener Person beyzulegen.

Diese Auskunft des Sultans gab den Mißvergnügten Zeit, ihre Anzal zu vermehren, und wie es bey solchen plötzlichen Aufläufen zu geschehen pflegt, ihren ersten Plan zu verlassen, und neue Hofnungen zu fassen. Als bey dem ersten Ausbruch des Auflaufs der mit Verlangen erwartete Vezier nicht erschien, so

war

war es indessen leicht, den Sultan in einem Augenblick von dem Zutrauen, das er in ihn setzte, abzubringen: Aber die Sachen nahmen eine solche Wendung, daß es hernach unmöglich war, die Macht und die Gewaltthätigkeit der Rebellen aus dem Serrail zu unterdrücken, welche vielmehr, so bald sie alles nach ihrem Wunsche gehen sahen, ihre Macht, so wie es bey dergleichen Aufläufen zu gehen pflegt, mißbrauchten. Ali-Patrona blieb immer das Haupt der Verschwornen, und ein gewisser Mousul war sein Gefehrte und Rathgeber, welcher sich auf Anrathen der Gegenparthey des Veziers zu den Mißvergnügten begeben hatte. Da sie sich an der Spitze von 60 tausend Mann sahen, so glaubten sie uneingeschränkte Herrn von Constantinopel und vom Throne zu seyn. Ali-Patrona nahm ein solches Betragen an, daß er sich weder vom Soliman-Passa seinem Herrn mehr regieren ließ, noch die 4 Ulema um ihre Einwilligung in dem, was er vornahm, befragte. Der Sultan war nun gezwungen, Gesetze von ihnen zu nehmen und sie zu fragen, was denn ihre Gesinnungen wären um sie befriedigen zu können. Es ist merkwürdig, daß ein Heer von 100000. Streitenden, das bereit war wider Persien zu marschiren und das wenige Stunden zuvor seinen Souverain sahe und anbetete, nun, als er sich in das Serrail begeben hatte, nicht nur keine Bewegung machte ihm zu helfen, sondern vielmehr dem Beyspiele der allgemeinen Empörung in der Hauptstadt und der Militz, so alda im Quartier lag, folgte, nach Neuerungen sich sehnte und zu dem Haufen der Mißvergnügten übertrat. Das erste Opfer, so sie forderten, war der unglückliche Ibrahim Passa-Visir, der gleich stran-

gulirt

gulirt auf einen mit zween Ochsen bespanten Karren gelegt, und aus dem Serrail den Empörern vorgeführt wurde, welche sich in ihrer Raserey an seinem Leichnam zu rächen suchten, dem sie Stiche mit Messern und Hiebe mit Säbeln gaben. Als sie sahen, daß ihnen alles wiche und daß sie begehren könnten, was sie wolten, nachdem sie sich bereits bereichert hatten und die Waffen noch in den Händen führten, so liesen sie sich einfallen, den Sultan Achmet III. selbst abzusetzen, und seinen Neffen Sultan Mahmut einen Sohn von seinem Bruder Sultan Mustafa auszurufen. Sultan Achmet III. hatte zwar Kinder, bey den Türken aber sieht man auf den ältesten Prinzen vom Geblüt, er mag hernach von einem Kaiser entsprossen seyn, von welchem er will.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Die Rebellion, welche den Sultan Achmet III. 1730 absetzte und Mahmut I. aus dem Dunklen des Serrails hervor zog und auf den Thron berief, hatte die Folge, daß nach der Vorstellung, die sich gemeiniglich der Pöbel bey solchen Veränderungen zu machen pflegt, ein jeder bey der Erhebung eines neuen Kaisers sich auch neue Glückseligkeit versprach, mehr aus einem Haß gegen der alten, als aus wahrer Kenntniß der neuen Regierung. In der That wußte Mahmut selbst sich kaum darein zu schicken, als er sich so unvermuthet auf den Thron erhoben sahe. Von dem schnellen Gehorsam und der Dienstbarkeit der Umstehenden wie über-

rascht, war er auser Stand guten Gebrauch davon zu machen, weil er die Stärke des kaiserlichen Throns noch nicht verstund. So bald er auf dem Throne sich erblicken ließ, so wurde gleich wieder der Ehrgeiz der Grosen rege, und ein jeder schmeichelte sich mit dem angenehmen Bild seines vorgegebenen Adels, welchen er zu dieser schicklichen und günstigen Zeit erheben wolte. Es schienen ihnen zwar die Anordnung einer Monarchie am besten zu gefallen, in welcher das Ansehen des Geblüts und die Ehre vorzüglich in Betrachtung kamen, und der Soldatenstand zugleich in besonderer Achtung steht. Sie liesen sich aber zugleich beygehen, einen Rath oder eine Versammlung von den Vornehmsten des Reichs niederzusetzen, auf welcher die ganze Last der Regierung beruhen solte. Sie versuchten dieses unter Beyhülfe der Rebellen, welche die Waffen noch in der Hand hatten, vor welchen sich der Sultan billig fürchten mußte, ob sie wohl zu seinem Besten ergriffen worden waren. Sie konnten auch in einer so wichtigen Staatsveränderung, wovon die Rede war, nicht leicht ein ander Mittel ergreifen. Ihr Plan war dieser, die Despotische Regierung gänzlich abzuschaffen und in dem Reich solche Regeln einzuführen, vor welche der Sultan selbst alle mögliche Achtung haben müßte. Zu diesem Ende wolten sie ein Parlement von 24 Fürsten oder Grosen des Reichs errichten, weswegen das ganze Reich in eben so viele Theile eingetheilt und jede Provinz durch ihre Statthalter regiert werden solte. Bey dem Parlement solte der Grosvezier den Vorsitz haben, und alle andere Minister der Pforte der Versammlung beywohnen. Diese solle der wahre Mittelpunkt und

der

der Geist der Regierung seyn, der Sultan aber, als die Quelle aller politischen und bürgerlichen Macht sich nach den vestzusetzenden Reichsgrundgesetzen richten, und zugleich seine Stralen über alle Stände von Personen von Ansehen verbreiten, alle untergeordnete und abhängige Macht aber dem Adel allein anvertrauen, der ihn umgeben würde, und mit gutem Rath, mit Gerechtigkeit und mit den Waffen zur Erhaltung und zum Ruhm desselben das Seinige beytragen. Die Ulema sollen bey ihren Vorzügen und Freyheiten gelassen werden, weil sie ein heiliger Stand sind, sie sollen daher solche Aemter erhalten, welche man den Verdiensten, der Tugend und der Geburt schuldig ist. Dieses war eine neue Gährung, wodurch diejenige noch mehr entflamt wurde, welche in dem Geist der Rebellen noch nicht erkaltet war. Hätte dieselbe einen glücklichen Ausgang gehabt, so würde sie im ganzen Reiche eine grose Verwirrung hervorgebracht und fatale Folgen verursacht haben, wo nicht eine unerwartete Hand der Sache auf eine schickliche Weise abgeholfen hätte.

Der Kislar-Aga oder der erste Mohrenverschnittene stellt in und auser dem Serrail eine Figur von besonderem Ansehen vor, weil er der Gnade der Sultane sich besonders zu erfreuen hat. Denn diese vertrauen ihnen ihre Liebes- und Weichlichkeits Geheimnisse an, und wenn sie an einem Kislar-Aga die nöthige Geschicklichkeit bemerken, so schütten sie auch die wichtigste Staatsangelegenheiten in seinen Schoos aus. Durch diese Mittel wird es ihm sehr leicht, sich bey dem Sultan in vorzügliche Gnade zu setzen, zu welchem End-

zwecke er sich auch der Favoritweiber zu bedienen weiß, welchen er allein die Ehre zuwege bringen kan, vom Sultan geliebt zu werden. Einige Kislar-Aga haben sich zu verschiedenen Zeiten eben wegen dieses glücklichen Zutritts zum Sultan eine fast uneingeschränkte Macht erworben. Einige Veziere, so zu solchen Zeiten lebten, wußten sich solcher Mitwerber bald zu entschlagen, sie verwiesen einige nach Mecca, andere liessen sie ersäufen, und der Grossultan schiene sich zur Ehre dieser Würde nicht viel darum zu bekümmern, weil er selbst den Vezier mit dem höchsten und furchtbarsten Ansehen verordnete um ihn und die kaiserliche Macht vorzustellen.

Beßir-Kislar-Aga, der schon so viele Jahre über im Serrail gedient, und unter dem abgesetzten Sultan Achmet, dessen Herz er vollkommen in seiner Macht hatte, es so weit gebracht hatte, daß er sein geheimster Rath und Privatminister war, besaß Geschicklichkeit genug, um sich deutliche Begriffe von Staatssachen und Hofintriguen zu machen. Er hatte von der Gnade, welche er genoß, niemal wollen den Gebrauch machen, daß er sich einen Theil der Macht der andern Minister angemaßt hätte, sondern er begnügte sich mit dem Ansehen, welches ihm das bekannte Vertrauen verschafte, so der Sultan in ihn setzte. So vorsichtig er auch in seiner Aufführung war, so hätte er doch von einem scharfsichtigen Sultan vieles zu befürchten gehabt. Er hatte auch grose Ursache von der Eifersucht eines so entschlossenen und geschäftigen Veziers, als Ibrahim Passa war, alles zu befürchten. Denn da dieser das Herz des Sultans ganz in seiner Macht hatte, so gebrauchte er mit vollkommener Freyheit alle mit sei-

ner

ner Stelle verbundene Rechte. Der Ehrgeiz aber, der endlich doch, sonderlich bey dieser Art von Menschen, die Oberhand gewinnt, so künstlich er sich auch zu verbergen weiß, wirkte so stark auf sein Gemüth, daß er nur auf Gelegenheit wartete, ihn zu erfüllen. Das fatale Beyspiel der Persischen Verschnittenen bot ihm das Model an. Er wolte auch vielleicht seiner Macht nicht mißbrauchen, um dem Türkischen Reiche nicht das Ungemach zuzuziehen, welches über Persien verhängt worden war. Es mag ihm nun das angenehme Vergnügen, eine nothwendige und angesehene Person vorzustellen, oder der Eifer vor das Reich und vor seinen Kaiser belebt haben, so wußte er sich bald durch seine Aufmerksamkeit und durch seinen Fleiß bey dem Sultan also einzuschmeichlen, daß er ihm alles gestattete, was er verlangte. So gut er aber die Umstände zu benutzen wußte, um seinen Ehrgeiz zu sättigen, so sehr wußte er auch alle seine Geschicklichkeit zu gebrauchen, um das Unglück abzuwenden, welches nach dem von den Grosen gemachten Plan dem Reiche bevorstund. Er sahe sehr wohl ein, wie leicht alle Zufälle zum Verderben des Staats zusammenpassen könnten. Er wußte, wie leicht man einen schwachen Regenten bey dem Anfang seiner Regierung verführen konnte, daß er sich der wichtigsten Unternehmung der Grosen nicht widersetzte. Sein erstes Vorhaben war also dieses, dem furchtsamen Kaiser vorzustellen, wie groß die Gefahr sey, den Thron und das Leben zu verlieren, wenn man jeden Grosen in ihre Anforderungen willigte, welche nicht nur frech und mit den Waffen in der Hand erzwungen, sondern auch dem alten System zuwider seyn, nach welchem das

Reich bisher regiert geworden. Als er den Sultan verwirrt sahe, so machte er ihm durch verschiedene Vorstellungen guten Muth und bat ihn, seine Hofnung und sein Vertrauen nur auf ihn zu setzen. Er leitete die Sachen so gut ein, daß er dem Kaiser den Rath gab, über alles, was ihm seine Minister vortragen würden, ein genaues Stillschweigen zu beobachten. Um ihn von der Verlegenheit zu befreyen, in welche ihn seine Unwissenheit setzte, wenn er in einer Sache eine schnelle Antwort und Entschliessung geben solte, so lehrte er ihn, über eine jede Sache, die man ihm vorbrächte, nur zu antworten, daß er hievon dem Mohren bereits seine Willensmeinung zu erkennen gegeben und daß sie dieselbe bey ihm erfahren könnten.

Der Sultan willigte in alles dieses und ertheilte ihm vollkommene Macht zu thun, was er vor nützlich hielte. Er that es auch desto eher gerner, weil er auserdem, daß ihm dieses Mittel seine wichtige Sorgen erleichterte, von seinem eigenen abgesetzten Oheim erinnert worden war, sich auf die Klugheit und die Treue eines solchen Ministers zu verlassen. Nachdem nun der Sultan in eine Maschine verwandelt worden, welche blos mit denenjenigen Triebfedern handelte, mit welchen es dem Mohren ihn zu bewegen beliebte, so unternahm dieser das wichtige Werk, den schon befürchteten Sturm gänzlich zu dämpfen. Mit dem Credit und dem Ansehen, das er besaß, gab er sich Mühe, einen Grosen nach dem andern besonders zu sprechen, in der Absicht, sie zu trennen und hernach die Ehrgeizigste zu Ehrenstellen zu befördern, um diesen ganzen Plan und ihre Vereinigung, welche sie suchten, zu

zer-

vernichten, und hierdurch den ersten Grund zu dem zu legen, was er sich auszuführen vorgenommen hatte. Die Geschicklichkeit des Mohren und die Annehmlichkeit seiner Worte brachte es bey ihnen so weit, daß sie in Betracht seiner gesunden und vernünftigen Anschläge vor gut ansahen, die Ausführung eines so wichtigen Vorhabens auf eine bessere und schicklichere Zeit zu verschieben. Der Kislar-Aga ließ sich durch ihre Schmeicheleyen nicht überraschen, er bezahlte sie vielmehr mit gleicher Münze und schmeichelte ihnen hinwieder. Er schilderte ihnen die Scharfsinnigkeit und die Einsichten des Sultans auf der günstigsten Seite, ob es sich schon nicht so verhielte. Er meldete ihnen, daß der Sultan den festen Entschluß gefaßt, ein geheimnißvolles Stillschweigen beständig zu beobachten, und daß er, der Mohr, unter Gefahr seines eigenen Lebens sich genöthigt sehe, ihnen den ausdrücklichen Willen des Kaisers zu wissen zu thun, welches er desto ungerner befolge, weil diese Geschäfte seine andere wichtige Angelegenheiten vermehrten. Weil ich aber, sagte er, gehorchen muß, so bitte ich euch nur, so oft bey mir zu erscheinen, als ich euch rufen werde, um eure Meinung über die vorkommende Materien zu vernehmen, euren Rath anzuhören, indem ich euch versichere, daß ich meinem Monarchen alles getreulich hinterbringen will, der nach seinem durchdringenden Verstand den Urheber der heilsamsten Anschläge erkennen, ihn loben und seine Verdienste und Vorzüge belohnen wird.

Diese unerwartete gelinde Art zu handeln und die Beredtsamkeit, mit welcher der Mohr sie lobte, war die erste Erschütterung, welche der Plan der Grosen

litte, während daß der schlaue Mohr nur Zeit zu gewinnen suchte, um den letzten Streich reiflich zu überlegen und auszuführen, womit er ihr ganzes Project zu zernichten suchte. Er nahm hierzu Anlaß von dem dringenden Krieg von Asien, welcher erforderte, daß die Truppen in aller Eile marschirten. Einige dieser Herrn beförderte er zu den ersten Würden und Stellen, sie waren über den neuen Zuwachs von Ehre zufrieden, und zogen in diesen Krieg. Andere entfernte er von Hof dadurch, daß er ihnen Ehrenstellen in verschiedenen Provinzien des Reichs anvertraute, und endlich glaubte er, daß die Hinrichtung der Häupter der Rebellen alle weitere Zufälle verhindern würde. Aber eben aus diesem Betragen des Serrails merkten die andern die wahre Absicht, und es erhoben sich daher andere neue und gefährliche Vorfälle. Denn aus der Asche der noch ganz frischen Empörung entzündete sich eine andere zu Gunsten des abgesetzten Sultans Achmet III. den man wieder auf den Thron setzen wolte. Sie wurde, wie man glaubt, eben von denjenigen erregt, welche in der Verwirrung der königlichen Burg und unter so plötzlichen Aufläufen alles zu ihrem Vortheil einrichten wolten. Ein förmliches Treffen an den Mauren von Constantinopel endigte den grosen Streit, und der Ausgang, der der Parthey des neuen Sultans günstig war, bestätigte ihn auf seinem Thron. Man hatte dem abgesetzten Achmet III. Gift gegeben, um allen andern Vorwand aufzuheben und die stolzeste und kühneste Köpfe zu Grunde zu richten.

So endigte sich diese Sache, und der glückliche Ausgang derselben erhöhete den Ruhm des Verschnittenen

tenen und seine Macht über das Gemüth des Kaisers. Nun schwang er sich auf diejenige Höhe, auf welche er abzweckte, und ward endlich unumschränkter Herr über alle Regierungsgeschäfte. Da die unabänderliche Grundgesetze des Reichs einen Grosvezier erfordern, so sind auch die Rechte unabänderlich, die mit seiner Macht verknüpft sind. Diese steile und schwere Klippe mußte der Mohr noch übersteigen, oder ihr wenigstens einen so harten Stoß geben, daß sie dadurch erschüttert würde und er sich dadurch den Weg zu seinem wichtigen Vorhaben bahnte. Es fehlte ihm auch nicht an Kunst und an Muth sich den gröſten Schwierigkeiten mit den Vezieren entgegen zu setzen. Kaum merkten diese, daß man ihnen die höchste Macht, so mit ihrem Rang verknüpft war, streitig machte, so geriethen sie in eine gewisse Gährung, sie erstaunten über die Versuche, die man wider sie machte und wußten sie nicht zu hindern. Da die Veziere an den Rizalli einen sehr ansehnlichen Anhang haben, so ergrimten sie sehr, als sie ein solches Betragen merkten, wodurch ihr Charakter und ihre Würde beleidiget wurde, und sie befürchteten nicht ohne Grund, es möchten auf diese Weise die allerangesehenste Personen des Reichs der willkührlichen Macht des Mohren unterworfen werden.

Nun hatte der abgesetzte Sultan unter andern Erinnerungen dem regierenden Sultan, seinem Neffen, auch diese als eine der wichtigsten Regeln gegeben, er solle die Veziere und die andern vornehmste Minister nicht allzulang in ihren Stellen lassen. Es begrif dieser Rath einen sehr wichtigen Gegenstand der Vorsichtigkeit, damit nemlich die lange Dauer einer so wichtigen

Stelle

Stelle in einer Person, welche Kühnheit genug besaß, alles zu unternehmen, nicht eine allzugrose Macht hervorbrächte und festsetzte. Die Erfahrung, die man von dem langen Vezierat des Ibrahim-Bassa hatte, war Beweiß genug, wodurch er belehrt wurde, sich vor den Einfällen und der willkührlichen Macht der Minister zu hüten. Der fürsichtige Mohr wußte einen guten Gebrauch von dieser Erinnerung zu machen. Er wußte sich der Zeiten und der Gelegenheiten weislich zu bedienen, machte von Zeit zu Zeit häufige Veränderungen und entfernte von der Residenz und vom Ministerio alle diejenige, welche seine Macht mit neidischen Augen ansahen. Sie waren auch auser Stand, sich dieser Macht zu widersetzen, so sehr sie auf der andern Seite der Ehrgeiz reizte, in die erste Reichsposten und in die vornehmste Würden des Staats eingesetzt zu werden. Sie fanden aber auch in diesem Stücke eine unerwartete Herunterlassung auf Seiten des Mohren, durch welche er mit den schmeichelhaftesten Künsten einer wahren Verstellung sie angewöhnte, seine Creaturen und ihm gänzlich ergeben zu seyn, die Ehrenstellen um starke Geldsummen zu erkaufen, und durch einen solchen starken Aufwand das Vermögen zu schwächen, mit welchem sie die Unruhen im Reiche hätten nähren können. Es ist wahr, daß er vor sich selbst von solchen Dienstverkaufungen keinen Nutzen zog, er mag es hernach aus wahrer Grosmuth gethan, wovon er viele Beyspiele gegeben, oder er mag hierdurch den Ruhm gesucht haben, daß er keine feile Seele sey. Er stellte blos dem Sultan den Nutzen vor, den er daraus ziehen könnte, wenn er die Grosen des Reichs ihrer Reichthümer beraubte,

dadurch

dadurch daß er ihnen eitle Ehrenstellen verliehe, nach welchen sie ein so auserordentliches Verlangen äuserten; hierdurch würde er, sagte er ihm, seine Schatzkammer bereichern, welche er immer angefüllt erhalten solte, um alle Mittel zu seiner Erhaltung bereit zu haben. Dieser heilsame Rath, welchen damals einer der gescheidesten Minister des Reichs nach dem Verhältniß der Zeit und der Umstände gab, wurde in der Folge als ein beständiger Grundsatz festgesetzt: Aber eben daraus folgten hernach gewisse Mißbräuche, welche der Eigennutz der Minister hervorbrachte. Alle gute Ordnung zerfiel, alles ward feil, und das ganze System der Regierung gerieth in die äuserste Zerrüttung. Der Grosvezier bleibt indessen doch immer der grose Minister, der dem äusern Ansehen nach alle Ehre genießt, der gebieterisch befielt, und der sich seinem Herrn darstellen muß, um ihm von den Reichsgeschäften Bericht zu erstatten. Wenn er sich aber vormals den Zutritt zum Sultan und das Vertrauen desselben durch sich selbst erwarb, so ist er im Gegentheil jetzo ziemlicher massen eingeschränkt, er muß sich den Zutritt mit einer gewissen Rücksicht verschaffen, ja auch von den Materien selbst, von welchen er seinen Regenten unterrichtet, muß er zuvor mit dem Mohren sprechen, sich mit ihm und seinen Bedienten verstehen, und alsdenn kan er vor den Sultan treten. Diejenige, so damals eine so ansehnliche Stelle bekleideten, haben, so bald sie solche Fesseln gemerkt, lieber sich der Würde selbst entsagt, und ihre Absetzung einer so niederträchtigen Sklaverey vorgezogen. Einige wolten ihre Rechte mit aller Strenge

behau-

behaupten, und versuchten es, den Mohren selbst zu stürzen, sie setzten sich aber unendlichem Unglück aus. Heut zu Tag ist es so weit gekommen, daß man zu dieser Würde und zu allen Vorzügen und Ehrenzeichen derselben Personen befördert, welche sich nicht schämen, ein Amt zu führen, wovon sie fast gar keinen Gebrauch machen können, und welche sich mit einem sklavischen Geiste nach den Absichten des Serrails bequemen, um sich nicht durch ihre Absetzung einem noch grösern Unglück auszusetzen. Da sie wissen, wie häufig die Veränderungen sind, so trachten sie nur im Fall ihrer Absetzung ein schickliches Amt oder Appanage zu bekommen, wovon sie ferne von der Residenz den Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens nachhängen können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ